

A AUSSIGER
BEITRÄGE B

GERMANISTISCHE SCHRIFTENREIHE
AUS FORSCHUNG UND LEHRE

5

2011

5. JAHRGANG

*Schlüsselkompetenz Germanistik.
Profile und Perspektiven einer Disziplin im Wandel*

**Hrsg. von
Hana Bergerová, Ekkehard W. Haring und Marek Schmidt**



ACTA UNIVERSITATIS PURKYNIANAE
FACULTATIS PHILOSOPHICAE STUDIA GERMANICA

AUSSIGER BEITRÄGE

Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre

Redaktionsrat:

Andrea Bartl (Bamberg), Hana Bergerová (Ústí n. L.), Renata Cornejo (Ústí n. L.), Ekkehard W. Haring (Nitra/Wien), Klaus Johann (Münster), Marek Schmidt (Ústí n. L.), Georg Schuppener (Leipzig/Erfurt)

E-Mail-Kontakt: ABRedaktion@ujep.cz

Für alle inhaltlichen Aussagen der Beiträge zeichnen die Autor(inn)en verantwortlich.

Hinweise zur Gestaltung der Manuskripte unter <http://kgerff.ujepurkyne.com>

Die Zeitschrift erscheint einmal jährlich mit finanzieller Unterstützung des Editionsfonds der Philosophischen Fakultät der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem.

Anschrift der Redaktion: Katedra germanistiky FF UJEP
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem

Bestellung in Tschechien: Knihkupectví UJEP
Brněnská 2, CZ-40001 Ústí nad Labem
knihkupectvi@rek.ujep.cz

Bestellung im Ausland: PRAESENS VERLAG
Wehlistraße 154/12, A-1020 Wien
bestellung@praesens.at

Design: LR Design Studio
J. V. Sládka 1113/3, 415 01 Teplice
www.LRdesign.cz

Technische Redaktion und Druck: Home Basic a.s.
Dlouhá 1548/5, 400 01 Ústí nad Labem
www.homebasic.cz

Auflage: 200

© Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem, Filozofická fakulta
Ústí nad Labem, 2011

ISSN 1802-6419
ISBN 978-3-7069-0678-4

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Herausgeber 7

I. WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE

Profile und Perspektiven der Germanistik

LENKA VAŇKOVÁ: Die tschechische germanistische Linguistik: ein besonderer Weg in besonderen Situationen 13

JILL E. TWARK/BIRGIT A. JENSEN/SUSANNE LENNÉ JONES: Erfolgsstrategien zur Wiederbelebung eines universitären Germanistikstudienganges in den Vereinigten Staaten 23

LENKA MATUŠKOVÁ: Germanistik als Grenzwissenschaft 35

SABINE NÖLLGEN: Für eine grüne Germanistik: Vorschläge zur Umprofilierung einer Randdisziplin 49

Wege der Literatur- und Kulturwissenschaft

KARIN S. WOZONIG: Auf der Fährte der Natur. Der literaturwissenschaftliche Blick auf die Evolutionsbiologie 59

HELENA BAUDYŠOVÁ: Fiktive Musiker der deutschen Romantik: Musik in der germanistischen Forschung 69

JANA HRDLIČKOVÁ: „Unsere Frau Božena Němcová“ als Heldin eines deutschen Films. Möglichkeiten einer interkulturellen und interdisziplinären Begegnung 87

MARTIN A. HAINZ: Parallelweltkompetenz. Vom Lesen 99

FILIP CHARVÁT: Warum Gadamer? Zur Aktualität von Gadamers Ästhetik und Poetik 109

MIREK NĚMEC: Von *Austria Polyglotta* zu Europa Polyglotta? 119

Wege der Sprachwissenschaft

EVA ČULENOVÁ/LADISLAV GYÖRGY/JANA MIŠKOVSKÁ/EVA SCHWARZOVÁ: Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Slowakischen. Eine konfrontativ-kontrastive linguistische Analyse	137
HANA BERGEROVÁ: Lernerlexikographie und Fremdsprachenerwerb. Desiderata und Perspektiven am Beispiel phraseologischer Lernerwörterbücher	147
II. REZENSIONEN UND KOMMENTARE	
Andrea Bartl/Stephanie Catani (Hrsg.): Bastard: Figurationen des Hybriden zwischen Ausgrenzung und Entgrenzung. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2010 (<i>Karin Wozonig</i>)	165
Iwona Bartoszewicz/Marek Hałub/Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): Germanica Wratislaviensia 131 (2010): Literatur und Sprache in Kontexten. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, 2010 (<i>Gabriela Brudzyńska-Němec, Kristina Wermes</i>)	166
Maximilian Bergengruen/Klaus Müller-Wille/Caroline Pross (Hrsg.): Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur. Reihe Litterae. Freiburg i. Br.: Rombach Verlag 2010 (<i>Ekkehard W. Haring</i>)	168
Eva Ciešlarová: Phraseologismen im Wörterbuch und im deutschen und tschechischen Sprachgebrauch. Am Beispiel von Phraseologismen mit dem Bild von Mann und Frau. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2010 (<i>Jiřina Malá</i>)	170
Klaus Johann/Vera Schneider (Hrsg.): HinterNational. Johannes Urzidil – Ein Lesebuch von Klaus Johann und Vera Schneider. Mit Audio-CD. Potsdam: Deutsches Kulturforum östliches Europa, 2010 (<i>Anke Zimmermann</i>)	172
Adelheid Hu/Michael Byram (Hrsg.): Interkulturelle Kompetenz und fremdsprachliches Lernen. Modelle, Empirie, Evaluation. Tübingen: Gunter Narr, 2009 (<i>Dorothea Spaniel-Weise</i>)	174
Vesna Kondrič Horvat (Hrsg.): Franz Kafka und Robert Walser im Dialog. Berlin: Weidler Buchverlag, 2010 (<i>Irena Samide</i>)	177

Iva Kratochvílová/Norbert Richard Wolf (Hrsg.): Kompendium Korpuslinguistik. Eine Bestandsaufnahme aus deutsch-tschechischer Perspektive. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2010 (<i>Karen Lehmann</i>)	179
Steffen Martus/Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft. In: Geschichte der Germanistik 35/36, 2009 (<i>Marcus Willand</i>)	180
Jost Schneider (Hrsg.): Methodengeschichte der Germanistik. Berlin/New York: de Gruyter, 2009 (<i>David-Christopher Assmann</i>)	184
Egon Schwarz: (Mit) Schwarz lesen: Essays und Kurztexte zum Lesen und Gelesenen. Hrsg. v. Jacqueline Vansant. Wien: Praesens, 2009 und Egon Schwarz: Unfreiwillige Wanderjahre. Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente. München: Beck, 2009 und Ursula Seeber/Jacqueline Vansant (Hrsg.): Schwarz auf Weiß. Ein transatlantisches Würdigungsbuch für Egon Schwarz. Wien: Czernin, 2007 (<i>Klaus Johann</i>)	186
Vladimír Spáčil/Libuše Spáčilová: Míšeňská právní kniha. Historický kontext, jazykový rozbor, edice [Das Meißner Rechtsbuch. Historischer Kontext, linguistische Analyse, Edition]. Olomouc: Nakladatelství Olomouc, 2010 (<i>Lenka Vodrážková</i>)	187
STUDIA GERMANISTICA 6/2010. Acta facultatis philosophicae universitatis Ostraviensis. Ostrava: Ostravská univerzita 2010 (<i>Hans Wellmann</i>)	191
III. AKTUELLE BERICHTE UND FORSCHUNGSPROJEKTE	
Autobiographie und Autofiktion. Vierte Sommerakademie Schweizer Literatur im Centre Dürrenmatt in Neuchâtel, 31. Mai – 4. Juni 2010 (<i>Marie-Luise Wünsche</i>)	203
Die Stellung der Germanistik in der Tschechischen Republik nach der Bologna-Reform. Internationale Konferenz des Germanistenverbandes der Tschechischen Republik in Prag, 16. – 17. September 2010 (<i>Monika Růžicková</i>)	205
Uferdasein. Quellen und Strömungen germanistischer Forschung. Internationale Tagung am Lehrstuhl für Germanistik in Ústí nad Labem, 3. – 4. Dezember 2010 (<i>Renata Cornejo</i>)	207

Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Internationale Germanistenkonferenz an der Moskauer Staatlichen Linguistischen Universität anlässlich des 100. Geburtstags von Irina I. Černyševa, 14. – 15. März 2011 (<i>Galina M. Fadeeva</i>)	210
Traum und Trauma. Kulturelle Figurationen in der österreichischen Literatur. Internationale Tagung in Wien, 15. – 16. April 2011 (<i>Renata Cornejo</i>)	212
20. Linguistik-Tage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Prag, 26. – 28. Mai 2011 (<i>Romana Vančáková</i>)	215
Sprichwörter kommen selten aus der Mode oder wie kann man sie im Sprachenlernen einsetzen. Über das EU-geförderte Projekt SprichWort (<i>Vida Jesenšek</i>)	216
Verzeichnis der englischen Abstracts	219
Verzeichnis der Beiträger/innen	223
Verzeichnis der Gutachter/innen der AB 5 (2011)	229

VORWORT

Das Rahmenthema der vorliegenden Ausgabe der *Aussiger Beiträge* 5 lautet „**Schlüsselkompetenz Germanistik. Profile und Perspektiven einer Disziplin im Wandel**“. Mit diesem Thema verbinden sich Fragestellungen, die nicht nur hinsichtlich aktueller Debatten um Deutsch als Wissenschaftssprache, sondern auch für das gesellschaftliche Verständnis eines Faches bzw. das Selbstverständnis seiner Vertreter von höchster Bedeutung sind. Die Herausgeber nahmen dies zum Anlass, die Situation der Germanistik vor dem Horizont ihrer schwierigen Herausforderungen, vor allem aber ihrer Ressourcen, Potentiale und Möglichkeiten in den Blick zu rücken.

Dazu führte zunächst eine einfache analytische Vorüberlegung: In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben die Geisteswissenschaften einen grundlegenden Wandlungsprozess durchlaufen, der mit einschneidenden Veränderungen in allen Bereichen einherging. Auch in der Germanistik lässt sich diese Entwicklung beobachten – wenngleich in oft zwispältiger Form: Haben sich auf der einen Seite vielfältige Möglichkeiten ergeben, philologische Forschungen technisch zu optimieren, zu vernetzen, zu publizieren und damit eine größere Öffentlichkeit zu erreichen, so ist auf der anderen Seite ein schwindendes gesellschaftliches Interesse zu vermerken, das den philologischen Disziplinen letztlich einen eher marginalen Platz in der Wissenschaftslandschaft zuweist. Die Umprofilierung der Geisteswissenschaften zu ‚Hilfswissenschaften‘ mag vielen als irreversibler Imageverlust erscheinen, ist aber bei näherem Besehen durchaus als Chance zu begreifen: Wo immer es gilt, innerhalb hochspezialisierter ‚Leitwissenschaften‘ wichtige Schnittstellen herzustellen, könnten Geisteswissenschaften entscheidende Beiträge leisten. Die Fähigkeit zu Reflexion und interdisziplinärem Denken auf der Basis gemeinsamer referenzieller Bezugswerte – Sprache, Literatur, Kultur – erweist sich unter solchen Vorzeichen als Schlüsselkompetenz. Aber sind sich Geisteswissenschaftler dessen immer bewusst?

Die Themenwahl der vorliegenden Ausgabe intendiert den Gedanken, dass Germanistik, speziell die Germanistik im Ausland, hier eine Vorreiterrolle spielen könnte. Dabei geht es nicht um eine Positionierung im Diskurs der Selbstrechtfertigung, sondern vorrangig um die Formulierung eigener Stärken. Anders formuliert: Was kann die Auslandsgermanistik unter den veränderten Bedingungen des 21. Jahrhunderts leisten? Wo liegen ihre Möglichkeiten? Wie gelingt es ihr, originär fachbezogene Themen mit gesellschaftlich drängenden Fragen zu verknüpfen? Wozu und zu welchem Ende lehrt/studiert man heute Germanistik im Ausland?

Vor diesem Fragehorizont schien es uns geboten, die Diskussion aus der Perspektive von Hochschullehrer(inne)n, Forscher(inne)n, Studierenden und anderen Akteuren der Auslandsgermanistik noch einmal neu aufzunehmen und nach möglichst konkreten Antworten zu suchen. Die hier zusammengestellten 12 Beiträge liefern Beispiele aus verschiedenen Fachbereichen mit je eigenen Blickrichtungen. So wird im ersten Teil einerseits festgehalten, was in den vergangenen zwei Jahrzehnten erreicht wurde,

andererseits werden neue zukunftsweisende und teilweise vielversprechende Ansätze zur Umprofilierung der Disziplin vorgestellt. Die Beiträge des zweiten Teils zeigen einige neue Wege auf, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts von der Literatur- und Kulturwissenschaft eingeschlagen wurden, wogegen der letzte Teil die Aufmerksamkeit auf ausgewählte Wege der sprachwissenschaftlichen Forschung lenkt.

Neben der inhaltlich sinnvollen Zusammenstellung der Beiträge hatten wir, als Herausgeber der *Aussiger Beiträge* 5, zweierlei zu berücksichtigen: Zum einen galt es, die internationale Ausrichtung der Zeitschrift fortzuführen und in diesem Sinne vielversprechende Impulse germanistischer oder kulturwissenschaftlicher Forschungen aufzunehmen. Zum anderen sollten auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des die Zeitschrift herausgebenden Lehrstuhls in Ústí nad Labem/Aussig in ausgewählten Beiträgen zu Wort kommen. Die von uns getroffene Auswahl versuchte dem Rechnung zu tragen. Nicht alle der hier veröffentlichten Beiträge mögen klare, verbindliche Antworten auf die oben formulierten Fragen bereithalten. Vor allem jedoch, so das erklärte Ziel dieser Ausgabe, sollen sie zur Diskussion anregen. Je breiter diese Diskussion geführt wird, desto größer die Hoffnung und die Chance, dass sich die (Auslands)Germanistik ihres Potenzials als Disziplin mit Schlüsselkompetenz bewusst wird.

Die Herausgeber

Hana Bergerová
Ekkehard W. Haring
Marek Schmidt

I

WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE

PROFILE UND PERSPEKTIVEN DER GERMANISTIK

LENKA VAŇKOVÁ¹

Die tschechische germanistische Linguistik: ein besonderer Weg in besonderen Situationen

In der Studie wird die Entwicklung der tschechischen germanistischen Linguistik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart skizziert. Es wird darauf hingewiesen, dass sie nach dem Jahre 1989 an ihre besten Traditionen im Bereich der diachronen Forschung angeknüpft und gleichzeitig ihr Forschungsspektrum im Rahmen der Untersuchungen der Gegenwartssprache wesentlich erweitert hat, so dass eine breite Forschungsbasis geschaffen worden ist, die eine außergewöhnliche Chance für die Zukunft darstellt.

1 Die tschechische germanistische Linguistik in den ersten hundert Jahren ihrer Existenz

Die tschechische Germanistik hat während ihrer mehr als 120-jährigen Existenz eine Entwicklung durchlaufen, in der sich Blütezeiten mit Perioden abwechselten, in denen die Forschung infolge der gesellschaftlichen Verhältnisse weniger intensiv betrieben werden konnte.

Die Entstehung der tschechischen Germanistik stand in engem Zusammenhang mit der Teilung der Prager Karl-Ferdinands-Universität im Jahre 1882 in eine tschechische² und eine deutsche Universität. Kurz darauf, im Jahre 1888, wurde an der tschechischen Philosophischen Fakultät das Seminar für deutsche Sprache und Literatur gegründet: Dieses existierte dann ein halbes Jahrhundert parallel neben dem Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur (der 1849 gegründet worden war) am deutschen Teil der Prager Universität, wobei beide Einrichtungen „ihren selbstständigen Weg gingen sowohl im Bereich der wissenschaftlichen Forschung als auch im Bereich des kulturell-gesellschaftlichen Wirkens“ (VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ 2006: 81). Die spezifische institutionelle sowie gesellschaftliche Situation, in der sich die tschechische Germanistik etablierte, wirkte sich in deren Ausprägung und Zielen aus. Sie sah ihre Hauptaufgabe in der Untersuchung und Beleuchtung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen von der tschechischen Perspektive aus sowie in der Erforschung der sprachlichen Kontakte zwischen dem Deutschen und dem Tschechischen.³ Gerade durch die Akzentuierung der kontaktlinguistischen Ansätze unterschied sich die tschechische germanistische Sprachwissenschaft von Anfang an von den Schwerpunkten der Germanistik in den deutschsprachigen Ländern. Es ist kennzeichnend, dass das Prager Seminar seit seiner Gründung ausschließlich von Tschechen geleitet wurde. Dies gilt auch für die weiteren Zentren germanistischer Forschung: Brno, wo das Seminar für Germanische Philologie im Jahre 1920 entstand, und Olomouc, wo die Germanistik 1950 gegründet wurde,

1 Die Autorin ist Vorsitzende des Germanistenverbandes der Tschechischen Republik.

2 Diese hieß k.k. böhmische Karl-Ferdinands-Universität.

3 Vgl. dazu TVRDÍK/VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ (2006: 9-10), VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ (2007a: 15).

jedoch bis 1990 mit der Anglistik in einem Institut vereint war. Vor allem Persönlichkeiten, die an diesen drei Instituten gewirkt haben, prägten die tschechische Germanistik im ersten Jahrhundert ihrer Existenz.

Wenn man auf die Vergangenheit der linguistischen Forschung zurückblickt, fällt ein charakteristisches Merkmal besonders auf: Von Anfang an wurde im Bereich der Sprachwissenschaft die diachrone Forschung stark bevorzugt. Ende des 19. Jahrhunderts entsprach die Wahl der Themen der damals vorherrschenden Ausrichtung der Sprachwissenschaft, wobei zu bemerken ist, dass die damaligen diachron angelegten Forschungen unter dem Einfluss der Junggrammatischen Schule standen. So wird als das größte Verdienst von Václav Emanuel Mourek (1846-1911), dem ersten Repräsentanten der tschechischen Germanistik (vgl. ŠIMEČKOVÁ 2006: 59ff.) die Herausgabe von mittelhochdeutschen handschriftlichen Texten, vor allem aus den Archiven und Bibliotheken Prags und Südböhmens, angesehen.⁴ Auch sein Nachfolger in der Leitung des Seminars für deutsche Sprache und Literatur in Prag, Josef Janko (1869-1947), konzentrierte sich zu Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf die vergleichende Grammatik des Germanischen, vor allem die Laut- und Formenlehre.⁵ Ebenso habilitierte sich Antonín Beer (1881-1950), Begründer der Germanistischen Sprachwissenschaft in Brno, im Fach Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen (vgl. MASARÍK 2006: 105ff.). Die Ausrichtung der tschechischen germanistischen Linguistik auf Diachronie wurde jedoch nicht nur durch den „Zeitgeist“ beeinflusst, sondern auch durch die besonders günstige Quellenlage ermöglicht, die durch jahrhundertelange Zweisprachigkeit bedingt war.

Die neuen strukturalistischen Ansätze der Jahrhundertwende wirkten sich in der tschechischen Germanistik in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts viel weniger aus als in den anderen Philologien. Dies änderte sich prinzipiell nicht mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik. Obwohl schon in den späten 20er Jahren Institutionen wie der Prager linguistische Zirkel die strukturalistischen Thesen von Ferdinand de Saussure diskutierten und vorantrieben, blieb die germanistische Sprachwissenschaft in ihrem herkömmlichen diachronen Rahmen. Lediglich im Bereich der Lexikographie konnte sie außerhalb dieses Rahmens bedeutendere Ergebnisse vorlegen.⁶

In den ersten Nachkriegsjahren wurde die Orientierung der germanistischen Forschung im Bereich der Linguistik stark durch die gesellschaftliche Situation nach dem Krieg beeinflusst. In der tschechischen Gesellschaft herrschte eine allgemeine negative Einstellung zur deutschen Sprache und Kultur vor, der Kontakt mit den umliegenden deutschsprachigen

Ländern (mit der Ausnahme der DDR)⁷ wurde unterbrochen, der Zugang zur Fachliteratur und zu aktuellen Texten der deutschen Gegenwartssprache wurde erschwert (wenn nicht ganz unmöglich gemacht). Durch die Aussiedlung der Deutschen verlor die Germanistik eine weitere materielle Basis – die gesprochene Sprache.

Auf der anderen Seite stand in den Archiven und Bibliotheken eine unüberschaubare Menge von Material zur Verfügung. Angesichts dieser Ausgangsposition wurden deutsche (handschriftliche) Texte der zurückliegenden Epochen, vor allem des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, zum bevorzugten Objekt linguistischer Untersuchungen. Untersucht wurden sowohl literarische Denkmäler als auch Quellen der nicht-fiktionalen Literatur, insbesondere kanzeilsprachige Texte.

Die Untersuchung der deutschen Kanzleisprache konnte bei uns an die Tradition anknüpfen, die schon 1902 mit Moureks Studie zum Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts einsetzte. Genauso wie in Prag böhmische Urkunden intensiv erforscht wurden, wurde in Brno seit den 1950er Jahren handschriftliches sowie gedrucktes Material der mittel- und südmährischen Kanzleien zum Objekt der Forschung. Während Ende des 19. Jahrhunderts die germanistische Forschung (Konrad Burdach) Prag als Wiege der deutschen Schriftsprache ansehen wollte (dies auch aus kulturgeschichtlichen Gründen) und in der Folgezeit die Bedeutung der gesprochenen Sprache des ostmitteldeutschen Sprachgebietes überschätzt wurde (Theodor Frings), waren es ausgerechnet tschechische Forscher, die gezeigt haben, dass nur schriftlinguistische Methoden zu einer befriedigenden Antwort auf die Frage nach der Entstehung der nhd. Schriftsprache führen können. Die in Tschechien betriebene Forschung verlief parallel zu den Untersuchungen in den deutschsprachigen Ländern, und es ist symptomatisch, dass die Arbeiten von MASARÍK (1966) und SKÁLA (1967) fast zu derselben Zeit wie die von KETTMANN (1967) oder FLEISCHER (1970) erschienen sind. Die tschechische Germanistik hat damit erwiesen, dass sie sich im Einklang mit den gegenwärtigen Trends in der germanistischen Forschung entwickelt und dass sie dazu einen wesentlichen Beitrag leisten kann. Auch die weiteren Untersuchungen tschechischer Germanisten haben die Ergebnisse deutscher Forschungen ergänzt und zur Erhellung mancher mit der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache zusammenhängenden Fragen beigetragen.

Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts widmet sich die tschechische Germanistik immer intensiver auch der deutschen Gegenwartssprache. Im Bereich der synchronen Forschung haben sich zwei Hauptzweige herauskristallisiert, die freilich eng zusammenhängen. Den einen Zweig stellen Arbeiten zum deutsch-tschechischen Sprachkontakt dar: Es wurden die Auswirkungen des Sprachkontakts untersucht,⁸ wobei die größte Aufmerksamkeit die phonetische und die lexikalische Ebene auf sich gezogen haben. Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiet lassen sich u. a. in der von HAVRÁNEK und FISCHER herausgegebenen zweibändigen Publikation *Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Kultur* (1965/68) und in den *Beiträgen zum deutsch-slawischen Sprachkontakt* (EICHLER 1977) finden.

⁷ Es ist zu bemerken, dass Anfang der 50er Jahre in der DDR zahlreiche bedeutende Germanisten (besonders im Umkreis von Th. Frings) tätig waren und dass sich die Kontakte zu ihnen sehr positiv auf die weitere Entwicklung der linguistischen Forschungen in der tschechischen Germanistik ausgewirkt haben.

⁸ An diesen Untersuchungen haben sich auch Bohemisten beteiligt.

⁴ Auch wenn der Schwerpunkt von Moureks Untersuchungen im Bereich der Sprachwissenschaft lag, widmete er seine Aufmerksamkeit auch „den Kontakten der tschechischen und deutschen Literatur von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert“ (ŠIMEČKOVÁ 2006: 66).

⁵ Später beschäftigte er sich mit germanisch-slawischen Beziehungen, besonders im lexikalischen Bereich. Er war ein Vertreter der Disziplin, die sich durch die Überschneidung von Slawistik und Germanistik auszeichnete und die Otakar Fischer als Germanoslawistik bezeichnet hat (vgl. TVRDÍK/VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ 2006: 139-142).

⁶ Gemeint ist das Projekt des Deutsch-tschechischen Wörterbuchs, das nach dem zweiten Weltkrieg erfolgreich zu Ende geführt wurde, vgl. VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ (2007b).

Der andere Zweig – die kontrastiven deutsch-tschechischen Untersuchungen – überschneidet sich mit dem ersteren in vielerlei Hinsicht. Eine gute Übersicht darüber, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist, bietet die *Bibliographie zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich* von ŠIMEČKOVÁ (1997). Auch wenn die ‚Bibliographie‘ davon zeugt, dass seit den 60er Jahren die tschechische Germanistik in der Untersuchung der Gegenwartssprache aus kontrastiver Sicht einen bedeutenden Fortschritt verzeichnet hat, muss man der Feststellung der Autorin Recht geben, dass

trotz langer Tradition der Kontakte zwischen beiden Völkern und Sprachen auf dem Gebiet des deutsch-tschechischen Sprachvergleichs viele Defizite zu verzeichnen sind, die sich seit den 70er Jahren infolge der raschen Entwicklung der Sprachwissenschaft noch vermehrt haben (ŠIMEČKOVÁ 1997: 7).

Die Autorin weist auch darauf hin, dass „noch immer Systemanalysen über Gebrauchsanalysen überwiegen“ (vgl. ebenda). Beim Durchgehen der in der Bibliographie angeführten Beiträge fällt darüber hinaus noch auf, dass einzelne, einem genau definierten Phänomen, sei es aus dem morphosyntaktischen oder lexikalischen Bereich, gewidmete Studien eindeutig dominieren, während umfangreichere und komplexere Arbeiten wenig vertreten sind.

2 Die Entwicklung nach dem Jahre 1989

Nach der Wende ist in Tschechien im Zusammenhang mit der Gründung neuer Universitäten eine Reihe neuer germanistischer Lehrstühle entstanden, wobei diese entweder an den Pädagogischen oder an den Philosophischen Fakultäten angesiedelt wurden. An den neuen germanistischen Instituten wurde vor allem das Lehramtsstudium angeboten, was dem damaligen hohen Bedarf an qualifizierten Grundschul- und Mittelschullehrern entsprach. Das Interesse an der deutschen Sprache war nach 1989 sehr hoch: Sehr schnell wurde jedoch die deutsche Sprache vom Englischen überholt und musste sich mit der Position der zweiten Fremdsprache begnügen.

Die neu gegründeten Lehrstühle mussten am Anfang vor allem Aufgaben lösen, die sich aus ihrer pädagogischen Ausrichtung ergaben. Die fehlenden Unterrichtsmaterialien, fehlende Fachliteratur sowie der infolge der niedrigen Attraktivität der Anstellung an einer Hochschule schwer zu überwindende Mangel an qualifizierten Mitarbeitern – das alles waren Hindernisse, mit denen alle germanistischen Institute kämpfen mussten.

Es war auch klar, dass sie von Anfang an nicht als ausschließlich pädagogische Arbeitsstellen funktionieren können, sondern dass sie sich auch wissenschaftlich betätigen und profilieren müssen. Die wissenschaftliche Arbeit war einerseits Bedingung der weiteren Qualifizierung der an der Hochschule neu angestellten Mitarbeiter, andererseits war sie eine wichtige Voraussetzung für die Akkreditierung der Studienprogramme. Das Promotionsstudium wurde in den 1990er Jahren lediglich an drei Universitäten angeboten: in Prag, Brno und Olomouc. Erst nach der Jahrtausendwende konnten sich diesen die Universitäten in Ostrava und Opava anschließen, so dass die bisher beschränkte Anzahl von Doktoranden erweitert und damit eine breitere Nachwuchsbasis geschaffen werden konnte.

Auf die Entwicklung der Forschung im Bereich der Linguistik hat sich die Zusammenarbeit mit ausländischen Partnern, vor allem bundesdeutschen und österreichischen Universitäten, sehr positiv ausgewirkt. Dank der Germanistischen Institutspartnerschaft (GIP) und Stipendien (DAAD, AKTION Österreich – Tschechische Republik, Stiftungen) konnten zahlreiche tschechische Germanisten regelmäßige (kürzere oder längere) Studienaufenthalte absolvieren, die die Realisierung ihrer Forschungsvorhaben gefördert haben. Die Kontakte mit deutschen und österreichischen Professoren sowie der Meinungsaustausch mit Kollegen auf Konferenzen im In- und Ausland trugen zur weiteren Profilierung der Forschung in den einzelnen Bereichen bei.

Die traditionelle Domäne der tschechischen Germanistik – die diachrone Forschung – hat nach der Wende nicht nur neue Nachfolger gefunden, sondern auch neue methodologische Zugänge verwendet. Die Anbindung der tschechischen Germanistik an die internationale Forschung in diesem Bereich hat bewirkt, dass auch die Fortsetzerinnen der diachronen Linie in der linguistisch orientierten Forschung an den Universitäten in Olomouc und Ostrava ziemlich schnell internationale Kontakte angeknüpft haben und in die internationale Forschung integriert worden sind. Die 1990er Jahre bedeuteten eine Umorientierung in diesem Bereich: Während früher die Aufmerksamkeit vor allem der Graphematik galt, und die morphologischen und syntaktischen Besonderheiten teilweise erwähnt wurden, spiegeln sich in der diachronen Forschung nun immer deutlicher text- und pragmalinguistische Ansätze wider.

Daneben richtete sich die Aufmerksamkeit der linguistisch orientierten Forschung auch auf neue Themenbereiche. Zum Objekt der Untersuchungen wurden neben kanzeleisprachigen Textsorten auch Chroniken und historische Fachtexte. Die Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher medizinischer Quellen hat gezeigt, dass in Böhmen und Mähren sogar Fachtexte zu finden sind, welche die einzigen belegbaren Überlieferungen bedeutender Handschriften darstellen. Dass in unseren Archiven und Bibliotheken wertvolle Schriftdenkmäler gelagert werden, die von Germanisten nicht unbeachtet bleiben sollten,⁹ beweisen kommentierte Editionen, die im letzten Jahrzehnt herausgegeben wurden.

Auf dem Gebiet der Gegenwartssprache hat sich in den letzten zwanzig Jahren das Themenspektrum der Untersuchungen wesentlich erweitert, so dass die Systemanalysen nicht mehr eine so dominierende Rolle spielen wie vorher. Anhand von Betrachtungen grammatischer sowie lexikalischer Phänomene sind zahlreiche Einzelstudien entstanden, die meist korpusbasiert sind und oft die kontrastive Perspektive einschließen.¹⁰ Die Einbeziehung des vergleichenden Aspekts gilt auch häufig für die Untersuchungen von Phraseologismen. Eine verdienstvolle Leistung stellt die Digitalisierung der erweiterten Bibliographie von ŠIMEČKOVÁ (1997) dar, die seit Januar 2011 öffentlich zugänglich ist.

Die Aufmerksamkeit der tschechischen Germanisten richtet sich heutzutage mit zunehmender Intensität auf den Sprachgebrauch, beispielsweise im Bereich der Werbung oder stilistischer

⁹ Die reichhaltigen Quellen in tschechischen Bibliotheken und Archiven zogen auch die Aufmerksamkeit ausländischer Forscher auf sich, vgl. MATSUO (1991), ONO (1993).

¹⁰ Diese Studien sind in zahlreichen – sowohl einheimischen als auch im Ausland publizierten – Sammelbänden erschienen sowie in germanistischen Zeitschriften, deren Anzahl sich in den letzten Jahren wesentlich erhöht hat (z. B. *Aussiger Beiträge*, *Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*, *Germanistica Pragensia*, *Studia Germanistica*).

Untersuchungen journalistischer Textsorten. Zudem werden auch soziolinguistische Aspekte verfolgt. Zu den positiven Trends der letzten Periode gehört, dass nicht nur einzelne Analysen vorgelegt werden, sondern auch kompakte umfangreiche monothematische Arbeiten, die oft in renommierten deutschen bzw. österreichischen Verlagen veröffentlicht werden.

Nach der historischen Wende im Jahre 1989 prägten zahlreiche Projekte die germanistische Forschungslandschaft. Es handelte sich sowohl um individuelle als auch um international angelegte Projekte, an denen sich neben den tschechischen Germanisten auch Kollegen aus Deutschland und Österreich beteiligt haben. Zu den letztgenannten gehörten z. B. *Sprachatlas der deutschen Mundarten in Tschechien* oder *Korpuslinguistik Deutsch-Tschechisch kontrastiv*. Nicht zu vergessen ist die Teilnahme tschechischer Germanisten am Aufbau des *Intercorps*, in dessen Rahmen parallele Korpora als Bestandteile des großen Projekts des Tschechischen Nationalkorpus zusammengestellt werden.

Seit mehr als zehn Jahren wird am Projekt *Großes akademisches Wörterbuch Deutsch-Tschechisch* gearbeitet.¹¹ Das Werk entsteht auf korpuslinguistischer Basis, wobei im Jahre 2011 die adjektivische und substantivische Datenbank fertiggestellt werden sollte.

3 Ausblick

Innerhalb der letzten 20 Jahre ist die Anzahl der germanistischen Institute auf 17 gestiegen (davon funktionieren 12 als selbständige Arbeitsplätze, 5 als Bestandteil eines Fremdspracheninstituts). Die Erhöhung der Anzahl der germanistischen Lehrstühle brachte einen enormen Anstieg der Anzahl der im Bereich der germanistischen Linguistik tätigen Hochschulmitarbeiter mit sich. Ihr Verbleiben an den Universitäten wurde durch ihre weitere Qualifizierung bedingt, was bewirkte, dass sich die Zahl der Doktoranden, die sich im Rahmen ihrer Dissertationen mit einem Thema aus dem linguistischen Bereich auseinandergesetzt haben, wesentlich erhöht hat. Dadurch wurde auf dem Gebiet der tschechischen germanistischen Linguistik eine so breite Nachwuchsbasis geschaffen wie nie zuvor. Wenn man die jetzige Situation mit der vor 1989 vergleicht, gibt es keinen Grund über einen „Rückgang in der sprachwissenschaftlichen Forschungsaktivität“ (vgl. SCHUPPENER 2009) zu sprechen.

Die Gründung der neuen Institute in den letzten Jahren steht jedoch im Widerspruch zur heutigen sinkenden Nachfrage nach dem Deutsch- bzw. Germanistikstudium. Die immer weiter sinkenden Zahlen der Deutschlernenden an tschechischen Grund- und Mittelschulen beweisen (vgl. VAŇKOVÁ 2007, DOVALIL 2010), dass seit der Jahrtausendwende die deutsche Sprache immer mehr an Bedeutung verliert. Es besteht die Frage, ob sich die steigende Konkurrenz zwischen den germanistischen Instituten und der Kampf um Studierende nicht negativ auf die zu erwartende engere Zusammenarbeit der einzelnen Institute im wissenschaftlichen Bereich auswirken

werden. Da die meisten germanistischen Institute ziemlich klein sind und da deshalb größere wissenschaftliche Projekte das Zusammenwirken von Germanisten aus mehreren Arbeitsstellen verlangen, sind integrative Tendenzen auf dem Gebiet der Wissenschaft stark zu fördern.¹²

Als weitere Desiderata sind noch zu nennen:

- Auf dem Gebiet der diachronen Forschung sollten historische Quellen weiter untersucht werden, wobei nicht nur neue Sachgebiete zu erschließen, sondern auch neue methodologische Herangehensweisen anzuwenden sind.
- Auf dem Gebiet der kontrastiven Forschung wäre ein ganzheitliches Konzept wünschenswert, zu dessen Realisierung einzelne Studien beitragen würden.
- Die linguistischen Untersuchungen sollten gegenüber praxisnahen Fragestellungen aufgeschlossener sein. Eine engere Anknüpfung der linguistischen Forschung an die Praxis hängt mit den neuen Ausrichtungen des Germanistikstudiums zusammen. Zurzeit funktioniert die Verbindung mit der Praxis vor allem im Bereich der Didaktik, Ansätze sind aber auch im Bereich der Translatologie und der Fachsprachen zu verzeichnen.
- Die Erhöhung der Präsenz von tschechischen Germanisten auf internationalen Konferenzen sollte zur Verbesserung des Prestiges der tschechischen Germanistik im internationalen Rahmen beitragen.
- Neue Impulse für in Tschechien durchgeführte Untersuchungen sollte die stärkere Integration von tschechischen Germanisten in internationale wissenschaftliche Projekte bringen.

Die tschechische germanistische Linguistik hat nach dem Jahre 1989 an ihre besten Traditionen angeknüpft. Heute präsentiert sie sich als lebendiges Fach in überaus großer Vielfalt; diese Vielfalt weiter zu entwickeln stellt sowohl eine Herausforderung als auch eine Chance für die Zukunft dar.

¹¹ An dem Projekt beteiligen sich nicht nur Germanisten, sondern auch Bohemisten.

¹² Als Beispiel der Kooperation zwischen germanistischen Instituten (Ostrava, Brno, Ústí nad Labem) ist das Projekt *Ausdrucksmitel der Emotionalität im deutsch-tschechischen Sprachvergleich* zu nennen.

Literaturverzeichnis:

- DOVALIL, Vít (2010): Sind zwei Fremdsprachen in der Tschechischen Republik realistisch? Zu den aktuellen Problemen der tschechischen Spracherwerbsplanung. In: Sociolinguistica, Bd. 24 (= Fremdsprachen an den Schulen der Europäischen Union). Hrsg. v. Ulrich Ammon, Jeroen Darquennes u. Sue Wright. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 44-60.
- EICHLER, Ernst (Hrsg.) (1977): Beiträge zum deutsch-slawischen Sprachkontakt (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 67). Berlin: Akad.-Verlag.
- FLEISCHER, Wolfgang (1970): Untersuchungen zur Geschäftssprache des 16. Jahrhunderts in Dresden. Berlin: Akad.-Verlag.
- HAVRÁNEK, Bohuslav/FISCHER, Rudolf (Hrsg.) (1968): Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Kultur II (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 27). Berlin: Akad.-Verlag.
- KETTMANN, Gerhard (1967): Die kursächsische Kanzleisprache zwischen 1486 und 1546. Berlin: Akad.-Verlag.
- MASAŘÍK, Zdeněk (1966): Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittel-Mährens. Brno: Univerzita J. E. Purkyně.
- MASAŘÍK, Zdeněk (2006): Die linguistische Germanistik in Brünn – Antonín Beer und Leopold Zatočil. In: Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800-1945). Hrsg. v. Milan Tvrđík u. Lenka Vodrážková-Pokorná. Wuppertal: Arco, S. 105-112.
- MATSUO, Nobuyuki (1991): Zur Urkundensprache des östlichen Mittelbairischen aus dem 14. Jahrhundert. In: Akten des VIII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 3. Berlin, New York: de Gruyter, S. 68-73.
- ONO, Mitsuyo (1993): Graphemvarianten im Vokalismus 8 deutscher Urkunden des 13. Jahrhunderts aus dem Südmährischen Gebiet. In: Methoden zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier, Haruo Nitta u. Mitsuyo Ono. München: Iudicium, S. 53-76.
- POKORNÁ, Lenka (2000): Česká germanistika 1953-1963. In: Věda v Československu v letech 1953-1963. Práce z dějin vědy, svazek I. Hrsg. v. Hana Barvíková. Praha: Archiv AV ČR, S. 279-292.
- SCHUPPENER, Georg (2009): Germanistik in der Tschechischen Republik – ein Fach in der Krise. In: Germanistische Linguistik extra muros: Inspirationen. Linguistische Treffen in Wrocław 3. Beihefte zum Orbis Linguarum 84. Hrsg. v. Iwona Bartoszewicz, Martine Dalmas, Joanna Szczek u. Artur Tworek. Breslau, Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT/Neisse Verlag, S. 21-30.
- SKÁLA, Emil (1967): Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger 1310 bis 1660. Berlin: Akad.-Verlag.
- ŠIMEČKOVÁ, Alena (1997): Bibliographie zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich. Praha: FF UK.
- ŠIMEČKOVÁ, Alena (2006): Anfänge der tschechischen Germanistik in Böhmen: Václav Emanuel Mourek. In: Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800-1945). Hrsg. v. Milan Tvrđík u. Lenka Vodrážková-Pokorná. Wuppertal: Arco, S. 59-67.
- TVRĎÍK, Milan/VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ, Lenka (2006): Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800-1945). Wuppertal: Arco.
- VAŇKOVÁ, Lenka (2007): Germanistik an tschechischen Universitäten: Gegenwart und Zukunft (Eröffnungsvortrag). In: Germanistik an tschechischen Universitäten: Gegenwart und Zukunft. Referate der Konferenz des Tschechischen Germanistenverbandes, Hradec Králové 12.-13.10.2006. Hrsg. v. Jana Ondráková u. Lenka Vaňková. Hradec Králové, Ostrava: Universität Ostrava, S. 11-15.
- VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ, Lenka (2006): Zu den Beziehungen zwischen den Prager deutschen und tschechischen Germanisten nach 1882. In: Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800-1945). Hrsg. v. Milan Tvrđík u. Lenka Vodrážková-Pokorná. Wuppertal: Arco, S. 81-104.
- VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ, Lenka (2007a): Die Prager Germanistik nach 1882. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang.

- VODRÁŽKOVÁ-POKORNÁ, Lenka (2007b): Einige Bemerkungen zur Geschichte des vierbändigen Deutsch-tschechischen Handwörterbuchs (1936-1948): In: ...und jedes Wort hat fließende Grenzen. Gedenkschrift für Prof. PhDr. Alena Šimečková, CSc. Hrsg. v. Eva Berglová, Marie Vachková u. Lenka Vodrážková-Pokorná. Praha: Univerzita Karlova, S. 65-86.

Internetquellen:

- (Neue) Bibliographie zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich, Version 1.0. Datenbank linguistischer Arbeiten zum Thema Deutsch und Tschechisch im Kontrast. URL: <http://lexarchiv.ff.cuni.cz/lexikograficka-sekce/biblio/> [15.05.2011]

JILL E. TWARK/BIRGIT A. JENSEN/SUSANNE LENNÉ JONES

Erfolgsstrategien zur Wiederbelebung eines universitären Germanistikstudienganges in den Vereinigten Staaten

Das Studienfach Deutsch als Fremdsprache/Germanistik erlebt seit einigen Jahren an einer Vielzahl von ausländischen Universitäten eine tiefe Rezession. In diesem Beitrag stellen drei Germanistinnen der East Carolina University in Greenville, North Carolina, USA, ihre erfolgreichen Strategien zur Wiederbelebung eines Germanistikprogramms vor. Die Umwandlung eines traditionellen Germanistikstudiums in ein vielfältiges „German Studies“ Programm erfolgte durch die Erweiterung des Lehrangebots mit interdisziplinären und praxisbezogenen Kursen, die Vermittlung von interkulturellen Kompetenzen und „Service-Learning“ (Lernen durch Engagement) Aktivitäten.

Das Studienfach Germanistik¹ erlebt seit einigen Jahren an einer Vielzahl von ausländischen Universitäten eine tiefe Rezession. Nicht wenige Germanistikabteilungen sind von der Schließung bedroht, entweder wegen nachlassenden Interesses der Studierenden oder mangelnder Mittel, um die Gehälter der Professoren abzudecken. So wurden beispielsweise die Germanistikabteilungen an der University of Nevada in Reno oder der University of Southern California in Los Angeles, Kalifornien, innerhalb der letzten Jahre abgewickelt (WEINLAND 2010; GORDON 2008).

Vor zehn Jahren stand auch unsere Germanistikabteilung an der East Carolina University vor dem Aus. Im Jahr 2000 gab es nur noch zwei Studierende mit dem Hauptfach Germanistik, und die Universitätsverwaltung gab dem Programm nach der Pensionierung zweier Professoren eine letzte Chance, indem sie eine neue Lehrkraft mit der Auflage berief, die Studentenzahlen wieder aufzubauen. Nach zwei Jahren konnte dann die nächste Kollegin angestellt werden, und beide begannen, das Curriculum neu zu organisieren. Wir entwickelten eine Vielzahl neuer Kurse, aktualisierten das Lehrangebot und gestalteten den Studienablauf von Anfang bis Ende kohärenter. In diesem Zuge haben wir das reine Germanistikstudium mit Schwerpunkt auf Spracherwerb und Literatur in ein „German Studies“ Programm umgewandelt, das den Studierenden verschiedene Studienrichtungen ermöglicht, wie zum Beispiel die Spezialisierung auf Literatur, Pädagogik, Wirtschaftsdeutsch oder Filmstudien. Zugleich bieten wir unseren Studierenden kreative außercurriculäre Aktivitäten, insbesondere durch die Teilnahme an sprach- oder kulturspezifischen „Service-Learning“-Projekten (Lernen durch Engagement, LdE). Im gesamten Studienverlauf beziehen wir jedoch die deutsche Literatur in Verflechtung mit aktuellen politischen und kulturellen Themen immer wieder in die Kurse mit ein. So eröffnen literarische Texte

¹ In den USA lernen die meisten Studierenden zunächst die deutsche Sprache, bevor sie Literatur und Kultur studieren. In diesem Artikel werden für die ersten zwei Jahre des Spracherwerbs die Bezeichnung „Deutsch als Fremdsprache“ (DaF) benutzt. Unter dem Begriff „Germanistik“ verstehen die Autorinnen den Studienbereich, der deutsche Literatur, Film und Kultur umfasst.

wie Wladimir Kaminers *Russendisko* Diskussionsmöglichkeiten zu den Themen Multikulturalismus und Migration sowie zum politischen und kulturellen Klima der deutschen Hauptstadt. Um die Berufschancen unserer Absolventen zu verbessern, werden zudem Kommunikationsfähigkeiten und (Computer-)Technologiekennnisse betont. So halten wir unsere Studierenden zum Beispiel an, ihre mündlichen Vorträge multimedial zu präsentieren und unsere diversen Webseiten mitzugestalten.

Als Resultat unserer vielschichtigen Bemühungen verzeichnet unsere Germanistikabteilung ein stetiges Wachstum über die vergangenen zehn Jahre: Heute zählen wir 35 Studierende im Hauptfach und zwei im Nebenfach. Zwischenzeitlich wurden entgegen dem landesweiten Trend drei weitere Kollegen angestellt, um das schnelle Wachstum unseres Programms zu unterstützen, sodass die Germanistikabteilung nun aus insgesamt vier Germanistik-Professoren und einer Vollzeitlektorin besteht. In diesem Beitrag möchten wir die Strategien vorstellen, mit denen wir unser Programm revitalisiert haben; Absicht ist, unsere Ideen mit anderen DaF-Abteilungen, vor allem in nicht-deutschsprachigen Ländern, auszutauschen und ihnen somit Anregungen für ähnliche Erfolge zu vermitteln.

1 Die fremdsprachlichen Voraussetzungen der meisten amerikanischen Lernenden

Zunächst wenden wir uns dem amerikanischen Schul- und Universitätssystem zu, um unsere prekäre Lage als Fremdsprachendidaktiker darzulegen. An den meisten Schulen in den USA beginnt man erst in der neunten Klasse (von insgesamt zwölf) mit einer Fremdsprache, und häufig kommt es vor, dass die Schüler mit Fremdsprachen-Kenntnissen aus nur zwei oder drei Jahren oft unzulänglichem High-School-Unterricht an die Universität gelangen. Viele Studierende, die bei uns mit Deutsch beginnen, haben eine andere Fremdsprache wie Spanisch oder Französisch und daher gar kein Deutsch in der Schule gelernt. Andere greifen auf nur ansatzweise vorhandene Sprachkenntnisse zurück, aufgrund eingewanderter deutscher Elternteile (so genannte „heritage speakers“) oder eines Militäraufenthaltes ihrer amerikanischen Eltern in Deutschland. Die meisten Studierenden sprechen also zu Beginn des Studiums entweder gar kein Deutsch, ein sehr begrenztes oder nur ein gebrochenes. Viele besuchen unsere Anfängerkurse auch nur, weil sie im Rahmen der geisteswissenschaftlichen Allgemeinausbildung („liberal arts education“) an amerikanischen Universitäten dazu verpflichtet sind, ein oder zwei Jahre eine Fremdsprache zu belegen.² Sie wählen Deutsch dann oft nur, wenn sie deutsche Vorfahren haben, mit Deutsch in der Schule in Berührung gekommen sind oder eine neue Fremdsprache lernen

² Studierende mit den Hauptfächern Anglistik, Geschichte oder Psychologie müssen zum Beispiel vier Semester (zwei Jahre) eine Fremdsprache lernen, während man für den BA-Abschluss in Chemie, Physik oder Biologie mindestens zwei Semester (ein Jahr) braucht. Leider sind auch diese Auflagen rückläufig. Während zum Beispiel 1965 noch 89% aller Hochschulen ihre Studierenden in bestimmten Studiengängen dazu aufforderten, eine Fremdsprache zu lernen, lag der Prozentsatz dreißig Jahre später bei nur 68% (ENGBERG/GREEN 2002: 13). Darüber hinaus erkennen einige Universitäten die Gebärdensprache oder Computersprachen als Fremdsprachen an (vgl. NORTH CAROLINA CENTRAL UNIVERSITY). Insgesamt erlernen dadurch nur 8,9% aller US-Hochschulstudierenden eine Fremdsprache (FURMAN/GOLDBERG/LUSIN 2009: 4).

wollen, die sie in der Schule nicht gehabt haben. Aus dieser größeren Gruppe von ungefähr 80-100 Studierenden, die sonst nur ein oder zwei Jahre Deutsch belegen müssten, versuchen wir möglichst viele für das Deutschstudium im Haupt- oder Nebenfach zu gewinnen.

Um den fremdsprachlichen Defiziten dieser Studierenden entgegenzuwirken, steht daher in den ersten Semestern die Sprachvermittlung im Vordergrund. Wie an den meisten US-Universitäten üblich, werden Fremdsprachenkurse für Anfänger drei (an manchen Hochschulen sogar vier oder fünf) Stunden die Woche unterrichtet, die normalerweise über drei Wochentage wie Montag, Mittwoch und Freitag verteilt sind. Einerseits bedeutet das für die Unterrichtenden, dass Hausaufgaben mehrmals pro Woche gegeben werden und eine große Anzahl zusätzlicher Lernevaluierungen anhand von Kurzkontrollen und Klausuren stattfindet. Die Korrekturen stellen eine erhebliche zeitliche Belastung dar. Andererseits erhalten die Studierenden dadurch eine intensivere Sprachausbildung, als sie möglich wäre, wenn Lehrveranstaltungen nur einmal die Woche stattfänden. Nach vier Semestern können unsere Studierenden dann bereits kurze literarische Texte lesen und erfolgreich in Deutschland oder Österreich studieren, sofern sie im ersten Auslandssemester noch an Aufbaudeutschkursen teilnehmen.

2 Interkulturelle Kompetenz

Außer dem intensiven Arbeitsaufwand, mit dem wir den Spracherwerb unserer Deutschlernenden betreuen, kommt den Studierenden jedoch ein zweiter Schwerpunkt in unserem Programm zugute: die Betonung der interkulturellen Komponente. Der Begriff interkulturelle Kompetenz kennzeichnet die „Kompetenz, auf Grundlage bestimmter Haltungen und Einstellungen sowie besonderer Handlungs- und Reflexionsfähigkeiten in interkulturellen Situationen effektiv und angemessen zu interagieren“ (DEARDORFF, zitiert in BOECKER/JÄGER 2006: 5). Auf den Bildungssektor übertragen, erfordert die Vermittlung von interkulturellen Kenntnissen zunächst die intellektuelle Bereitschaft der Studierenden, Kulturgruppen miteinander vergleichen zu lernen und das Wissen sowie die Werte der anderen Kulturen als der eigenen Kultur ebenbürtig zu integrieren (vgl. KIM 1999).

Jürgen BOLTEN (2007: 86-88) unterscheidet darüber hinaus vier Unterbereiche der „interkulturellen Kompetenz“: professionelle, strategische, individuelle und soziale Kompetenzen, die in interkulturellen Kontexten entwickelt werden. Die ersten zwei Kompetenzen entstehen durch berufliche Erfahrung, die wir im universitären Bereich nur rudimentär vermitteln können; somit bleiben uns die zwei letzteren Fähigkeiten, die wir bei den Studierenden fördern wollen. Sorgfältig aufgearbeitete Kulturanalysen in allen unseren Deutschkursen zielen darauf hin, den Sprachlernenden individuelle interkulturelle Kompetenzen zu vermitteln. Diese bestehen aus Frustrationsakzeptanz und Ambiguitätstoleranz angesichts der fremden Kultur, die so vieles „ganz anders“ macht, was aber nach einer Ablehnungsphase als spannend empfunden werden kann und deshalb im besten Fall zu Lernfreude führt. Soziale Kompetenzen wiederum können unsere Deutschlernenden außerhalb des Unterrichts durch unsere interkulturellen

Veranstaltungen und Organisationen erlangen. Dort treffen sie andere Studierende, auch einige aus deutschsprachigen Ländern, knüpfen Freundschaften, arbeiten miteinander an interkulturellen Projekten und entwickeln Anpassungs- und Teamfähigkeiten.

Diese Angebote sind nicht so selbstredend, wie sie sich anhören mögen. Im Gegensatz zum Rest der Welt leben die meisten Amerikaner immer noch in kultureller Isolation. Wohl bietet der bekannte „melting pot“ (Schmelztiegel) der amerikanischen Gesellschaft Einblicke in andere Kulturen, zum Beispiel in der New Yorker Chinatown oder Miamis Little Havana, aber auch diese anderssprachigen Gemeinden sind letztendlich nur Oasen im eigenen Land, mit denen nur die wenigsten Studierenden in Berührung kommen. Viele Amerikaner haben noch nie die Erfahrung gemacht, in einem fremdsprachigen Land die Selbstverständlichkeit der vertrauten Heimatkultur zu hinterfragen oder sich mit der Gültigkeit von andersartigen Kulturmustern auseinandersetzen zu müssen. Sie bleiben monolingual und monokulturell, eine Tatsache, deren Auswirkungen der US-Regierung erst nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 richtig bewusst wurden. So schrieb die Regierungsagentur AMERICAN COUNCIL ON EDUCATION, die die Bildungsrichtlinien von über 1800 universitären Einrichtungen festsetzt, in einem Policy Paper (2002):

Over the last several decades, [...] expanding needs, rising costs, and declining investments in international and foreign language training have led the United States to a dangerous shortfall of individuals with global competence – a problem we have noted particularly in recent months. The responsibility to reverse this trend rests with the nation's educational system, in partnership with government and the private sector.³

Die großen Konzerne der US-Wirtschaft beklagen hingegen schon seit Jahrzehnten den frappanten Mangel vieler ihrer Angestellten an interkultureller Kompetenz, der sie im globalen Wettbewerb behindert. Obwohl häufig davon die Rede ist, dass die technologischen Fortschritte zu einer „Verflachung“ der Welt geführt haben (vgl. FRIEDMAN 2008), behindert – vor allem bei amerikanischen Firmen – das fehlende Wissen über die jeweilige Heimatkultur der internationalen Handelspartner das Wachstum ihrer ausländischen Firmenstandorte.⁴

Tatsächlich sind aber nicht wenige US-Studierende neugierig auf fremde Kulturen, die ihnen durch die elektronische Vernetzung ihrer Welt immer näher gebracht werden. Sie wünschen sich zu reisen und ausländische Lebensarten kennen zu lernen. Diesen Interessen

3 „Während der letzten Jahrzehnte haben der wachsende Bedarf, steigende Kosten und rückläufige Investitionen in die internationale und fremdsprachliche Ausbildung dazu geführt, dass es in den USA ein gefährliches Defizit an Personen mit globalen Kompetenzen gibt – ein Problem, das uns in den vergangenen Monaten besonders aufgefallen ist. Die Verantwortung, diesen Trend aufzuhalten, liegt beim nationalen Bildungssystem, in Unterstützung seitens der Regierung und der Wirtschaftspartner.“ (übersetzt von den Autorinnen)

4 Nach einer Studie von STROH et al. (2005) bieten nur 26% aller amerikanischen Firmen ihren Angestellten, die ins Ausland versetzt werden, eine interkulturelle Ausbildung an (das so genannte „cross-cultural training“).

kommen wir in unserem Germanistikstudiengang entgegen, indem wir die deutsche Kultur anschaulich vermitteln, unsere Studierende in interkulturelle Aktivitäten einbinden und sie somit allmählich zum Auslandsstudium hinführen.

So beginnen wir schon in den ersten Wochen, jedes Kapitel unseres Lehrtextes (DI DONATO et al., *Deutsch: na klar!*) durch eine informative Kulturpräsentation über die deutsche Gesellschaft und Geschichte zu ergänzen. Die Themen ergeben sich aus dem Lehrbuch, werden aber zu 50-minütigen Veranstaltungen erweitert, in denen die Studierenden über das Erlernte diskutieren können. Sujets sind beispielsweise die Integrationsproblematik für Migranten in Deutschland; die Gestaltung eines räumlich bescheideneren, emotionell jedoch oft besinnlicheren Heimes in einem Land mit weitaus weniger Einfamilienhäusern als in den USA; der sozialere Umgang der Deutschen mit Krankheit und Tod oder die Wirkungen von amerikanischen Serien und Filmen auf deutsche Fernsehkonsumenten. Die meisten dieser Präsentationen werden mit MS PowerPoint gestaltet, während einige mit authentischen Materialien (wie Euro-Scheine und -Münzen oder Zeitungen und Zeitschriften) veranschaulicht werden. Das Ziel ist stets, den Studierenden das Andersartige der deutschen Kultur vor Augen zu führen und danach die befremdende Distanz durch eine akademisch gelenkte Auseinandersetzung mit ihr abzubauen.

Bei Einbettung in die fremde Kultur oder bei einer längeren Begegnung mit ihr ist es natürlich möglich, die kulturellen Unterschiede nicht nur intellektuell akzeptieren zu lernen, sondern sie auch aktiv in den eigenen Referenzrahmen zu integrieren. Das letztere Resultat können wir durch die allzu kurze Zeit, die wir mit vielen Studierenden haben, nicht erhoffen. Stattdessen versuchen wir, ihnen die deutsche Kultur durch Mini-Begegnungen außerhalb des Seminarraumes näher zu bringen. Zu jedem Semester bieten wir zahlreiche Veranstaltungen an, so zum Beispiel Filmabende mit anschließender Diskussion, Laternenlaufen, einen Besuch vom Nikolaus, akademische Vorträge, ein Osterfeuer, regelmäßige Treffen zum Kaffeeklatsch, die Beteiligung am internationalen Stadtfest, einen Opernball, Feten bei den Professoren zu Hause, den Deutsch-Club und deutschsprachige Filme zum Ausleihen. Je nach dem Stand ihrer Deutschkenntnisse müssen die Studierenden zwischen drei und sechs dieser Veranstaltungen pro Semester besuchen, da ihre Gesamtnote davon beeinflusst wird.⁵ Diese Aktivitäten zu planen, bekannt zu geben, zu organisieren und teilweise auch zu bezahlen nimmt selbstverständlich viel Zeit und Energie der Lehrkräfte in Anspruch. Das Resultat aber ist unleugbar: Während der zehn Jahre systematischen Aufbaus unseres interkulturellen Programms haben wir unsere Studentenzahlen stetig erhöht. Was wir obendrein erreicht haben, ist, in vielen unserer Sprachstudierenden die Angst vor der Fremde abzubauen und sie dadurch zu einem Auslandsstudium anzuregen.⁶

5 In den Anfängerkursen Deutsch 1001 und 1002 sind es drei Prozent ihrer Note und in Deutsch 1003 und 1004 sind es fünf Prozent.

6 Unsere Hochschule schickt jedes Jahr etwa 45 Studierende ins Auslandsstudium für ein Semester oder länger. Davon reisen 21% nach Deutschland; wenn man jedoch die englischsprachigen Länder ausgliedert, wählen sogar 48% aller Auslandsstudierenden an East Carolina University Deutschland als Studienort. Dies entspricht weniger als ein Prozent unserer Studierenden über die vier Jahre des Bachelorstudiums. Im Vergleich hierzu studieren jährlich drei Prozent aller amerikanischen Hochschulabsolventen im Ausland (ENGBERG/GREEN 2002: 13). Beide Prozentsätze sind bestürzend niedrig, vor allem verglichen mit deutschen Studierenden, von denen ungefähr ein Viertel ein Jahr im Ausland studiert (AUTORENGRUPPE BILDUNGSBERICHTERSTATTUNG 2010: 128).

Und dieser große Schritt, der Entschluss zu einem einjährigen Aufenthalt in Deutschland und der damit verbundene intellektuelle Durchbruch zu einer weltoffeneren Haltung, ist es, der uns immer mehr Studierende beschert. Viele unserer Auslandsstudierenden planen nämlich zunächst nur, in Deutschland die Kurse für ein Nebenfach in Germanistik zu absolvieren. Fast alle aber kehren als Fans der deutschen Kultur zu uns zurück und steigen dann ins Hauptstudium ein. Hatten wir noch vor zehn Jahren einen oder zwei Studierende, verzeichnen wir jetzt fünfunddreißig – ein siebzehnfacher Anstieg! Das wiederum bedeutet: Da fast alle unserer Studierenden ein Jahr lang in Deutschland studiert haben, entlassen wir die Absolventen unseres Programms mit soliden interkulturellen Kompetenzen in die Arbeitswelt.

3 „Service-Learning“ als integrativer Bestandteil des amerikanischen Universitäts-systems und unseres Germanistikstudienganges

Ebenso wichtig für die Bindung der Studierenden an unsere Germanistikabteilung, insbesondere im DaF-Bereich ist der soziale Umgang mit uns Lehrkräften, ihren Kommilitonen und den Menschen unserer Region, dem eher ländlichen Ostteil des US-Bundesstaates North Carolina. Wir fördern diesen u. a. dadurch, dass wir als Professoren und Lektoren die gesamten Grundkurse abwechselnd unterrichten, sodass die Anfänger eine emotionale und intellektuelle Verbindung zu ihren Hochschullehrern herstellen und daher eine gewisse Kontinuität im Laufe ihres Deutschstudiums erwarten können.⁷ Das hat ebenfalls zur Folge, dass alle Professoren die Studierenden im Hauptfach samt ihrer Interessen und Berufsziele kennen und sie individuell unterstützen können. Ebenso wichtig ist aber auch die Einbindung der jungen Menschen in unserer Obhut⁸ in ihr soziales Umfeld. Dies ist ein sinnvolles Anliegen unserer Universität, deren Motto aus einem Wort besteht: „Servire“ (Dienen).⁹

Service-Learning – Lernen durch Engagement – wird hierzulande verstanden als „eine Ausbildungsstrategie, die gemeinnützliche Arbeit mit akademischen Zielen verbindet“.¹⁰ Studierende, die sich dem Lernen durch Engagement verpflichten, gewinnen an kommunikativen Fähigkeiten, erlernen kritisches Denken und entwickeln ein Gefühl der gesellschaftlichen Verantwortung (SEDLAK et al. 2003: 99). Service-Learning-Projekte wurden bereits Anfang der 1990er Jahre in den USA konzipiert, aber erst 1996 durch Andrew FURCO von anderen Arten gemeinnütziger Arbeit unterschieden. Der hauptsächlichliche

7 Man muss sich dabei allerdings auch vor Augen halten, dass die hohen Studiengebühren – selbst an den öffentlichen Universitäten – zu einer Kundenmentalität führen, was unserem kleinen Programm hilft. Während viele Studierende sich in den riesigen Vorlesungen verwaist vorkommen, empfinden sie unsere intensive Betreuung und die „familienartige“ Atmosphäre als kostengerecht.

8 Das Wort „Obhut“ mag dem nicht-amerikanischen Leser befremdlich erscheinen, doch vertrauen sich unsere amerikanischen Studierenden ihren Lehrkräften oft auf sehr persönliche Weise an. Das führt dazu, dass das Mentorenverhältnis sich nicht nur auf akademische und professionelle Ebenen erstreckt, sondern auch sehr persönliche Dimensionen annimmt.

9 Im Januar 2011 feierte East Carolina University eine Million Stunden an ehrenamtlichen Tätigkeiten ihrer Studierenden.

10 Auf Englisch heißt das: „Service learning is an educational strategy that combines community service with academic learning objectives“ (SEDLAK et al. 2003: 99).

Unterschied besteht darin, dass Studierende bei Service-Learning-Projekten keine untergeordnete Rolle spielen, weil sie nur einfache Aufgaben ausüben, sondern dass sie Führungseigenschaften durch Eigenverantwortung entwickeln.¹¹

In Studienfächern wie Medizin oder Jura ist es leicht nachvollziehbar, wie Studierende ihre erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten bei gemeinnützigen Organisationen wie dem Roten Kreuz oder der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte einsetzen könnten. Aber wie können Germanisten ihre Deutschkenntnisse im nicht-deutschsprachigen Raum anwenden? Eine Ansatzmöglichkeit ist unser „German in Motion“-Studentenkomitee (Deutsch Mobil), dessen Mitglieder in den Schulen unseres Landkreises (an denen kein Deutsch unterrichtet wird) ehrenamtliche Informationsstunden über Deutschland halten.¹² Bei „German in Motion“ können alle Deutschstudierenden unabhängig von ihren Deutschkenntnissen teilnehmen, weil der Unterricht auf Englisch gehalten wird. Für die Studierenden schafft dies ein Gefühl der Bestätigung, dass sie die erworbenen Kenntnisse so bald schon praktisch anwenden und damit anderen Gruppen dienlich sein können. So gelingt es uns nicht selten, Deutschlernende im ersten Anfängerkurs für die deutsche Kultur zu begeistern – und sie ein Jahr später als engagierte Germanistikstudierende zu begrüßen.

4 Innovative Kurse, die Germanisten bei der Berufssuche und -ausübung helfen können

Viele Germanistikabteilungen in den USA bieten schon seit Jahrzehnten Kurse in „praktischen“ Fähigkeiten an, wie die Übersetzung, die Pädagogik oder Wirtschaftsdeutsch. Auch wir ermöglichen es unseren Studierenden, sich auf diese Weise zu spezialisieren.¹³ Da sich jedoch nur eine begrenzte Anzahl unserer Studierenden für diese Berufsfelder

11 Idealerweise wird Lernen durch Engagement in vier Phasen unterteilt: Brainstorming, Planung, Durchführung und Reflexion. In der Brainstorming-Phase besprechen die Studierenden ihre Interessen, entwerfen mögliche Projekte und entscheiden sich, bei welchem Typus von Organisation sie mitmachen wollen. Sie kontaktieren dann die passende(n) Organisation(en) und gleichen ihre Ideen den Bedürfnissen der Organisation an. An unserer Universität gibt es ein zentrales Büro, das „Volunteer and Service-Learning Center“, das die Kontaktinformationen gemeinnütziger Organisationen in unserer Gegend sammelt und diese an Abteilungen wie die Betriebswirtschaftslehre, Sozialhilfe, Kommunikations- und Medienwissenschaften usw. weiterleitet, bei denen Service-Learning einen Anteil des Kurses (oft bis zu 20% der Gesamtnote für die Kursleistung) ausmacht. In der Planungsphase organisieren die Studierenden dann die Vermarktung und Public Relations Kampagne für ihr Projekt, das sodann durchgeführt wird. Am Ende beschreiben sie ihre Erlebnisse und erworbene Fähigkeiten in einem Aufsatz und stellen sie den anderen Teammitgliedern in einer PowerPoint Präsentation vor.

12 Dieses Konzept gibt es auch seit März 2010 in einer erweiterten Form in Kanada. Die studentischen „Deutschlehrer“ dort haben sogar ein Fahrzeug von Mercedes Benz gespendet bekommen, um spannende Lektüre über die deutsche Kultur, Geschichte und technische/wissenschaftliche Leistungen in Schulen quer durch Kanada zu verbreiten. Siehe hierzu: <http://www.innovation-germany.ca/events/projects/deutschmobil/>.

13 Eine weitere Alternative, von der wir regelmäßig Gebrauch machen, ist, Interessenten an anderen Universitäten in North Carolina spezielle Kurse durch das Internet und Video zugänglich zu machen. Jill Twark unterrichtete kürzlich zum Beispiel einen Übersetzungskurs über das North Carolina German Studies Consortium, dem sieben Hochschulen angehören. Mehr Informationen über diese Arbeitsgemeinschaft gibt es unter <http://people.uncw.edu/burtr/German%20Studies/GSCindex.htm>.

interessiert, haben wir in den letzten Jahren zwei weitere Kursthemen mit etwas offeneren Strukturen entwickelt: Birgit Jensen bot ein Seminar zum Thema „Nachhaltigkeit im Vergleich: BRD und USA“ an und Susanne Lenné Jones eines zum Thema „Berufschancen für Studierende der Germanistik.“ In diesen Seminaren arbeitet jeder Studierende – je nach Interesse – an seinem eigenen Teil einer umfassenden Forschungsarbeit. Ziele sind, den Deutschlernenden Möglichkeiten anzubieten, an wissenschaftlichen Tagungen teilzunehmen und ihre Arbeit zu veröffentlichen (s. AITCHESON et al. 2011). Ungewöhnlich daran ist, dass diese Aktivitäten in den USA eigentlich in die „Graduate School“ gehören, das Graduiertenkolleg, an dem wissenschaftliche Fähigkeiten erst entwickelt werden sollen. Wir verschaffen unseren Studierenden somit einen leichteren Einstieg in ihre weitere akademische Karriere, und tatsächlich studieren alle Autoren unseres ersten Forschungsprojektes jetzt an Graduate Schools, von wo aus sie unseren Einsatz später als Multiplikatoren unseres Germanistikstudiengangs belohnen können.

5 Interdisziplinäre Kursangebote

Weiterhin bieten wir – wie in vielen Germanistikinstituten in den USA – einige unserer Kurse auf Englisch an, damit wir neue Studierende erreichen, die dann manchmal neugierig auf die fremde Kultur gemacht werden. Drei dieser Kurse sind „Deutsche Märchen“, „Der Holocaust in Literatur und Film“ und „Die Geschichte des deutschen Films“. Alle drei Kurse werden gut besucht (d. h. von 40-45 Studierenden pro Kurs im Vergleich zu den 5-10 in den üblichen fortgeschrittenen Germanistikkursen¹⁴).

Wie anfangs bereits angedeutet, stellen sich unserer Germanistikabteilung schon Herausforderungen, noch bevor die Studierenden unsere Kurse belegen. Nur ungefähr 18,5% aller US-Schüler erlernen überhaupt eine Fremdsprache.¹⁵ Universitäre Richtlinien sehen nur für wenige Studienrichtungen eine Grundbasis fremdsprachlicher Kenntnisse vor (siehe Fußnote 1), sodass nur 8,6% aller Studierenden eine andere Sprache studieren (s. FURMAN et al. 2009). Dieser Zustand wird weiterhin dadurch unterstützt, dass die USA, anders als europäische Länder und bedingt durch ihre geographische Lage, kaum Kontakte mit anderssprachigen Ländern haben. Wenn Berührungen mit fremden Kulturen nicht Teil der amerikanischen Alltagserfahrung sind, können amerikanische Studierende kaum ein Verständnis dafür entwickeln, welche Bedeutung das Studium fremder Sprachen für sie persönlich und beruflich haben kann.

Eine Möglichkeit, diese Kluft zu überbrücken und besonders diejenigen Studierenden anzusprechen, die sich nicht unbedingt aus eigener Motivation einer fremden Kultur und Sprache öffnen würden, ergibt sich aus dem Angebot von attraktiven interdisziplinären Kursen. Diese nehmen wesentliche Themenbereiche der deutschen Kulturgeschichte und Literatur zum Ausgangspunkt und beleuchten diese unter Anwendung verschiedener

Diskurse aus einer Reihe von Disziplinen. Diese Art interdisziplinärer Kurse gewährt mehrfache Vorteile: Zum einen können Lernende, die sich sonst nur zögerlich mit anspruchsvollen literarischen oder ausländischen Texten auseinandersetzen würden, an die Analyse von zugänglicheren Texten herangeführt werden. Zum Beispiel ermöglicht die Diskussion der allseits bekannten Grimms Märchen das Besprechen der Kultur und Moralität im Deutschland des 19. Jahrhunderts sowie der Romantik und steht einer Reihe von interdisziplinären Studien, u. a. den Geschlechter- und Sexualdiskursen sowie weiteren psychologischen Ansätzen, offen. Auf ähnliche Weise nutzt der Kurs über den Holocaust die andauernde Faszination für die geschichtlichen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, um Studierende zur kritischen Auseinandersetzung mit historischen Entwicklungen und ihren kulturellen Repräsentationen anzuregen. Dabei gehen die Lerninhalte und -ziele über den bloßen Faktenerwerb hinaus und erstrecken sich unter Anwendung theoretischer Diskurse zu den Themen Gedächtnis, Trauma, Vergangenheitsbewältigung und Repräsentation auf die Analyse und Interpretation von Poesie, Musik, Literatur und Film. Die Studierenden können wiederum die erworbenen interpretativen Fähigkeiten auf Analysen in anderen Kursen anwenden.

Zum anderen bieten diese Kurse den Vorteil, dass sie Studierende aus anderen Disziplinen in Kontakt mit unseren Lehrkräften und der Germanistikabteilung im Allgemeinen bringen. Durch diese ersten Berührungen mit der deutschen Geschichte und Kultur wird bei einigen Kursteilnehmern das Interesse an weiter reichenden Studien der deutschen Kultur, Literatur und letztendlich auch der Sprache geweckt. Manche belegen daraufhin unsere Sprachkurse oder wählen Deutsch – oft als Ergebnis der bereits hier beschriebenen Strategien – sogar als Nebenfach oder zweites Hauptfach. Dadurch erreichen wir auf der einen Seite eine höhere Teilnehmerzahl in unseren Seminaren. Auf der anderen Seite gewinnt die Germanistikabteilung allgemein an institutioneller Beachtung und dadurch an studentischem Zuwachs.

Diese Initiativen bieten auch eine fruchtbare Grundlage für die Zusammenarbeit mit anderen Fachbereichen und Institutionen innerhalb und außerhalb der Universität. So gibt es zum Beispiel Koordinationsbemühungen bezüglich des Kursangebots und der Zusatzveranstaltungen zwischen den Lehrkräften im Geschichtsprogramm und der Politikwissenschaft (in beiden Fachbereichen gibt es Wissenschaftler mit Spezialisierung auf deutsche Geschichte und Politik). Der oben erwähnte Filmkurs wird derzeit in ein neues Nebenfach integriert, „Film Studies“, das in den letzten drei Jahren von der Anglistikabteilung aufgebaut wurde, was unserem Programm wiederum die interdisziplinäre Einbindung in andere Universitätsbereiche ermöglicht. Nicht selten besuchen Studierende dieser Studiengänge unsere Filme, kulturelle Veranstaltungen und auch Lehrveranstaltungen und umgekehrt, was zumindest die Aufmerksamkeit auf unseren Germanistikstudiengang lenkt.

¹⁴ Unsere Fortgeschrittenenseminare sind auch deshalb so spärlich belegt, weil sich fast die Hälfte unserer Germanistikstudierenden pro Jahr im Ausland befindet.

¹⁵ Siehe ACFTL (2011). Ein knappes Drittel dieser Schüler wohnt in nur vier US-Bundesstaaten: Kalifornien, Texas, New York und Florida. 70% der Fremdsprachenlerner belegen Spanisch.

6 Schlussbemerkungen

Die Germanistik in den USA befindet sich wie alle Fremdsprachen hier in einem Spannungsfeld. Einerseits werden die amerikanischen Universitäten in immer größerem Ausmaß damit beauftragt, ihren Studierenden die fehlende interkulturelle Kompetenz zu vermitteln. Andererseits sind wir den fortwährenden budgetären Engpässen im amerikanischen Universitätssystem ausgesetzt, die es erfordern, dass Studiengänge sich finanziell tragen. Deshalb verzichten viele Hochschulen darauf, ihren Studierenden interkulturelle Kompetenzen durch eine tiefeschürfende Auseinandersetzung mit anderen Kulturen beizubringen, und begnügen sich mit z. T. fadenscheinigen Nachweisen, dass ihre Studienabsolventen tatsächlich mit anderen Kulturen vertraut gemacht worden sind.¹⁶ Aus Geldmangel, wegen des Widerstandes ihrer professionellen Fachbereiche (wozu Studiengänge wie Krankenpflege, Betriebswirtschaftslehre oder Informatik zählen) oder sogar aus der irrigen Annahme, dass der Rest der Welt sich sowieso an amerikanischen Werten orientiere, wird die Fremdsprachenausbildung immer wieder unterschätzt und/oder vernachlässigt.

Infolge der weltweiten Wirtschaftskrise, die im Herbst 2008 begann, ist die Existenz unserer Fremdsprachenabteilung, das „Department of Foreign Languages and Literatures“, auch dieses Jahr wieder gefährdet. Unser Budget wird derzeit um 20% gekürzt, was bedeutet, dass viele Lektoren ihre Teilzeit- und Vollzeitstellen verlieren werden. Zudem wurden von der Universitätsverwaltung Produktivitätskriterien aufgestellt, die trotz des Wachstums der letzten zehn Jahre abgesehen von Spanisch kaum ein Fremdsprachenprogramm an unserer Universität erfüllen kann. Dies bringt erneut die Gefahr von Streichungen mit sich, wie sie zum Beispiel kürzlich an der University of Albany, New York, vorgenommen wurden (vgl. JASCHIK 2010). Trotz und gerade wegen dieser schwierigen Lage entwickeln und führen wir unsere (Wieder-)Belebungsstrategien weiterhin fort, sodass unsere Studierenden mit sprachlichen, kulturellen und interkulturellen Kompetenzen erfolgreich in ihre künftigen Graduiertenstudien und Berufe einsteigen können.

Literaturverzeichnis:

ACTFL (2011): Foreign Language Enrollments in K-12 Public Schools: Are Students Ready for a Global Society? URL: <http://www.actfl.org/i4a/pages/index.cfm?pageid=5231> [26. 4. 2011].
 AITCHESON, Marion/HAUS, Stefan/KISELEVA, Ekaterina/LAROCCA, Alexander/MUSILECK, Patricia (2011): Living Green in Germany and the United States: Concepts of Environmental Sustainability in Two College Towns. In: Valley Humanities Review. URL: <http://lvc.edu/vhr/index.html> [26. 4. 2011].

16 So müssen zum Beispiel alle Fachbereiche an unserer Universität auf einer Tabelle ankreuzen, ob ihre Kurse gewisse Auflagen erfüllen, die die Verwaltung als Merkmale globaler Bildung identifiziert hat. Darunter rangieren Aussagen wie folgende: Der Student, der diesen Kurs absolviert hat, „understands how cultural beliefs, values and sensibilities shape people’s perceptions and impact global decisions and actions“ oder „communicates, interacts and works positively with individuals from other cultural groups“. Diese Merkmale sind jedoch so locker definiert, dass fast alle Kurse nun „interkulturelle“ Dimensionen besitzen, was der Verwaltung erlaubt, die fortschreitende Internationalisierung unserer Hochschule für Akkreditierungszwecke zu beschleunigen.

- AMERICAN COUNCIL ON EDUCATION (2002): Beyond September 11: A Comprehensive National Policy on International Education (ERIC #309401). URL: http://www.acenet.edu/bookstore/pdf/2002_beyond_911.pdf [18. 01. 2011].
- AUTORENGRUPPE BILDUNGSBERICHTERSTATTUNG (im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung) (2010): Bildung in Deutschland 2010. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Perspektiven des Bildungswesens im demografischen Wandel. Bielefeld: Bertelsmann. URL: <http://www.bildungsbericht.de/index.html?seite=8400> [10. 02. 2011].
- BOECKER, Malte/JÄGER Matthias (2006): Interkulturelle Kompetenz – Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts? Thesenpapier der Bertelsmann Stiftung auf Basis der Interkulturellen-Kompetenz-Modelle von Dr. Darla K. Deardorff. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung. URL: http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/demedia/xcms_bst_dms_17145_17146_2.pdf [27. 1. 2011].
- BOLTEN, Jürgen (2007): Interkulturelle Kompetenz. Erfurt: Thüringer Landeszentrale für politische Bildung.
- DEARDORFF, Darla K. (2004): The identification and assessment of intercultural competence as a student outcome of internationalization at institutions of higher education in the United States. Unveröffentlichte Dissertation. North Carolina State University, Raleigh, North Carolina, USA. „DEUTSCH MOBIL“ (German in Motion). Innovation-Germany.ca.2010. URL: <http://www.innovation-germany.ca/events/projects/deutschmobil/> [19. 12. 2010].
- DI DONATO, Robert/CLYDE, Monica/VANSANT, Jacqueline (2007): Deutsch: na klar! 5. Auflage. Boston et al.: McGraw-Hill.
- ENGBERG, D./GREEN, M. F. (2002): Promising practices: Spotting excellence in comprehensive internationalization. Washington, DC: American Council of Education.
- FRIEDMAN, Thomas L. (2008): Die Welt ist flach: Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts. Übers. v. Michael Bayer, Hans Freundl, Ekkehard Knörer, und Thomas Pfeiffer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- FURCO, Andrew (1996): Service-Learning. A Balanced Approach to Experiential Education. In: Expanding Boundaries: Serving and Learning. Hrsg. v. J. Raybuck und B. Taylor. Washington, D. C.: Corporation for National Service.
- FURMAN, Nelly/GOLDBERG, David/LUSIN, Natalia (2009). Enrollments in Languages Other Than English in United States Institutions of Higher Education, Fall 2009. URL: http://www.mla.org/2009_enrollmentsurvey [26. 4. 2011].
- GORDON, Larry (2008). USC announces it will no longer offer German major or minor. The Los Angeles Times 11. Apr. 2008. URL: <http://articles.latimes.com/2008/apr/11/local/me-german11> [6. 2. 2011].
- JASCHIK, Scott (2010): Disappearing Languages at Albany. Inside Higher Ed 4. Oct. 2010. URL: <http://www.insidehighered.com/news/2010/10/04/albany> [6. 2. 2011].
- KAMINER, Vladimir (2000): Russendisko. München: Goldmann.
- KIM, Hyunjoo (1999): Transcultural Customization of International Training Programs. New York: Garland Publishing.
- NORTH CAROLINA CENTRAL UNIVERSITY (2010). School of Library and Information Sciences Frequently Asked Questions – Language Requirement. 19. Juli 2010. URL: <http://www.nccuslis.org/faq/faq-language.php> [6. 2. 2011].
- SEDLAK, Carol A./DOHENY, Margaret O./PANTHOFFER, Nancy/ANAYA, Ella (2003): Critical Thinking in Students’ Service-Learning Experiences. In: College Teaching 51.3, S. 99-103.
- STROH, L. K./BLACK, J. S./MENDENHALL, M. E./GREGERSEN, H. B. (2005): International assignments: An integration of strategy, research, & practice. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- WEINLAND, Don (2010): Budget pains strike U. Nevada campus. UWIRE: The College Network. 24. Aug. 2010. URL: <http://uwire.com/2010/08/24/budget-pains-strike-u-nevada-campus/> [6. 2. 2011].

LENKA MATUŠKOVÁ

Germanistik als Grenzwissenschaft

Germanistik kann aus geographischen Gründen Grenzwissenschaft sein. In diesem Sinne ist sie ebenfalls die Wissenschaft von der Nachbarschaft. Das gilt im Hinblick auf das Fach in der Tschechischen Republik, deren Nachbarn zum Beispiel Österreich, Sachsen und Bayern heißen. Als Grenzwissenschaft hat es im Rahmen von Tschechien noch keine Konturen, obwohl eine solche Orientierung – zusätzlich zu den bestehenden – aus politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gründen naheliegen würde. Das Fach Wirtschaftsdeutsch an der Universität Pardubice versucht seit einigen Jahren, sich intensiv mit der westlichen (bayerischen) Peripherie im Rahmen von Projekten, Publikationen, Vorträgen, Konferenzen und studentischen Abschlussarbeiten zu befassen. Und es ist ihm tatsächlich gelungen, abseits vom Strom der allgemeinen germanistischen Tendenzen und Interessen eine Basis für die eigene Profilierung zu schaffen. Der vorliegende Beitrag will dazu Themen nennen, die inhaltlich auf das Grenzland und über die Grenze hinaus weisen.

1 Entwicklungen von Tragweite

Besonderheit und Aktualität kulturwissenschaftlicher Orientierungen an Peripherien, Übergängen, Grenzen und Grenzländern sind z. B. Ende 2010 deutlich geworden, und zwar durch ein politisches Ereignis: Ein solches war kurz vor Weihnachten der Besuch des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer beim tschechischen Premier Petr Nečas in Prag (20. 12. 2010). Zur Neuorientierung bayerischer und auch sudetendeutscher Interessen versuchte der germanistische Lehrstuhl von Pardubice beizutragen: durch eine besondere Berichterstattung in Ostbayern (*Kötztinger Zeitung* aus dem grenznahen Bad Kötzting, Landkreis Cham). Das genannte Tagblatt, eine in politischen Kreisen geschätzte Ausgabe des *Straubinger Tagblatts*, ist eine deutsche (bayerische) Grenzzeitung, in der das Wort „Grenze“ und das Thema „bayerisch-tschechische Nachbarschaft“ jeden Tag vorkommen (vgl. DUBOVÁ/MATUŠKOVÁ 2008: 355-364). Insofern ist auch ihr Einfluss auf den grenzübergreifenden Diskurs größer. Kann man also davon ausgehen, dass Germanistik ebenfalls in die Politik eingreift, weil sie infolge der Vermittlung durch eine bayerische Zeitung vielleicht sogar Texte für den aktuellen und künftigen Grenzdiskurs schafft? Eine vorläufige Antwort: Die *Kötztinger Zeitung* arbeitet heute mit dem Fach Deutsch für den Beruf am Lehrstuhl für Fremdsprachen in Pardubice aufgrund eines Medienprojektes zusammen, das Untersuchungen von in tschechischen Tagblättern konstruierten Wirklichkeiten umfasst und dabei wesentlich an der Gestaltung der bayerisch-böhmischen Nachbarschaft teilnimmt, indem vor allem im deutsch-tschechischen Kontakt aktuelle Fragen behandelt werden, ohne dass der historische Bereich unberücksichtigt bleibt.

In Anlehnung an spezielle Themen der *Kötztinger* haben sich auf der Ebene studentischer Abschlussarbeiten (Bakkalaureat) bereits mehrere Richtungen für weitere Forschungen entwickelt. Von ihnen soll in diesem Beitrag die Rede sein, und zwar unter dem Blickwinkel näherer und fernerer Perspektiven der Germanistik in Tschechien – jetzt aber unter Beachtung einer speziellen geographischen Variante (Grenzabschnitt Domažlice/Klatovy – Bad Kötzting/Furth im Wald), ausgerichtet auf die Untersuchung von Grenze und Nachbarschaft mit Blick in Richtung einer Germanistik, verstanden als Grenzwissenschaft (vgl. WERTHEIMER 1998). Die tschechisch-sächsische Grenze wurde bereits vor der bayerisch-tschechischen analysiert: Es gibt vorbereitende Arbeiten, den Kulturraum des Erzgebirges betreffend (vgl. MEHNERT 2001, MEHNERT 2003, MEHNERT 2004, MEHNERT 2006).

Auf der bayerischen Seite setzte die erwähnte *Kötztinger Zeitung* genau bei der letzten Jahrtausendwende ein Zeichen und präsentierte einen Überblick über die Entwicklung der bayerisch-tschechischen Peripherie in dem Sammelband *Grenzenlos*, z. B. über Politik, Alltag, grenzüberschreitende Beziehungen, historische Ereignisse der Grenzschließung und der Grenzöffnung (vgl. AMBERGER 2000), nachdem zehn Jahre seit der Wende vergangen waren und die tschechischen Nachbarn an der bayerischen Grenze immer noch als fern und unbekannt galten, während man sich andernorts bereits differenzierter mit dieser mitteleuropäischen Nachbarschaft auseinandersetzen begann. Inzwischen ist ein weiteres Jahrzehnt vergangen, und diesmal gab es erneut Gelegenheit für diese Fragestellung. Sie stammt jetzt von der österreichischen Seite, formuliert als Frage: *Grenzen-los?* (vgl. PAWLITSCHKE 2009). Darauf hatte freilich längst die Forschung Tschechiens zu antworten versucht, indem sie sich besonders von soziologischer und anthropologischer Seite her den Grenzproblemen näherte (vgl. ANTIKOMPLEX 2006, EISCH 1996).

Mit Rändern und Peripherien begann sich in den Jahren nach dem Fall des Eisernen Vorhangs auf der westlichen Seite der Grenze auch die deutsche interkulturelle Germanistik zu befassen (vgl. WIERLACHER 1993: 177-184 u. KOŠŤALOVÁ 2003: 238-244). Grenze erscheint heute als einer der wichtigen Rahmenbegriffe des Faches neben Distanz, Vergleich, Fremdheit, Empathie, Blickwinkel, Anerkennung, vor allem neben dem Inter (das Dritte, der dritte Raum). An der Universität Pardubice selbst setzte die Grenzforschung erst 2006 ein, ein Jahr vor der bayerischen Landesausstellung *Bayern-Böhmen* (Zwiesel 2007). Zum Thema erhoben wurden sofort die Jahre nach 1990 sowie bereits vorliegende Forschungsergebnisse. Thematische Exkursionen in die weiter zurückliegende Vergangenheit waren vorauszusehen. Vor allem kam es darauf an, Untersuchungen durchzuführen, deren Inhalte sich als Grenzüberschreitungen im wahrsten Sinne des Wortes erwiesen (Wirklichkeitsbezug). Ziel sollten also keine sekundären oder tertiären Literaturinterpretationen sein, die selbst nur fortsetzen, was an anderer Stelle bereits vorgestellt worden ist. Damit lag der Akzent auch nicht mehr nur auf irgendwelchen zugrunde liegenden deutschen und tschechischen Texten, sondern gerade auf konkreten Handlungen und Handelnden.

2 Neue Orientierungen in Pardubice

Die Neuorientierung in Pardubice kann ziemlich genau auf das Jahr 2006 datiert werden (vgl. im Folgenden die Arbeit von ŠTĚPÁNOVÁ). Fünf Jahre später zeigten sich erste Ergebnisse der Entwicklung: Das Grenzland selbst und die Grenze waren im Laufe der Jahre bis 2011 immer mehr als Raum des *Genius loci* für die Entwicklung von Aktivitäten, für das Erkennen von Zusammenhängen und Unterscheidungen entdeckt worden. Unter dem Motto *Genius loci* hatte sich seit einigen Jahren bereits eine Gruppe von Wissenschaftlern der Westböhmisches und Südböhmisches Universität (Plzeň/Pilsen, České Budějovice/Budweis) versammelt, um eigene Forschungen zu diskutieren. Die Grenze ist im Jahre 2010 definitiv als Thema hinzugekommen (vgl. BAUMANN 2010: 3-17), die Grenzüberschreitung konnte dabei am Beispiel von Franz Kafka, dem Eisenbahnreisenden, gezeigt werden (vgl. MATUŠKOVÁ 2010: 87-94). Somit tritt Grenze nicht nur als Nicht-Ort (vgl. AUGÉ 2010), sondern auch als Nicht-Nicht-Ort hervor, und zwar als besondere Gelegenheit für Handeln, als Herausforderung sowie Voraussetzung für Kooperationen (hier die bayerisch-tschechische). Grenze und Germanistik gehören eigentlich zusammen (vgl. FABER/NAUMANN 1995, LAMPING 2001, GÖRNER 2001), wenn man außerdem berücksichtigt: Tschechien ist so klein, dass es den Anschein erweckt, als würde es aus lauter Grenzländern ohne Binnenland bestehen. In diesem Zusammenhang muss auch die germanistische Wissenschaft zu aktuellen Entwicklungen des Komplexes Grenzland als Zusammensetzung noch kleinerer Grenzländer Stellung beziehen.

Das ostböhmisches Pardubice befindet sich mit seiner Universität an keiner Grenze zu einem der deutschsprachigen Länder, ganz im Unterschied zu Ústí nad Labem/Aussig, Plzeň/Pilsen, České Budějovice/Budweis und auch Brno/Brünn. Eine der Aufgaben der Pardubitzer Germanistik besteht deswegen darin, auf sich aufmerksam zu machen und die eigenen Forschungen einem weiteren Kreis von Interessenten zugänglich zu machen. Dies geschieht dadurch, dass im Rahmen nationaler und internationaler Vernetzung der Kontakt zu anderen Wissenschaften (vgl. die Wissenschaftlergruppe *Genius loci*) und zu Germanistiken anderer Länder (besonders zur spanischen) gepflegt wird, d. h. nicht nur zum deutschen Partner (in diesem Falle Bayreuth): An der Partneruniversität von Sevilla zum Beispiel beziehen sich die Vorträge der Germanisten aus Pardubice vor allem auf das Grenzthema, es ist praktisch ihr Merkmal und Kennzeichen geworden. Und über diese germanistische Perspektive werden an der eigenen Universität bereits die Studierenden informiert: Einige der Abschlussarbeiten (Bakkalaureat) orientieren sich direkt an den aktuellen Forschungsplänen des Wissenschaftlerteams der örtlichen Germanistik. Der Weg geht von bereits vorliegenden wissenschaftlichen Publikationen zur sogenannten studentischen Hausarbeit oder Abschlussarbeit.

Die Germanistik von Pardubice beabsichtigt also, die Studierenden am internationalen Forschungsgespräch teilnehmen zu lassen und ihnen zu zeigen, was das germanistische Fach im europäisch-deutsch-tschechischen Rahmen bedeuten und erreichen kann, vom Unterricht der deutschen Sprache einmal abgesehen. Die im vorliegenden Beitrag enthaltenen Bemerkungen verstehen sich als Hinweise auf einige studentische Leistungen, an denen sowohl die Verarbeitung bereits vorhandenen Wissens (vgl. ANTOS/POGNER 2003: 396-400) als

auch die Entstehung neuer Informationen (vgl. SPINNER 2003: 337-343) zu dokumentieren sind, bezogen auf die Stufe des Bakkalaureats (vgl. die Arbeiten von BARVOVÁ 2008, STAČINA 2009, SVOBODOVÁ 2009, ZECKOVÁ 2010, FELBEROVÁ 2011 und anderen, die hier zitiert werden). Die Teilnahme der Examenskandidat(inn)en am Gespräch der internationalen Forschergemeinschaft ist Absicht und Ziel. Hierbei erweist sich neben der Textsorte Referat (vgl. HERMANN 1980: 593-607) vor allem die Examensarbeit (Haus- oder Abschlussarbeit) als Texttyp von Wichtigkeit. Die Autor(inn)en wirken zum Beispiel bei der Veranstaltung *Věda bez hranic – Wissenschaft ohne Grenzen* im Centrum Bavaria Bohemia (Schönsee) mit, die dem deutsch-tschechischen wissenschaftlichen Nachwuchs vorbehalten ist. Sie treten als begleitende Beobachter und Kommentatoren hervor (Ausstellungen, Events im Grenzgebiet). Dazu finden sich Hinweise im vorliegenden Beitrag (s. Plzeň/Pilsen, Zwiesel, Krajčová/Gossengrün). Nicht zu übersehen sind die Aktionen der Studierenden bei ihren Erasmusaufenthalten an den Partneruniversitäten von Pardubice (Trento, Sevilla, Münster, Bayreuth, Ljubljana, Madeira u. a.), z. B. bei Präsentationen tschechischer Forschungsbeiträge im Rahmen dortiger Seminare. Sie treten dabei als Multiplikatoren in Erscheinung und weisen besonders auf die spezielle Profilierung der Germanistik von Pardubice hin, unter besonderer Berücksichtigung des Themas „Prozess der Nachbarschaft“ vor dem Hintergrund des Prozesses der Zivilisation (Norbert Elias). Geplant ist zum Beispiel die Realisierung eines neuen Konzepts „Neue deutsche Texte“ im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft mit Bayreuth (MATUŠKOVÁ 2011).

Grenze und Grenzland erscheinen heute in der Vielfalt von Themen, Orientierungen und Richtungen, als Zeichen von Dynamik und Stillstand, als Zusammenspiel von zentrifugalen und zentripetalen Kräften, als Schauplätze für Zentralisierung und Dezentralisierung, Vereinheitlichung und Differenzierung, als Bereiche von Zusammengehörigkeit und Trennung, Überwindung und Abgrenzung, Geselligkeit und Ungeselligkeit, Distanz und Nähe (vgl. RZEPKA 2008: 30-50). An Grenzen und in Grenzländern offenbaren sich Beziehungen wie Zusammenleben und Zusammenarbeiten, aber auch das Gegenteil davon. Die Ränder oder Peripherien zweier Länder können – im Idealfall – inspirierend wirken, und genau dazu begann die Germanistik von Pardubice Beispiele von der bayerisch-tschechischen Grenze zu sammeln und zu untersuchen (Genius loci). Gegenwärtig bezieht sie absichtlich die Studierenden in die Forschung ein, die ihre Arbeiten auf bereits vorhandenen Publikationen des Lehrstuhls aufbauen und versuchen, existierende Konzepte weiterzuentwickeln. Im Vordergrund stehen hierbei die Schwerpunkte Grenze, Grenznachbarn, Nachbarschaft allgemein, deutsche Kurzprosa, deutsche Grenzzeitungen heute, Versuch einer Wiederbegründung deutscher Literatur in Tschechien (in der Nachfolge von Franz Kafka, Lenka Reinerová u. a.) zunächst als Versuch von vorläufigen Antworten auf die Frage, wie sich das deutsch-tschechische Heute literarisch formen lässt (BAUMANN 2004: 9-17, BAUMANN 2008: 10-26, BAUMANN 2010: 3-17, BAUMANN in Vorbereitung).

3 Nachbarschaft als Ereignis

Im Anschluss an die von Mehnert (TU Chemnitz) herausgegebenen und oben genannten Forschungen ging es vor sechs Jahren zunächst darum, auch den bayerischen Blickwinkel stärker zu berücksichtigen, was die Untersuchung der deutsch-tschechischen Nachbarschaft betrifft. Dies geschah, wie erwähnt, ein Jahr vor der bayerischen Landesausstellung *Bayern-Böhmen* (Zwiesel 2007). Es gelang damals der Pardubitzer Studentin ŠTĚPÁNOVÁ (2006) im Rahmen einer Abschlussarbeit (Bakkalaureat) auf fünfzig Seiten das Thema *Tschechien zwischen Bayern und Sachsen* abzuhandeln. Daraus sollte nicht mehr werden als ein vorläufiger summarischer Überblick, zu betonen waren also die Einen und die Anderen, die Tschechen im Dazwischen. Vor allem ging es der Autorin darum, Beispiele für grenzüberschreitende Kooperationen zu finden und zu schildern (Medien, Institutionen, Veranstaltungen, Publikationen, Personen, Touristik, Aktivitäten einzelner Orte und Gegenden), um den Umbruch zu verdeutlichen, der sich nach 1990 vollzogen hat. Informationen lagen bereits vor, es kam nur darauf an, mit ihnen adäquat umzugehen und sie so zu präsentieren, dass das Thema nachbarschaftlicher Beziehungen deutlich hervortrat. Mehr als ein erster Versuch war nicht beabsichtigt.

Der Akzent lag eindeutig auf der Vielfalt, genauer gesagt auf Tschechien sowie auf den Tschechen zwischen Sachsen und Bayern, und zwar mehr als zehn Jahre nach dem Epochenwechsel. Gemeint war die doppelte Nachbarschaft (vgl. ŠTĚPÁNOVÁ 2006). Behandelt wurden deswegen zwei Grenzen und ihre Grenzländer in einer einzigen Untersuchung. Die Textsorte Abschlussarbeit zwang die Autorin zur gebotenen Kürze, sie versuchte aber trotzdem das, was Ränder und Peripherien charakterisiert, als Vielschichtigkeit von Zusammenhängen darzustellen. Eine Vollständigkeit konnte selbstverständlich nicht erreicht werden. Es kam lediglich darauf an, die Möglichkeiten des Handelns (das ein gleichzeitig dreifaches, ein sächsisch-bayerisch-tschechisches sein kann) an herausragenden Beispielen zu demonstrieren und nachzuweisen, dass die Grenze selbst vielen Aktivitäten, Einzelleistungen, Inhalten und Konzeptionen Bedeutsamkeit zu verleihen vermag (s. die ostbayerischen Festspiele). Sodass sich wie von selbst die Frage ergibt: Was wären diese Gegenden eigentlich ohne Grenze?

Im komplexen Diversifikationsprozess der Entwicklung von Nachbarschaft zwischen den deutschsprachigen Ländern und Tschechien mussten in der Folgezeit bei der Dokumentierung Kompromisse geschlossen und einige herausragende Gesichtspunkte fokussiert werden. Sie sollten zeigen, wie Germanistik selbst zu einem Ereignis werden kann und sich nicht bloß als die übliche Verarbeitung von Primär- und Sekundärliteratur profiliert. Für diese Spielart des germanistischen Fachs erwies sich das Thema Grenze geradezu als förderlich. Im Rahmen der geographischen Nähe besteht nämlich eine Möglichkeit, an einzelnen Entwicklungen die für die Pflege deutsch-tschechischer Beziehungen günstigen Impulse direkt zu beobachten. Dafür erschien zunächst die erwähnte Bayerische Landesausstellung (2007) als das geeignete Forum. Ihrer Untersuchung widmete sich die Examenskandidatin BRŮŠKOVÁ (2009) durch Teilnahme und Mitarbeit persönlich: Es handelte sich hier um einen historischen Komplex, der sowohl durch eine Exposition als auch durch eine Publikation (Ausstellungsband) präsentiert wurde, woran sich weitere Veröffentlichungen und vor allem Veranstaltungen anschlossen.

Die Anknüpfungspunkte für Germanisten waren also vielfältig (Landeskunde, Medien, Literatur), ging es doch gerade um die Bewältigung von 1500 Jahren bayerisch-tschechischer Nachbarschaft. In Zwiesel sollte das Interesse von Besuchern aus Tschechien und Bayern geweckt werden, wozu tschechische und bayerische Historiker in Gemeinschaftsarbeit beitragen. Břoušková's Untersuchung wollte nun die nachbarliche Wechselseitigkeit erkennen lassen, was später vom Veranstalter, dem *Haus der Bayerischen Geschichte* (Augsburg) gewürdigt worden ist, namentlich von Dr. Rainhard Riepertinger (Herausgeber des Ausstellungsbandes). Bemerkenswert ist außerdem, dass die tschechische Germanistik an der Präsentation der ausgestellten Inhalte allein durch Veronika Šťavíková (Absolventin der Germanistik an der Prager Karlsuniversität) mit ihrer Forschung zum bayerischen Anteil am Österreichischen Erbfolgekrieg beteiligt war. Diese Autorin gehört übrigens zur Gruppe der Pilsener und Prager Vorläufer/innen des germanistischen Modells von Pardubice. Ob nun die Bachelorarbeit von Břoušková tschechischerseits das einzige größere wissenschaftliche Echo auf das Ereignis von Zwiesel 2007 war, wurde nicht überprüft. Auf alle Fälle konnte die Autorin beweisen, dass die Germanistik zu wissenschaftlichen Veranstaltungen Stellung beziehen kann, deren Durchführung andere Fächer (hier die Geschichtswissenschaft) verantworten.

Germanistik als Forum für aktive Pflege deutsch-tschechischer Nachbarschaft verfügt erst über einen geringen Bekanntheitsgrad unter den in Wechselbeziehung stehenden Tschechen und Deutschen. Der Auftrag des Fachs ist hierbei eindeutig: Gefragt ist nicht der Monolog, der sich dann in dieser oder jener isolierten Publikation äußert, sondern die Teilnahme am Gespräch über Aktualitäten, über Augenblicke, Ereignisse, Echos, über die vielfältigen Richtungen und dynamischen Entwicklungen, Wege, Ausgangspunkte, Ziele, über das Bekannte, Unbekannte, die Meinungen, das Neue, Konsonanzen, Dissonanzen, Horizonte, Nähe und Ferne, Akzente, Wertungen, vor allem über die Namen der am Prozess der Nachbarschaft aktiv Beteiligten (vgl. WEGER 2009). Břoušková zeigte an ihrem Beispiel auf, was sich entwickelt, wenn Tschechen und Deutsche auf einem Weg zusammenkommen und gemeinsam in lebendiger, intensiver Wechselbeziehung etwas hervorbringen, was es bis dahin noch nicht gegeben hat – eine große Ausstellung über eine mitteleuropäische Nachbarschaft von 1500 Jahren, beispielsweise über historische Prozesse (Hussitenzeit, Dreißigjähriger Krieg, Protektorat, Kalter Krieg), Kunst, Wirtschaft, Religiosität und vieles mehr.

Eine ähnliche Herausforderung war die Bewerbung der westböhmischen Metropole Plzeň/Pilsen um den Titel *Kulturhauptstadt Europas 2015*, der ihr dann wirklich zuerkannt wurde. Das maßgebliche Projekt lieferte die germanistische Examenskandidatin ZECKOVÁ (2010) aus Pardubice. Hier handelt es sich um ein weiteres Beispiel dafür, wie das Fach in aktuelle tschechische oder deutsch-tschechische Entwicklungen einzugreifen und einen eigenen Beitrag zu leisten vermag, der in diesem Fall von der Kulturabteilung der Stadt Plzeň/Pilsen hoch geschätzt worden ist. Plzeň/Pilsen konnte seine Unternehmung am 15. 12. 2010 im Vatikan Papst Benedikt XVI. vorstellen und hat sich jetzt neben den bereits bestehenden europäischen Kulturhauptstädten zu behaupten.

Ausgangspunkt von Zecková's Überlegungen wurde die Erkenntnis, dass Plzeň/Pilsen im Rahmen eigener tschechischer institutioneller Ordnungen steht (Staat, Schule, Wirtschaft), über soziale Gemeinschaften verfügt sowie eine tausendjährige Geschichte hat, an der von

Anfang an die deutschen Nachbarn teilnehmen. Eine Rolle spielte ferner, dass es in Pilsen Vereine, Gruppen, Zirkel und Kreise gibt, die sich der Pflege der Nachbarschaft über die Grenze hinweg widmen, auch wenn ihre Zahl nicht überwältigend groß ist. Vorhanden ist Wissen über Tschechen und Deutsche und vor allem über die jüdische Gemeinde. Was die Deutschen betrifft, konnte die Autorin auf kulturelle Leistungen verweisen, an die sich die heutigen Pilsner kaum mehr erinnern. Und so ist aus ihrem Projekt vor allem eine Abschlussarbeit über die Kooperation von Tschechen und Deutschen im Rahmen der Bewerbung um den Kulturhauptstadttitel 2015 geworden. Und wieder handelt es sich um ein ganz aktuelles Beispiel germanistischen Eingreifens, hier zu verstehen als Schritt aus der Ordnung, raus aus dem Alltagsleben, wie es die Stadt seit zwanzig Jahren erfahren hat, hinein in ein künftiges Abenteuer, in Richtung Europa. Zecková gab dazu die Beispiele von Graz (österreichische Literatur- und Kulturhauptstadt par excellence, 2003), Istanbul (Kulturhauptstadt 2010), Weimar (Kulturhauptstadt 1999) an. Sie wies auf die ostbayerischen Schriftsteller als Wanderer von Pilsen über die grüne Grenze nach Bayern, auf Gertrud Fussenegger und weitere Persönlichkeiten hin, um am Ende Vorschläge zu skizzieren, die in der Idee von Pilsen als westböhmisches Zentrum mit einer deutsch-tschechischen Universität gipfelten. Parallel zum Projekt Europäische Kulturhauptstadt entwickelte sie ein eigenes: Die kleine Kulturhauptstadt Bayern-Böhmens, Pilsen als Gedächtnisstadt (Ausweisung der Juden 1942, Vertreibung der Deutschen, Kommunismus). Der Pilsner Magistrat hat sich bei der Autorin für ihre Einfälle und Vorschläge bedankt.

Zecková's Präsentation wurde eingereicht, als die Entscheidung in der Sache noch nicht gefallen war. Für den Fall eines Misserfolgs hatte sie eben jenes Ersatzkonzept vorbereitet, bezogen auf die Wahl einer „kleinen Kulturhauptstadt“, beschränkt nur auf den Bereich der Grenzräume, ohne den großen europäischen Horizont zu berücksichtigen. Inhalt sollte die intensive Pflege der engeren Nachbarschaft sein. Gemeint war die Ausweitung grenzüberschreitender Aktionen in den Bezirken Westböhmen und Oberpfalz (z. B. Wahl eines bayerischen und tschechischen „Dorfes des Jahres“). Neu wäre jetzt in diesem Zusammenhang aus der Sicht von Pardubice die Idee einer „Grenzstadt von Mitteleuropa“ (Furth im Wald, Železná Ruda/Markt Eisenstein, Cheb/Eger, Tachov/Tachau, Bärnau usw.), wobei nur festzulegen wäre, wie weit der Grenzraum reicht und inwiefern ebenfalls Kleinstädte oder Märkte zu berücksichtigen wären. Die Planung dazu hat begonnen, ansonsten zeigt sich heute, dass eine Reihe von Zecková's Vorschlägen bereits verwirklicht wird (vgl. die Ausstellung über Pilsen als Stadt der Opfer, auch der von Hitler verfolgten Deutschen April/Mai 2011 im Pilsner Rathaus).

Nachbarschaft zu fördern, die entsprechenden Themen zu finden und damit eine Germanistik als Grenzwissenschaft mit Betonung geographischer Nähe zu entwickeln – so stellt sich das Interesse der Germanistik von Pardubice dar, die selbst einen weiten Weg zur bayerisch-tschechischen Grenze hat, sich aber trotzdem darum bemüht, das dortige aktuelle Geschehen zu registrieren und dabei keineswegs bloß rezipierend, also passiv, zu wirken, sondern Entwürfe auf die Zukunft hin vorzubereiten. Wälder und vor allem Berge (hier sind es Šumava/Böhmerwald, der Bayerische Wald, Český les, der Oberpfälzer Wald) sowie verbindende Wege und die Grenzlinie sind besondere Merkmale des gemeinsamen bayerisch-tschechischen Rands. Mentalität und Identität, Symmetrie und Asymmetrie

(West-Ost-Gefälle), Imagepflege bieten sich hier als zu bearbeitende Themen an. Im Falle der Grenze kann auch die Begrenzung von Freiheit gemeint sein, wenn die Menschen keinen Weg nach außen oder nach innen finden und dabei aktuellen Entwicklungen jenseits der Grenze mit Angst begegnen. Zu erwähnen ist die vor dem 1. Mai 2011 geltende Furcht der bayrischen Seite vor tschechischen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen. Auch darauf vermag sich Germanistik zu beziehen und dabei Quellen der Literatur, der Medien, des wissenschaftlichen Schrifttums zu untersuchen, zumal sich das Thema der Grenze sehr weit zurückverfolgen lässt, zum Beispiel bis zur Schlacht im Grenzwald bei Furth im Wald (1040), als der böhmische Fürst Břetislav I. den deutschen König und Kaiser Heinrich III. am Betreten Böhmens hinderte (s. den Bericht in der Böhmenchronik von Cosmas von Prag). Nicht mit dem Beginn, sondern mit dem vorläufigen Ende der Entwicklung von Grenze befasste sich in ihrer Abschlussarbeit ELIÁŠOVÁ (2009): Sie widmete sich dem Schengener Abkommen und lenkte dabei ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf den Text selber, sondern auch auf die Kontrollen nach dem 21. 12. 2007, die Angst vor den Hussiten seit dem 15. Jahrhundert auf der bayerischen Seite, den Grenzverkehr vor dem 1. Weltkrieg (Zeitzeuge Jaroslav Hašek), die Widerspiegelung des epochalen Ereignisses von 2007 in den Medien einschließlich lexikalischer Analyse der Presseberichte. Am Schluss stellte sich ihr die entscheidende Frage: Keine Nachbarschaft mehr? Diese Untersuchung ist ebenfalls als Beitrag zur Diskussion über die Auffassungen der Menschen beider Grenzländer bezüglich Grenze und Nachbarschaft zu verstehen und kann als Anstoß dafür gelten, gerade solche Themen in landeskundliche Studien der Germanistik (und Bohemistik) aufzunehmen.

Auch die Touristen als Überschreitende der Grenze, dazu die Prospekte des Fremdenverkehrs sind Themen, die für die interkulturelle Germanistik, welche sich von Anfang an der Erforschung der Reiseliteratur gewidmet hat, wie geschaffen sind (COSTA/MÜLLER-JACQUIER 2010). Dazu gesellen sich weitere gedankliche Vertiefungen bezüglich des Faktors Grenze: Da ist auch wieder die Kreativität zu betonen, als besonderes Merkmal im sogenannten Und-Zusammenhang, den wir im Verbindungsstrich bei der Komposition *Bayern-Böhmen* wiedererkennen können (vgl. BAUMANN 2008: 10-26). Über all diese Gesichtspunkte machte sich in einem neuen Ansatz und Anlauf STAČINA (2009) Gedanken, indem er sie am Ende seiner Untersuchung in einem eigenen Kapitel zusammenfasste, gewidmet den Prospekten der Touristik als Ausführungen über Kontakte, spezielle die Nachbarschaft fördernde regionale Persönlichkeiten, das heißt über die Träger der Verbindungen, über herausragende, die Grenze überschreitende und beide Seiten verbindende Aktivitäten. Durch Beobachtungen von Kreativität an Grenzen und in Grenzländern zeichnen sich noch weitere Publikationen aus, die aus der Germanistik von Pardubice hervorgehen.

Was wäre heute Germanistik, verstanden als Grenzwissenschaft, ohne Berücksichtigung vor allem des 20. Jahrhunderts und der vielen Erfahrungen von Leid, Not und Gefahr? Von ihnen ist ebenfalls die sich erst entwickelnde Literatur der Grenze geprägt, repräsentiert vor allem durch Schriftsteller wie Manfred Böckl, Bernhard Setzwein, Friedrich Brandl, Harald Grill und andere (vgl. FELBEROVÁ 2011). Zum Beispiel wird in Pardubice an eine Fortsetzung des 1893 erschienenen hybriden Kulturbilds und Grenzromans *Hančička* (tschech. Übersetzung 1896) von Maximilian Schmidt genannt Waldschmidt (1832–1919) gedacht: Denn die tschechische

Heldin *Hančička* und ihr bayerischer Ehemann Franz verließen laut Roman die bayerische Grenzheimat, zogen in das Gebiet der künischen Freibauern bei Klatovy/Klattau und wären folglich – im Alter – in die Turbulenzen der Vertreibung der Sudetendeutschen 1945/46 geraten. Ihr letzter Lebensabschnitt ließe sich wiederum in einem Roman schildern. Aus der Frage, wie sich *Hančička*s Leben weiterentwickelt hätte, soll zugleich ein Hinweis darauf hervorgehen, dass eine Darstellung moderner bayerischer Grenzliteratur vorerst eher mit Projekten, Ideen, Ansätzen, Möglichkeiten, Stoffen und Motiven rechnet, als dass sie ein sich lebendig und vielseitig entwickelndes Schrifttum präsentiert. Zu bemerken ist daher, dass in Pardubice nicht nur der Weg von der Literatur zu ihrer wissenschaftlichen Untersuchung, sondern auch umgekehrt die Richtung von der Wissenschaft zur Literatur gesucht wird, also zu vorläufigen Konzepten, Vorschlägen, Hinweisen, zu noch unbearbeiteten Themen. Unter diesem Blickwinkel befindet sich Literatur noch auf der Stufe der Literaturprojekte, die in Einzelfällen sehr vielversprechend wären, wozu es aber keine Autoren gibt.

Außerdem geht es um die Vorgänge der Vertreibung: Auch in diesem Zusammenhang ist das Grenzland hervorgetreten, wenn die Transporte mit den vertriebenen Deutschen die Tschechoslowakei verließen (vor allem ab Januar 1946) und in der Grenzstadt Furth im Wald eintrafen. Zu berücksichtigen sind dazu literarische Werke, die Verordnungen der tschechoslowakischen Regierung, Informationen, Mitteilungen von Zeitzeugen, tschechische Berichte über Transporte, Forschungsarbeiten vor allem der deutschen Seite, aktuelles offizielles Gedächtnis hinsichtlich der Vertreibung (tschechisch *odsun*, d. h. *Abschiebung*, heute auch von einem Teil der Sudetendeutschen akzeptierter Begriff). In Bezug auf die bayerische Grenzstadt Furth im Wald und ihr Durchgangslager wurde dieses Thema ebenfalls in einer Bachelorarbeit bearbeitet (vgl. HORÁKOVÁ 2008). Daran knüpfte eine andere studentische Arbeit an: Diese war der Untersuchung des Schicksals tschechischer Flüchtlinge gewidmet, die ab Februar 1948 die bayerisch-tschechische (damals tschechoslowakische) Grenze Richtung Westen passierten (vgl. JAŠKOVÁ 2008). Seit Kurzem wird in Pardubice das Thema des Massakers von Folmava/Vollmau (13. 5. 1945) bearbeitet. Der Ort liegt vor Furth im Wald auf der tschechischen Seite und erinnert an Ausschreitungen der sog. Roten Garden (vgl. BAUMANN in Vorbereitung).

4 Gemeinsame Aufarbeitung der Vergangenheit

Die Zeit war schließlich reif für Übersetzungen ins Deutsche, nachdem die tschechische Seite Publikationen vorzulegen begann, die sich inhaltlich auf das bayerische Grenzgebiet bezogen. Dort kam es zu einer besonderen Aufarbeitung von Vergangenheit, wie die sogenannten *Příběhy – Vorfälle* beweisen, die der Brünner Journalist Luděk NAVARA (2006) zur Flucht von Tschechen Richtung Österreich und Westdeutschland über das Gebiet der DDR und vor allem direkt nach Bayern vorlegte (vgl. hierzu SVOBODOVÁ 2009). Den ersten Band der Serie hat Winfried Baumann, ein Germanist aus Pardubice, ins Deutsche übersetzt (vgl. NAVARA 2006). Für die Zusammenarbeit mit dem Brünner Autor von Tatsachenliteratur begann sich nach 2000 die Redaktion der *Kötztinger Zeitung* (Franz Amberger) zu interessieren, die ja heute jene deutsche Grenzzeitung darstellt, die sich durch eine regelmäßige und vertiefte Berichterstattung über die tschechischen Nachbarn auszeichnet, wiederum gefördert von der Germanistik in Pardubice.

Kooperation vollzog sich also im Dreieck Autor (Tscheche) – Zeitung (deutsch) – Germanistik (tschechisch). SVOBODOVÁ (2009) wies nicht nur auf diese Zusammenhänge hin, sondern auch auf spezielle formale Gesichtspunkte von Navaras Schilderung aufregender Fluchten tschechoslowakischer Staatsbürger über den Eisernen Vorhang. Sie eröffnete damit ein weiteres Kapitel für Textuntersuchungen, und zwar von Kurzgeschichten sowie Kürzestgeschichten, unter Beobachtung des Einflusses des Films (Filmschnitt). Heute befasst sich Pardubice intensiv mit der Idee, wie eine Literatur deutscher Sprache in Tschechien wiederbegründet werden könne, geschaffen eventuell von tschechischen Autoren (Germanisten) und/oder deutschen Immigranten (vgl. die geplante Edition MATUŠKOVÁ 2011). Erforschung und sogar Entstehung von Kurzprosa gehören zu weiteren aktuellen Orientierungen und Konzeptionen der Pardubitzer Germanisten. Die Grenze bietet ihnen dabei Gelegenheiten für Kontakte hinüber ins Nachbarland. Durch die Grenzüberschreitung und die damit verbundene Erweiterung der Horizonte und Veränderung der Blickwinkel haben sie die Möglichkeit zu sehen, wie Meinung entsteht, wie sich wechselseitiges deutsch-tschechisches Informieren gestaltet, wie davon das Bewusstsein der Menschen bestimmt wird. Sie erkennen dabei immer mehr die Rolle, die den Medien bei der Bildung von Nachbarschaft in der Mitte Europas zukommt. Ein weiteres Beispiel für Wechselbeziehung, Orientierung sowie Aufarbeitung von Vergangenheit war dann schließlich der denkwürdige Fall des Prager Kurt Werner Tutter (gest. 1983), der für die Verbrechen von Ploština und Prlov (1945) verantwortlich war und den die kommunistische Gegenaufklärung im Bereich der NATO an der bayerischen Grenze einsetzte (vgl. BARVOVÁ 2008). Tschechen und Deutsche (Bayern) nutzten in diesem Spezialfall die Gelegenheit zur Zusammenarbeit. Im Mittelpunkt stand auf einmal die Stadt Bad Kötzing (Landkreis Cham). Die bayerischen Bürger erfuhren, wer Tutter eigentlich war, die tschechische Gesellschaft erhielt Erkenntnisse darüber, wie sich der Kriegsverbrecher während seiner Spionagetätigkeit verhielt. Germanisten aus Pardubice, die *Kötztlinger Zeitung* und Luděk NAVARA (2005) zeigten sich kooperativ. Das betreffende Buch des tschechischen Autors ist ebenfalls von W. Baumann ins Deutsche übersetzt worden.

Grenze muss aber nicht nur die heutige Staatsgrenze sein. Das Gebiet Tschechiens kennt historisch die Linie zwischen dem tschechischen Gebiet und dem bis 1945/46 mehrheitlich von Deutschen bewohnten Sudetenland. Im Zusammenhang mit den Erinnerungen an den Putsch der Egerländer nach Hitlers Rede vom 12. 09. 1938 gibt es diesbezügliche Gedächtnisveranstaltungen in Nordwestböhmen. Zu einer außergewöhnlichen Aufführung unter freiem Himmel kam es in Krajková/Gossengrün 2006, die Thema eines weiteren Forschungsprojekts von Pardubice wurde (vgl. RÖSSLEROVÁ 2010): Wie soll man sich in einem heutigen Straßentheater, mit den damaligen Ausschreitungen (Ermordung tschechischer Polizisten durch Sudetendeutsche) beschäftigen? Wie wäre der Verlauf der Geschichte bis zum Eintreffen der Alliierten zu schildern und dabei auch die Reaktion der Tschechen (die Ausweisung der Deutschen) vorzuführen? Die Arbeit von Rösslerová versuchte zu zeigen, dass sich Germanistik auch mit weiteren Populärformen des historischen Wissens, mit Straßentheater, Volksschauspielen (Furth im Wald, Neunburg

vorm Wald, Waldmünchen, Rinchnach, Schönsee u.a.) zu beschäftigen vermag, soweit sie den deutsch-tschechischen Hintergrund thematisieren.

5 Zusammenfassung

In diesem Beitrag ist nur ein kleiner Teil der Fragen beantwortet worden, die sich auf das beziehen, was über die deutsch (bayerisch)-tschechische Grenze als reine Grenzlinie hinausführt: sowohl auf die eine als auch auf die andere Seite. Vor allem konnten aus Platzgründen die oben angesprochenen ostbayerischen Festspiele mit ihren Beziehungen zum böhmischen Spätmittelalter nicht behandelt werden. Die Romanliteratur wurde ebenfalls nur am Rande erwähnt. An einigen wenigen Beispielen sollte gezeigt werden, wie Grenze zum Sprechen und somit zur Bereicherung germanistischer landeskundlicher Studien gebracht werden kann. Deutsche und Tschechen traten in diesem Kontext als Interessenten eines grenzüberschreitenden Dialogs auf, den sie durchaus auch über krisenhafte Vergangenheiten hinweg führen. Die dabei vorgelegten germanistischen Bachelorarbeiten sind in diesem Sinne selbst Ergebnisse deutsch-tschechischer Kooperation. Die Germanistik von Pardubice hat sich also der Aufgabe verschrieben, auch solche Themen zu untersuchen, die abseits vom philologischen germanistischen *mainstream* liegen, sich aber im Hinblick auf Entwicklung von Nachbarschaft in Mitteleuropa als vorrangig erweisen (Schwerpunkt Landeskunde) und dabei den Prozess der Formung von gemeinsamem Wissen widerspiegeln. Bemerkenswert ist dabei folgende Feststellung: Von der ganzen 365 Kilometer langen bayerisch-tschechischen Grenze beteiligt sich an der Pflege und Erforschung der Beziehungen vor allem der Landkreis Cham, wobei sich die Aufmerksamkeit insbesondere auf einen Abschnitt von zwanzig bis dreißig Kilometern konzentriert, in dem auch die *Kötztlinger Zeitung* als deutsche Grenzzeitung das Gebiet der tschechischen Nachbarn erreicht. Die bayerischen, sächsischen und österreichischen Grenzzeitungen sind freilich ein eigenes Thema, das weiteren Forschungen vorbehalten bleiben muss (CORBEA-HOISIE u. a. 2008).

Literaturverzeichnis:

- AMBERGER, Franz (Hrsg.) (2000): Grenzenlos. Straubing: Attenkofer.
- ANTIKOMPLEX et al. (2006): Zmizelé Sudety. Das verschwundene Sudetenland. 4. Aufl. Domažlice: Nakladatelství Českého lesa.
- ANTOS, Gerd/POGNER, Karl-Heinz (2003): Kultur- und domänengeprägtes Schreiben. In: Handbuch Interkulturelle Germanistik. Hrsg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler, S. 396-400.
- AUGÉ, Marc (2010): Nicht-Orte. München: C.H. Beck.
- BARVOVÁ, Lucie (2008): Der Umgang mit der Vergangenheit. Der Fall Tutter. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- BAUMANN, Winfried (2004): Die Konstruktion einer neuen Grenzliteratur. In: Scientific Papers of the University of Pardubice. Series C. Faculty of Humanities, 10, S. 9-17.
- BAUMANN, Winfried (2008): Kreativität an Grenzen. Literatur im deutsch-tschechischen Zwischenraum. In: Sborník z konference. Otázky česko-německých a německo-českých jazykových, literárních a kulturně-historických vztahů. Lingua germanica 2008. Hrsg. v. Lenka Adámková. Plzeň: Západočeská univerzita, S. 10-26.

- BAUMANN, Winfried (2010): Grenze als genius loci. In: Genius loci českého jihozápadu. České Budějovice: Jihočeské muzeum, S. 3-17.
- BAUMANN, Winfried (in Vorbereitung): Specifický pohled. Každodenní fejeton o bavorsko-českém sousedství. In: Genius loci českého jihozápadu.
- BŘOUŠKOVÁ, Jarmila (2009): Ausstellung einer Nachbarschaft. Bayern-Böhmen/Bavorsko-Čechy. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- CORBEA-HOISIE, Andrei/LIHACIU, Ion/RUBEL, Alexander (Hrsg.) (2008): Deutschsprachige Öffentlichkeit und Presse in Mittelost- und Südosteuropa (1848-1948). Iasi-Konstanz: Editura Universitatii.
- COSTA, Marcella/MÜLLER-JACQUIER, Bernd (Hrsg.) (2010): Deutschland als fremde Kultur: Vermittlungsverfahren in Touristenführungen. München: Iudicium.
- DUBOVÁ, Jindra/MATUŠKOVÁ, Lenka (2008): Literarische und kulturelle Blickwinkel der bayerisch-böhmischen Nachbarschaft. In: Estudios Filológicos Alemanes. Bd. 15, S. 355-364.
- EISCH, Katharina (1996): Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München: Institut für Volkskunde.
- ELIÁŠOVÁ, Estera-Anna (2009): Grenze grenzenlos. Die Tschechische Republik im Schengener Raum. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- FABER, Richard/NAUMANN, Barbara (Hrsg.) (1995): Literatur der Grenze – Theorie der Grenze. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- FELBEROVÁ, Karolína (2011): Drei bayerische Autoren unterwegs. Ein literarischer Ausflug auf der Goldenen Straße. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- GÖRNER, Rüdiger (2001): Grenzen, Schwellen, Übergänge. Zur Poetik des Transitorischen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- HERMANN, Fritz (1980): Das ominöse Referat. Forschungsprobleme und Lernschwierigkeiten bei einer deutschen Textsorte. In: Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie. Bd. 2. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: W. Fink, S. 593-607.
- HESS-LÜTTICH, Ernest W. B. u. a. (Hrsg.) (2009): Wie kann man vom 'Deutschen' leben? Zur Praxisrelevanz der interkulturellen Germanistik. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- HORÁKOVÁ, Hana (2008): Furth im Wald. Stadt im Jahrhundert von Flucht und Vertreibung. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- JAŠKOVÁ, Kateřina (2008): Die Flucht der Tschechen nach Bayern seit 1948. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- KOŠTALOVÁ, Dagmar (2003): Grenze. In: Handbuch Interkulturelle Germanistik. Hrsg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler, S. 238-244.
- LAMPING, Dieter (2001): Über Grenzen. Eine literarische Topographie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- MATUŠKOVÁ, Lenka (2010): Franz Kafka na cestě vlakem (studie k česko-německé hranici). Plzeň: Genius loci českého jihozápadu VI. Plzeň: Studijní a vědecká knihovna Plzeňského kraje, S. 87-94.
- MATUŠKOVÁ, Lenka (Hrsg.) (in Vorbereitung): Deutsche Kurzprosa aus Tschechien. Texte von Winfried Baumann. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- MEHNERT, Elke (Hrsg.) (2001): Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- MEHNERT, Elke (Hrsg.) (2003): Gute Nachbarn – Schlechte Nachbarn. Deutsch-Tschechisches Begegnungsseminar V. Chemnitz: Elke Mehnert.
- MEHNERT, Elke (Hrsg.) (2004): Grenzpfade. Materialien zum 6. Deutsch-Tschechischen Begegnungsseminar Gute Nachbarn-Schlechte Nachbarn. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- MEHNERT, Elke (Hrsg.) (2006): Erzgebirge – Heimat und domov. Materialienband zum 8. Deutsch-Tschechischen Begegnungsseminar Gute Nachbarn-Schlechte Nachbarn. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- NAVARA, Luděk (2005): Der Tod heißt Tutter. Ein Nazimörder in Diensten der Staatssicherheit der ČSSR. Straubing: Attenkofer.
- NAVARA, Luděk (2006): Vorfälle am Eisernen Vorhang. Straubing: Attenkofer.

- PAWLITSCHKEK, Andreas (Hrsg.) (2009): Grenzen-Los? Auslandskulturtagung. Wien: Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten.
- RÖSSLEROVÁ, Michaela (2009): Der Kampf um das Rathaus Gossengrün 1938/Krajková 2006. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- RZEPKA, Walter (2008): Gute Nachbarschaft zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken.- Denkanstöße für heute und morgen. In: Verständigen, verstehen, versöhnen. Basis gelebter Nachbarschaft. Institutum Bohemicum. München: Kultur- und Bildungswerk der Ackermann-Gemeinde, S. 30-50.
- SPINNER, Helmut F. (2003): Wissen. In: Handbuch Interkulturelle Germanistik. Hrsg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler, S. 337-343.
- STAČINA, Adam (2009): Das Thema Grenze zwischen Bayern und Tschechien. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- SVOBODOVÁ, Hana (2009): Die heiße Front im Kalten Krieg. Luděk Navaras „Vorfälle“. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- ŠTĚPÁNOVÁ, Taťána (2006): Tschechien zwischen Bayern und Sachsen. Eine Nachbarschaft in Mitteleuropa. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- WEGER, Tobias (Hrsg.) (2009): Grenzüberschreitende Biographien zwischen Ost- und Mitteleuropa. Wirkung-Interaktion-Rezeption. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- WERTHEIMER, Jürgen (1998): Grenzwissenschaft – zu den Aufgaben einer Komparatistik der Gegenwart. In: Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen: Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus. Hrsg. v. Horst Turk, Brigitte Schultze, Roberto Simanowski, Roberto. Göttingen: Wallstein, S. 122-135.
- WIERLACHER, Alois (1993): Einführung in den thematischen Teil Grenzen und Grenzerfahrungen. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 19 (1993), S. 177-184.
- ZECKOVÁ, Hana (2010): Pilsen. Kulturhauptstadt Europas 2015. Ein Projekt für die Bewerbung. Abschlussarbeit. Pardubice: Univerzita Pardubice.

SABINE NÖLLGEN

Für eine grüne Germanistik: Vorschläge zur Umprofilierung einer Randdisziplin

Aufgrund eines gestiegenen gesellschaftlichen Bewusstseins für die Notwendigkeit eines nachhaltigen Umgangs mit den natürlichen Ressourcen unseres Planeten sehen sich Kultur- und Literaturwissenschaften zunehmend mit der Forderung konfrontiert, eine umweltbewusste Perspektive zu entwickeln, um dem Ausschluss geisteswissenschaftlicher Disziplinen von der globalen Umweltdiskussion entgegen zu wirken. Dabei kann gerade die Auslandsgermanistik der englischsprachigen Länder von einer Theoriebildung profitieren, die in den anglo-amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaften bereits seit den achtziger Jahren stattfindet. Die Frage, wie Natur und Umwelt in Literatur, Kunst und Film repräsentiert werden, sollte zu einer zentralen Frage einer zukunftsorientierten Germanistik werden, zu deren Ausprägung die Auslandsgermanistik einen entscheidenden Beitrag leisten kann.

1 Umweltkatastrophen und ihre Anforderungen an eine zukunftsorientierte Germanistik

Mit zunehmender Dringlichkeit weisen Experten darauf hin, dass der gegenwärtige ökologische, demografische und ökonomische Entwicklungsverlauf nicht nachhaltig ist und wir uns in einer ökologischen und damit sozialen Krise ungeahnter, katastrophaler Größenordnung befinden. Wirtschaftswachstum und Konsumverhalten in Industrie- und Schwellenländern resultieren in massiven Umweltproblemen wie etwa in der Überfischung der Weltmeere, der rapiden Plastifizierung des Planeten durch biologisch nicht abbaubare Kunststoffabfälle und in einer umfassenden Kontaminierung der Umwelt durch Industrieabfälle und die industrielle Landwirtschaft. Insbesondere die Jahre zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts erscheinen in mehrfacher Hinsicht als Katastrophenjahre: Der Explosion auf der Bohrinself Deepwater Horizon im April 2010, die zur Folge hatte, dass in den folgenden Monaten täglich Hunderttausende Liter Rohöl in den Golf von Mexiko gelangten sowie Millionen Liter giftiger Chemikalien eingeleitet wurden, folgte im Oktober das bisher größte Chemie-Unglück in der Geschichte Ungarns, wobei sich giftiger Schlamm einer Bauxitschlammdeponie über drei nahegelegene Ortschaften ergoss und Giftstoffe in die Donau gelangten. Unfälle wie diese erinnern auf fatale Weise an die Unglücksfälle der 1980er Jahre, insbesondere den Unfall in der Chemiefabrik in Bhopal (1984) und die Exxon-Ölkatastrophe in Alaska (1989). Als zentrale bewusstseinverändernde Umweltkatastrophe jedoch, welche unsere Gegenwart in einen unmittelbaren Zusammenhang mit den 1980er Jahren stellt, kann der atomare Super-Gau, der schlimmste anzunehmende Unfall in einem Atomkraftwerk gelten: Sowohl die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl im Jahre 1986 als auch das durch ein Erdbeben ausgelöste Reaktorunglück in Fukushima Dachaï im März 2011 können als zentrale Warnkatastrophen unserer Zeit beschrieben werden, welche der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker als einschneidende Ereignisse bezeichnet hat, die eine Gesellschaft, ein Land, den Lauf

der Geschichte verändern können (siehe KREYE 2011). Aufgrund dieser Katastrophen wie auch des ständig steigenden gesellschaftlichen Bewusstseins für die Notwendigkeit eines nachhaltigen Umgangs mit den natürlichen Ressourcen unseres Planeten sieht sich zunehmend auch die Germanistik mit der Frage konfrontiert, welchen Beitrag die Disziplin zu den aktuellen Fragen leisten kann. Um sich als Randdisziplin zu profilieren, ist die Germanistik meiner Meinung nach gut beraten, sich grüner Themen umfassend anzunehmen und eine umwelt- und zukunftsorientierte Perspektive zu entwickeln, womit eine Schnittstelle zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften eingenommen werden und dem Ausschluss geisteswissenschaftlicher Disziplinen von der globalen Umweltdiskussion entgegen gewirkt werden könnte.

2 Die Vorreiterrolle der Kulturwissenschaften

Zwar rühmt sich die Bundesrepublik einer umfassenden Müllwiederverwertung, liegen in Rathäusern deutscher Kleinstädte Broschüren zu den regionalen Auswirkungen des Klimawandels aus, werden Fragen der industriellen Landwirtschaft und gesunden Ernährung in den Massenmedien breit diskutiert und widmen überregionale Zeitungen Umweltthemen regelmäßige Sonderseiten wie die seit Januar 2010 vierwöchentlich erscheinenden Seiten „Grüner Leben“ (in der Zeit) und „Die grüne Revolution“ (in der Süddeutschen Zeitung). Doch die große gesellschaftliche Aufmerksamkeit, die grünen Themen entgegen gebracht wird, findet in den Geisteswissenschaften nur eine geringe Entsprechung. Zwar antworten Philosophie und Ethik, klassische Orte der Selbstreflexion des Menschen, beim Fragen nach ethisch-moralischem Handeln zunehmend mit der Einbeziehung einer umweltorientierten Perspektive auf das Zeitgeschehen (siehe z. B. BIRNBACHER 1980). Dennoch sind die Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften im Allgemeinen „in Umweltfragen schlecht aufgestellt“ (MAUCH 2010: 3) und müssen nun ihren Ausschluss aus der Umweltdebatte konstatieren. Um dieser Entwicklung entgegen zu wirken, sind insbesondere im Bereich der Umweltgeschichte und in den Kulturwissenschaften einzelne Projekte und Institutionen in Deutschland entstanden, an denen über die Grenzen von Natur- und Geisteswissenschaften hinweg interdisziplinär gearbeitet wird. Maßgeblich in den Kulturwissenschaften ist der 2008 eingerichtete transdisziplinäre Forschungsschwerpunkt *KlimaKultur* an dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI), dem Forschungskolleg der Ruhr-Universität Bochum, der Technischen Universität Dortmund und der Universität Duisburg-Essen das erste größere kulturwissenschaftliche Forschungsprojekt zum Thema des Klimawandels. Auch das 2009 gegründete *Rachel Carson Center for Environment and Society* (RCC), das von der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) und dem Deutschen Museum München getragen wird und das beabsichtigt, Forschung und Diskussion in Bezug auf die Interaktion von Mensch und Natur voranzubringen und die Rolle der Geisteswissenschaften in zeitgenössischen politischen und wissenschaftlichen Debatten über die Umwelt zu stärken, trägt Wesentliches zur gegenwärtigen Vernetzung von Geistes- und Umweltwissenschaften bei.

3 Zukunftsorientierte Ansätze in den interdisziplinären *German Studies* der amerikanischen Auslandsgermanistik

Bereits 1981 riefen Reinhold GRIMM und Jost HERMAND, Professoren für *German Studies* an der University of Wisconsin-Madison, im Vorwort zu ihrem Sammelband *Natur und Natürlichkeit: Stationen des Grünen in der deutschen Literatur* (1981) zur Etablierung einer alternativen, ökologischen Perspektive in der Germanistik auf. Dieser Aufruf fiel in eine Zeit, in der eine Vielzahl von Umweltthemen – beispielsweise das mitteleuropäische Waldsterben und die Verschmutzung der großen mitteleuropäischen Flüsse durch Industrieabwässer – sowie Berichte über die bereits eingangs erwähnten Katastrophen wie auch empfundene Bedrohungen, etwa die vorgesehene Stationierung von Mittelstreckenraketen in Deutschland, in das öffentliche Bewusstsein gelangten.

Das spezifische Zusammenspiel von akuten Katastrophen, empfundenen und erlebten Bedrohungen und zeitgenössischer Gesellschaftspolitik leitete einen umweltpolitischen Paradigmenwechsel ein, der sich sowohl in der Gründung der Partei *Die Grünen* (die 1983 erstmals in den Bundestag einzogen) als auch des deutschen Zweiges der international agierenden Umweltorganisation *Greenpeace*, der mittlerweile möglicherweise einflussreichsten Umweltorganisation der Welt, äußerte. Aufgrund der aktuellen Lage erscheint diese Forderung aktueller denn je. Dennoch konstatieren Goodbody, Meacher und Riordan in ihrem Arbeitspapier zu Theorie, Methodik und Praxis einer umweltorientierten Literaturwissenschaft ein nur sehr langsames Anwachsen des akademischen Interesses für diesen Themenbereich und stellen einen nur marginalen Einfluss der Zunahme des öffentlichen Bewusstseins in Bezug auf Umweltfragen auf die germanistische Literaturwissenschaft fest (siehe GOODBODY/MEACHER/RIORDAN 2007: 1). Auch HERMAND (2004) diagnostiziert in seinem Aufsatz *Der „aufhaltsame Aufstieg“ der Grünen und die zögerlich folgende Germanistik* ein germanistisches Desinteresse an grünen Themen, welches nicht mit der gegenwärtigen politisch-gesellschaftlichen Situation in Deutschland korrespondiert. Das von Hermand diagnostizierte „Zögern“ mag mit ein Grund für das schwindende gesellschaftliche Interesse an der deutschen Philologie und für ihre Abdrängung auf einen eher marginalen Platz am Rand der Wissenschaftslandschaft sein. Meiner Meinung nach könnte der Blick auf die amerikanische Auslandsgermanistik inspirierend wirken und eine Umprofilierung zu einer zukunftsorientierten, „grünen“ Germanistik dieser Abdrängung abhelfen: In den USA und Großbritannien tätige Germanist(inn)en haben dazu bereits Anstöße gegeben. Deutschabteilungen in den USA sind häufig kleiner als Germanistikabteilungen an Universitäten vergleichbarer Größe in Deutschland und von der Verschiebung einer weitgehend philologischen Ausrichtung zu dem weiter gefassten Ansatz der *German Studies* geprägt, den die amerikanische Germanistikprofessorin Doris Kirchner wie folgt beschreibt:

One of the most obvious and far-reaching changes has been the shifting focus from traditional German literature and language (or philology) to German Studies. Simultaneously, this represents a shift from a rather exclusive and narrowly defined field of study to a more inclusive and integrative model of studying and teaching German, encouraging multiple forms of scholarly and pedagogical interactions across disciplinary boundaries. (KIRCHNER 2004: 310)

Deutsch-Programme stellen hier oftmals keine eigenständigen Abteilungen dar, sondern gehören einer Abteilung für *Modern Languages* an, in der verschiedene Fremdsprachen zusammengefasst werden. Um Kurse zu füllen und der Erwartung zu entsprechen, über die eigenen fachlichen Grenzen hinaus auch Kurse für Studierende nicht-germanistischer Studiengänge anzubieten, sehen sich viele Professor(inn)en gezwungen, ihre Veranstaltungen fachübergreifend anzubieten (*cross-listing*). Diese Konstellation hat jedoch den Vorteil, dass sich interdisziplinäres Arbeiten folgerichtig und selbstverständlich ergibt.

Unter dem Eindruck immer bedrohlicherer Szenarien einer umfassenden globalen Umweltkatastrophe bildeten sich in den anglo-amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaften unter den Bezeichnungen *ecocriticism*, *environmental criticism*, *literary ecology*, *literary environmentalism* und den britischen *green cultural studies* Theorien heraus, die auch in der Germanistik als Grundlage für eine ökologisch bzw. umweltorientierte Literaturkritik dienen könnten. *Ecocriticism*, erstmals von der Amerikanistin Christa Grewe-Volpp eingedeutscht als „Ökokritik“ (siehe GREWE-VOLPP 2004), bezieht sich auf Ökologie als Leitwissenschaft und ist damit ein interdisziplinär angelegtes Projekt. Gleichzeitig dient *ecocriticism* als „umbrella term, used to refer to the environmentally oriented study of literature and (less often) the arts more generally and to the theories that underlie such critical practice“ (BUELL 2005: 138), ist jedoch keine neue kritische Schule mit einer ausformulierten Literaturtheorie. Die Geschichte der institutionellen Formierung dieses relativ jungen Forschungsgebiets ist mehrfach detailliert und aus verschiedenen Perspektiven erzählt worden (siehe z. B. GARRARD 2004: 3-15; GLOTFELTY 1996: xxii-xxiv); eine nennenswerte Zusammenfassung des aktuellen Stands liefert Ursula HEISE (2006). Als Meilenstein der Institutionalisierung der Ökokritik in den USA kann insbesondere die Gründung der *Association for the Study of Literature and the Environment* (ASLE) während einer Konferenz der Western Literature Association im Jahre 1992 gelten, der 1993 die Gründung der Fachzeitschrift *Interdisciplinary Studies in Literature and the Environment* (ISLE) folgte. Als wegweisend erwiesen sich insbesondere die paradigmatischen Thesen des an der Harvard University tätigen amerikanischen Literaturprofessors Lawrence Buell, der aufgrund seiner Analyse des Naturdiskurses bei Henry David Thoreau als einer der maßgeblichsten Begründer der umweltorientierten amerikanischen Literaturwissenschaft gelten kann: Im 20. und 21. Jahrhundert werde die literarische Repräsentation von Natur, so stellt Buell heraus, nicht (mehr) als Abbildung einer faktischen Realität verstanden, sondern bezüglich der formalen, symbolischen oder ideologischen Eigenschaften dieser Repräsentationen. Dabei richte sich das Augenmerk auf die Bedeutung, mit der Natur versehen wird: Der physische Ort der Erzählung werde zum bloßen Hintergrund für das Agieren der Textfiguren, und Literaturprofessor(inn)en werden, so Buell, „anti-environmentalists in their professional practice“ (BUELL 1995: 85). Eine umweltorientierte Literaturwissenschaft, wie ich eine Literaturwissenschaft, die auf grüne Leseweisen abzielt, nennen möchte, verweist hingegen auf die zentrale Rolle, die die künstlerische Imagination in unserer Beziehung zur Umwelt einnimmt, wie auch auf ihr Potential bei der Entwicklung von Lösungsstrategien in der Umweltdiskussion. Mit ihrer Fokussierung auf die Interaktion zwischen Mensch und Umwelt hat die umweltorientierte Literaturwissenschaft zwei bedeutende Konsequenzen: Zum einen führt sie zu einer Aufwertung der physischen

Umwelt, zum anderen „zu einer Neubewertung der Rolle des Menschen bei dieser Interaktion, was in der Regel ein Aufgeben seiner dominanten Stellung beinhaltet“ (GREWE-VOLPP 2004: 25). Ziel umweltorientierter Leseweisen ist nach Buell eine umweltbewusste Geisteshaltung (*environmentality*), wie auch ein reflektiertes und reflektierendes Umweltbewusstsein, das sich seiner kulturellen Vorannahmen bewusst ist (siehe BUELL 2005).

4 Zur potentiellen Umweltbezogenheit von Gegenwartsliteratur und -film

Zwar wertet der Anglist Hubert Zapf die Gründung des europäischen Zweiges der ASLE, der *European Society for the Study of Literature, Culture, and Environment* (ESSLCE) im Jahre 2004 als Zeichen dafür, dass eine umweltorientierte bzw. ökologisch orientierte Literaturwissenschaft „mit Verzögerung nun auch in Europa eine beachtliche Dynamik gewonnen und mittlerweile verschiedenste Versionen einer Verbindung von Literatur, Kultur, und Ökologie hervorgebracht“ hat (ZAPF 2008: 17). Doch spielt sich das Geschehen bisher nach wie vor fast ausschließlich in der Amerikanistik bzw. Anglistik ab, wofür Publikationen wie der 2008 von Zapf herausgegebene Sammelband *Kulturökologie und Literatur* beispielgebend sind. Doch auch die Germanistik kann meiner Meinung nach einen entscheidenden Beitrag zur umweltorientierten Theoriebildung leisten, wie ich im Folgenden in aller Kürze anhand von vier Ansätzen für grüne Leseweisen vorstellen möchte.

Zunächst einmal erscheint es von Nutzen, die Repräsentation von Natur und Umwelt mit der ebenfalls eher jungen Disziplin Umweltgeschichte und der Geschichte der *Grünen* in einen Zusammenhang zu stellen. So interpretiert Sabine JAMBON (2000) in ihrer Dissertation u.a. die Kurzprosa *Moos* von Klaus Modick und Christa Wolfs semiautobiographische Reflexionen über den Reaktorunfall in Tschernobyl, *Störfall-Nachrichten eines Tages*, im Hinblick auf das Bildgedächtnis der Ökologiebewegung. Zweitens erscheint die Wiederentdeckung und Neuedition maßgeblicher grüner Schriften der deutschsprachigen Kulturgeschichte für die Umprofilierung der Germanistik als umwelt- und zukunftsorientierte Germanistik relevant. Nennenswert in dieser Hinsicht ist der Sammelband *Noch ist Deutschland nicht verloren: Ökologische Wunsch- und Warnschriften*, der im Jahre 2006 von Jost HERMAND und Peter MORRIS-KEITEL, Germanist an der Bucknell University, herausgegeben wurde. Diese Forschungsrichtung schließt auch die Erfordernis der Neulektüre und potentielle Revision von Kanonisierungsprozessen ein. So zählt der an der University of Bath tätige Germanist Axel GOODBODY (1994: 327) neben *Störfall* auch *Kassandra* von Christa Wolf und den bereits von Jambon rezipierten Kurzprosatext *Moos* von Karl Modick zu den umweltorientierten Schlüsseltexten der 1980er Jahre.

Drittens könnten grüne Leseweisen „heiße“ Themen in der zeitgenössischen Umweltdebatte aufgreifen, wie etwa das Überfischen der Weltmeere, das Artensterben, Nahrung und Ernährung, Verschmutzung und Müll. Hierbei könnten als Leitfragen gelten: In welcher Weise und in welchem Ausmaß behandeln Repräsentationen von Umwelt in Gegenwartsliteratur und -film die gegenwärtige Umweltkrise? Welche Rolle spielen Schriftsteller und Filmemacher bei der Verbreitung und Kritik grüner Ideen? Welche ästhetischen Trends und rhetorischen Strategien haben Texte und Filme gemeinsam, die Umweltthemen abhandeln?

Wie diese Fragestellungen bereits andeuten, empfiehlt sich dabei eine Erweiterung der Forschungsgegenstände auf nichtliterarische Genre, insbesondere Film. Denkbar ist auch eine Erweiterung in Bezug auf Bildende oder Digitale Kunst (siehe beispielsweise Ursula Heises Beitrag zu webbasierten Kunstprojekten zum Thema Artensterben in *Nach der Natur – Das Artensterben und die moderne Kultur*). In Bezug auf die Themen Nahrung und Ernährung leistet insbesondere der zeitgenössische deutschsprachige Film einen erheblichen Beitrag zur zeitgenössischen Umweltdebatte. Beispiele sind einige neuere, als „Food-Docus“ rangierende österreichische Dokumentarfilme; besonders hervorzuheben wären hierbei *Unser täglich Brot* von Nikolaus Geyrhalter, *We feed the world – Essen Global* von Erwin Wagenhofer und *Darwins Alptraum* von Hubert Sauper. Diese Filme erzählen von einer Technisierung der Agrikultur, die mit Monokultur, Massentierhaltung, Gentechnologie und einer globalen Nahrungsmittelverteilung einhergehen, bei der für einige nur die Abfälle der Nahrungsmittelproduktion als Nahrung übrig bleiben. Gemeinsam ist allen drei Filmen die Partizipation an grundlegenden Erzählstrukturen, die diese Phänomene als Teile der Zerstörung der Natur durch die moderne Gesellschaft lesbar machen. Als weiteres Beispiel für umweltjournalistischen, zeitgenössischen österreichischen Dokumentarfilm kann Werner Bootes Beitrag zur globalen Verschmutzung durch Plastikmüll, *Plastic Planet*, gelten. Was den Topos und Tropus Verschmutzung betrifft, schlage ich eine Neulektüre der Kurzprosatexte *Alte Abdeckerei* und *Die Kunde von den Bäumen* von Wolfgang Hilbig aus einer umweltorientierten Perspektive vor. Hilbigs apokalyptische Landschaften, lokalisierbar in der vom Braunkohleabbau gezeichneten Region nahe seiner Heimat Meuselwitz bei Leipzig, sind bisher weitgehend metaphorisch und nicht als literarische Repräsentationen des Mensch-Umwelt-Verhältnisses gelesen worden. Hilbigs Texte zeigen, dass nicht nur solche Texte, die einen Beitrag zur Umweltdebatte beabsichtigen, für eine zukunftsorientierte Germanistik relevant sind. Vielmehr könnte eine grüne Perspektive gerade dann besonders innovativ wirken, wenn sie, wie der amerikanische Literaturwissenschaftler Robert Kern anregt, beabsichtigt, den umweltorientierten Charakter solcher Werke herauszustellen, „deren bewusste oder in den Vordergrund gerückte Interessen *anderswo* liegen“ (meine Übersetzung von KERN 2006: 260). Damit sind *alle* Texte zumindest potentiell umweltbezogen, „in the sense that all texts are literally or imaginatively situated in a place, and in the sense that their authors, consciously or not, inscribe within them a certain relation to their place“ (Kern 2003: 259). Zeitgenössische Autoren wie Christoph Ransmayr und Brigitte Kronauer gelten zwar allesamt keineswegs als „Umweltautoren“, stellen jedoch Aspekte der Interaktion von Mensch und Umwelt wie etwa das Mensch-Tier-Verhältnis in sehr unterschiedlichen Texten literarisch auf den Prüfstand. Kurzprosatexte wie etwa Ransmayrs *Damen und Herren unter Wasser* und Brigitte Kronauers essayistische Texte über Tiere in *Die Feder des Hyazintharas* gelangen meiner Meinung nach zu einer Neubewertung der Rolle des Menschen bei der Interaktion von Mensch und Natur, welche verbunden ist mit der Aufwertung der physischen Umwelt und Infragestellung der dominanten menschlichen Position. Bei der Etablierung grüner Leseweisen dieser Texte könnte Anthropozentrismus oder auch *humancenteredness* wesentliches Kriterium der Textanalyse sein. Das Erstellen grüner Leseweisen hieße in diesem Kontext, nach der Möglichkeit nicht-anthropozentrischer oder auch biozentrischer literarischer Repräsentationen von Mensch und Tier zu fragen.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Mit dieser begrenzten Auswahl an potentiell umweltorientierten Themen und Werken möchte ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern zur weiteren Reflexion anstoßen. Denn die zentrale Frage der umweltorientierten oder ökologisch orientierten Literatur- und Kulturwissenschaften – die Frage danach, wie Natur und Umwelt in Literatur, Kunst und Film repräsentiert werden und welche gesellschaftliche Funktion Kunst und Literatur in einer Welt, in der sich Bedingungen menschlichen und nichtmenschlichen Lebens rasch verändern, einnehmen – ist in ihrer germanistischen Ausprägung erst in den Anfängen. Diese sollten weiter verfolgt werden, könnte doch das „Einbeziehen der Natur und ihrer Eigendynamik“, so der am RCC München tätige Umwelthistoriker Christof Mauch, der „größte Aktivposten“ der Geisteswissenschaften sein:

Weil sie uns – in zweifacher Hinsicht – zu Grenzüberschreitungen zwingt. Zum einen, weil Disziplingrenzen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften notwendig überschritten werden. Zum anderen, weil territoriale und nationale Grenzen eine geringere Rolle spielen und damit neue Räume, Horizonte und Fragestellungen in den Blick kommen. Tatsächlich ist unser Wissen in den Geisteswissenschaften noch immer viel zu sehr an den im 19. Jahrhundert entwickelten Disziplingrenzen orientiert. Dies hat dazu geführt, dass wir im Rahmen von präzise abgesteckten Feldern forschen, anstatt über die Grenzmarkierungen zu schauen. Dabei zeigt ein Blick auf die Naturwissenschaften, dass wirklich Innovatives nur an der Schnittstelle verschiedener hergebrachter Disziplinen entstanden ist [...]. (MAUCH 2010: 15)

Statt also weiter innerhalb ihrer traditionellen fachlichen Grenzen und an der Binnengermanistik orientiert zu forschen, sollten zukunftsorientierte Germanist(inn)en das Verhältnis von Mensch und Umwelt verstärkt zum Forschungsgegenstand machen und an der Umprofilierung der Germanistik zur grünen Disziplin arbeiten. Denn ansonsten, so HERMAND (2004: 299), „hätte unser Tun, auch unser germanistisches, schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Daseinsberechtigung mehr“.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur

- HILBIG, Wolfgang (1996): *Die Kunde von den Bäumen*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
 HILBIG, Wolfgang (2003): *Alte Abdeckerei*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
 KRONAUER, Brigitte (2008): *Die Feder des Hyazintharas*. Drei Texte über Tiere. Warmbronn: Ulrich Keicher.
 MODICK, Klaus (1984): *Moos: Die nachgelassenen Blätter des Botanikers Lukas Ohlburg*. Zürich: Haffmans.
 RANSMAYR, Christoph (2007): *Damen & Herren unter Wasser*. Eine Bildgeschichte nach 7 Farbtafeln von Manfred Wakolbinger. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
 WOLF, Christa (1983): *Kassandra*. Darmstadt: Luchterhand.
 WOLF, Christa (1987): *Störfall*. Nachrichten eines Tages. Darmstadt: Luchterhand.

Sekundärliteratur

- BIRNBACHER, Dieter (Hrsg.) (1980): Ökologie und Ethik. Stuttgart: Reclam.
- BUELL, Lawrence (1995): The Environmental Imagination. Thoreau, Nature Writing, and the Formation of American Culture. Cambridge: Harvard University Press.
- BUELL, Lawrence (2005): The Future of Environmental Criticism. Environmental Crisis and Literary Imagination. Malden: Blackwell.
- GARRARD, Greg (2004). Ecocriticism. London: Routledge.
- GLOTFELTY, Cheryl (1996): Introduction: Literary Studies in an Age of Crisis. In: The Ecocriticism Reader: Landmarks in Literary Ecology. Hrsg. v. Cheryl Glotfelty u. Harold Fromm. Athens: University of Georgia Press, S. xv-xxxvii.
- GOODBODY, Axel (1994): „Es stirbt das Land an seinen Zwecken.“ Writers, the Environment and the Green movement in the GDR. German Life and Letters Jg. 47, Nr. 3, S. 325-336.
- GOODBODY, Axel (2002): The Culture of German Environmentalism. Anxieties, Visions, Realities. Hrsg. v. Axel Goodbody. New York: Berghahn Books.
- GOODBODY, Axel/MEACHER, Simon/RIORDAN, Colin (2007): Nature and Environment in Modern German Literature: Theory, Method, Practice. URL: <http://research.ncl.ac.uk/nemgl/method.html> [03.01.2011]
- GREWE-VOLPP, Christa (2004): Natural Spaces Mapped by Human Minds. Ökologische und ökofeministische Analysen zeitgenössischer amerikanischer Romane. Tübingen: Gunter Narr.
- GRIMM, Reinhold/HERMAND, Jost (1981): Vorwort. In: Natur und Natürlichkeit. Stationen des Grünen in der deutschen Literatur. Hrsg. v. Reinhold Grimm u. Jost Hermand. Königstein: Athenäum, S. vii.
- HEISE, Ursula (2006): The Hitchhiker's Guide to Ecocriticism. In: PMLA Jg. 121, Nr. 2, S. 503-516.
- HEISE, Ursula (2010): Nach der Natur – Das Artensterben und die moderne Kultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- HERMAND, Jost (1991): Im Wettlauf mit der Zeit. Anstöße zu einer ökologiebewußten Ästhetik. Berlin: Ed. Sigma Bohn.
- HERMAND, Jost (2004): Der aufhaltsame Aufstieg der Grünen und die zögerlich folgende Germanistik. In: The many faces of Germany. Transformations in the Study of German Culture and History. Hrsg. v. John A. McCarthy, Walter Grünzweig u. Thomas Koeber. New York/Oxford: Berghahn, S. 289-300.
- HERMAND Jost/MORRIS-KEITEL, Peter (2006): Noch ist Deutschland nicht verloren: Ökologische Wunsch- und Warnschriften seit dem späten 18. Jahrhundert. Berlin: Weidler Buchverlag.
- JAMBON, Sabine (2000): Moos, Störfall und abruptes Ende: Literarische Ikonographie der erzählenden Umweltliteratur und das 'Bildgedächtnis der Ökologiebewegung'. Dissertation. Düsseldorf: Heinrich-Heine-Universität.
- KERN, Robert (2003): Ecocriticism: What is it good for? In: The ISLE Reader: Ecocriticism, 1993-2003. Hrsg. v. Michael P. Branch u. Scott Slovic. Athens: The University of Georgia Press, S. 258-281.
- KIRCHNER, Doris (2004): New Models of Interdisciplinary German Studies. In: The many faces of Germany: Transformations in the Study of German Culture and History. Hrsg. v. John A. McCarthy, Walter Grünzweig u. Thomas Koeber. New York/Oxford: Berghahn, S. 310-318.
- KREYE, Andrian (2011): Die saubere Lösung: Der Ökologe Stewart Brand über Kernkraft, heroische Verzweiflung und die Ideologisierung der Umweltbewegung. Süddeutsche Zeitung, 28. April 2011.
- MAUCH, Christof (2010): Das neue Rachel Carson Center in München oder Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Umweltgeschichte? In: RCC Perspektiven Nr.2, S. 3-27.
- ZAPF, Hubert (2008): Kulturökologie und Literatur. Ein transdisziplinäres Paradigma der Literaturwissenschaft. In: Kulturökologie und Literatur: Beiträge zu einem transdisziplinären Paradigma der Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Hubert Zapf. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 15-44.

WEGE DER LITERATUR- UND KULTURWISSENSCHAFT

KARIN S. WOZONIG

Auf der Fährte der Natur.

Der literaturwissenschaftliche Blick auf die Evolutionsbiologie

Seit mehreren Jahren ist in der Literaturwissenschaft die Rezeption und Adaption evolutionsbiologischer Ansätze en vogue. Eine wichtige These dieser Richtung besagt, dass Produktion und Rezeption von Literatur und ästhetische Erfahrung auf biologisch begründeten anthropologischen Konstanten beruhen. In diesem Beitrag wird der evolutionsbiologische Ansatz in der germanistischen Literaturwissenschaft dargestellt und eine kritische Analyse einiger Adaptionen geliefert. Die Besonderheit der germanistischen ‚evolutionsbiologischen‘ Theoriebildung wird in Zusammenhang mit der jüngeren Geschichte der Disziplin gestellt und es wird gefragt, wieweit der Zugriff auf naturwissenschaftliche Konzeptionen eine Reaktion auf die Diskussion um die gesellschaftliche Relevanz von Literaturwissenschaft ist.

1 Einleitung

Die Germanistik befasst sich seit Langem mit der Frage, wie Sprache und Literatur als Komponenten menschlicher Natur zu beschreiben seien. In letzter Zeit ist dabei häufig die Absicht zu erkennen, kulturwissenschaftliche Erkenntnisinteressen und naturwissenschaftliche Fragestellungen integrativ zu behandeln. Eine historische Natur-Kultur-Dichotomie soll aufgelöst oder ihre Berechtigung doch in Frage gestellt werden. In neuer Zeit adaptieren Literaturwissenschaftler/innen neurophysiologische, kognitionspsychologische und evolutionstheoretische Konzepte für ihre über die Differenz und Kontingenz kultureller Phänomene hinausreichenden Argumente, die ihren Objektbereich biologisch fundieren sollen. Sie legen dabei die Beschreibung einer universalen und – vergleicht man sie mit der Dynamik kultureller Prozesse – konstanten Natur zugrunde. Im vorliegenden Beitrag wird vor allem die „evolutionsbiologisch beeinflusste“ Literaturwissenschaft in den Blick genommen, die soziobiologisch (das bedeutet: auf die biologischen Grundlagen des Sozialverhaltens fokussierend) argumentiert bzw. die Thesen der Evolutionären Psychologie übernimmt. Diese betrachtet menschliches Verhalten nicht als Produkt von Lernen und Kultur, sondern stellt die psychische Architektur, wie sie im Laufe der Evolution entstanden ist, ins Zentrum ihres Interesses. Ich frage im Folgenden zuerst danach, wie eine Adaption naturwissenschaftlicher Konzepte innerhalb der Disziplin aufgenommen wird und aus welchen Quellen sich eine evolutionsbiologische Literaturwissenschaft speist. Anschließend werde ich aufzeigen, was eine evolutionsbiologische Literaturwissenschaft leisten kann und welche Ansprüche nicht erfüllt werden können.

In der germanistischen Literaturwissenschaft gibt es die Tradition, methodische und theoretische Innovationen als sinnlose Hypes und kurzlebige Moden abzutun. Die Ablehnung ist besonders stark, wenn die Neuartigkeit in Anleihen aus den Naturwissenschaften besteht. Das hat u. a. mit der Befürchtung zu tun, dass die Naturwissenschaften den Geist abzuschaffen versuchten (vgl. NIDA-RÜMELIN 2010: 4). Das literaturwissenschaftliche Interesse für die Naturwissenschaften wird verdächtigt, Symptom für den Verzicht auf die Freiheit der Wissenschaft unter dem Druck des Marktes (vgl. KÖHLER 2010) oder „marktgängige Kostümierungen des Altbekanntes“ (SCHÖNERT 2010) zu sein. Die im vorliegenden Beitrag untersuchte „evolutionsbiologische“ Literaturwissenschaft hat m. E. allerdings einen echten Innovationscharakter. Die Berücksichtigung der Außenwahrnehmung und -wirkung der Disziplin und die Kommerzialisierbarkeit von Ergebnissen ist nur ein Bestandteil davon, ebenso wie der Umstand, dass literaturwissenschaftliche Fragestellungen durch die Berücksichtigung von Evolutionsbiologie Feuilleton-Relevanz über die Literaturkritik hinaus bekommen. Teilweise sind diese Tendenzen der Umstrukturierung des Faches geschuldet, da BA-Curricula auf Berufsbilder und Marktfähigkeit abzielen. Darüber hinaus hat die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft, so wird zu zeigen sein, durchaus das Potenzial, das Methodenrepertoire der Disziplin zu erweitern und vor allem als Indikator für Veränderungen der Literaturwissenschaft zu dienen.

2 Was ist evolutionsbiologische Literaturwissenschaft?

Ich verwende im Folgenden den etwas sperrigen Begriff ‚evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft‘, um damit die unterschiedlichen Zugänge zu erfassen, in denen Literaturwissenschaftler/innen den Thesen und Erkenntnissen der Evolutionsbiologie¹ gegenüber aufgeschlossen sind und ihnen so aufmerksam begegnen, dass sie grundlegende naturwissenschaftliche Sachverhalte nachvollziehen. Der evolutionsbiologische Ansatz in der Literaturwissenschaft ist ein Nebenzweig oder ein paralleler Strang der ‚Kognitiven Literaturwissenschaft‘, eine Selbstbezeichnung, die aus einer etwas unglücklichen Übertragung aus dem Englischen, in dem dieses Interessenfeld als *Cognitive Poetics* bezeichnet wird, hervorgegangen ist. Der kleinste gemeinsame Nenner der unterschiedlichen Zweige der Kognitiven Literaturwissenschaft ist die Annahme, „dass Erkenntnisprozesse grundsätzlich durch die unhintergehbaren psychosomatischen Lebens- und Existenzbedingungen des Menschen bestimmt werden“ (ZYMNER 2009: 136). Die Kognitive Literaturwissenschaft sucht nach Korrelationen zwischen Literaturrezeption und neuronalen Prozessen, ausgehend von der Annahme, dass die für das Lesen und Verstehen notwendige Informationsverarbeitung im menschlichen Gehirn aufgrund bestimmbarer und nachvollziehbarer kognitiver Leistungen erfolgt. Die Kognition (das heißt die Gesamtheit der Prozesse und Strukturen, die mit dem Wahrnehmen und Erkennen zusammenhängen) kann unter dieser Voraussetzung einheitlich und allgemeingültig beschrieben werden. Für den evolutionsbiologisch orientierten Ansatz sind jene kognitiven Mechanismen, die sich

1 Ich verwende die Bezeichnung ‚Evolutionsbiologie‘, die sich in den letzten Jahren im Deutschen durchgesetzt hat und die auf die Übersetzung von *evolutionary biology* zurückgeht.

im Laufe der Evolution artspezifisch bei *Homo sapiens* ausgebildet haben, zentral für die Begründung der Entstehung von Literatur. Viele Disziplinen sind in jüngerer Zeit verstärkt an der Evolutionstheorie interessiert, OEHLER (2010: IXf.) spricht deshalb von einem neuen „Evolutionssparadigma“, was bedeutet, dass der interessierte Literaturwissenschaftler sich mit komplexen Sachverhalten, beschrieben in mehreren naturwissenschaftlichen Disziplinen, auseinander zu setzen hat. Dabei besteht die Gefahr der Verflachung: „Equip yourself with a few basic concepts – natural selection, inclusive fitness, mating choice – and you, too, can explain the mysteries of human existence.“ (DERESIEWICZ 2009).

3 Was kann evolutionsbiologische Literaturwissenschaft – und was kann sie nicht?

Nach diesen grundlegenden Ausführungen möchte ich im Folgenden aufzeigen, was evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft zu leisten vermag und an welchen (selbstgestellten) Ansprüchen sie m. E. scheitert oder scheitern wird.²

3.1 Zeitrechnungen überlagern

Die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft dehnt den Betrachtungszeitraum für den Gegenstand Literatur entsprechend biologischer Entwicklungen aus. „[A]n die Stelle geschichtlicher Horizonte tritt in der Kognitiven Literaturwissenschaft die Evolution adaptiver nützlicher Dispositionen.“ (ZYMNER 2009: 148). Die Zeitskalen von Evolutionsforschern und Literaturwissenschaftlern werden kongruent, die Geschichte der Literatur wird zur Geschichte des Gehirns. Das ist für alle interessant, die zu verstehen versuchen, warum ein literarisches Werk, das vor Jahrhunderten entstanden ist, heute noch zu uns spricht. Die Evolutionstheorie könnte ein Modell sein, „das zumindest hypothetische Aussagen über die emotionale Wirkung auch historisch entfernter literarischer Texte zu formulieren erlaubt, indem es Textstruktur und Leserpsyche zueinander in Beziehung setzt“ (HUBER/WINKO 2009: 15). Das Bedürfnis nach Nähe zu „ihren“ Autoren oder Autorinnen motiviert viele historisch arbeitende Literaturwissenschaftler/innen, und so birgt die Evolutionstheorie eine Verheißung in sich: „From the perspective of *historical* time, someone like Shakespeare is a distant stranger, enveloped in his dark abyss of time. But from the perspective of *evolutionary* time, he is more like our nextdoor neighbor.“ (NORDLUND 2006: 330). Befunde wie der, dass *Hamlet* und *Alice in Wonderland* „are focused on an evolutionary ancient but quintessentially human problem, the struggle for coherence and sanity amidst radical uncertainty“³, sollten historisch arbeitende Literaturwissenschaftler allerdings misstrauisch machen. Die Frage der Literaturwissenschaft muss lauten: Was kann die Evolutionstheorie über Entwicklungen sagen, die „in der historischen Zeit, d. h. nach Abschluss der biologischen Evolution des ‚modernen Menschen‘ stattgefunden haben“ (WEIGEL 2010: 113)?

2 Ich konzentriere mich auf jene Aspekte, die eine evolutionsbiologische Literaturwissenschaft von anderen naturwissenschaftlich inspirierten Richtungen unterscheidet.

3 So die Psychologen John Tooby und Leda Cosmides, zitiert in FEIGE 2009: 177.

3.2 Den Gegenstandsbereich eingrenzen und erweitern

Die Frage zu stellen: „Was ist Kunst?“ und dabei die Vorannahme zu treffen, Kunst sei eine biologisch begründbare, konstante menschliche Universalie/Disposition, hat viele Vorteile. Welches Menschenbild liegt aber dieser Vorannahme zugrunde und wie ist die Universalie definiert? Was ist „der Mensch“, der Bedarf nach künstlerischer Betätigung hat? Und was ist ‚künstlerische Betätigung‘? Diese Fragen kann die Biologie nicht beantworten. Der germanistischen evolutionsbiologisch interessierten Literaturwissenschaft liegt meistens die Definition von ‚Kunst‘ von John Tooby und Leda Cosmides, Gründer und Leiter des Center for Evolutionary Psychology an der University of California, Santa Barbara, zugrunde, die einen ihren soziobiologischen Erkenntnisinteressen entsprechenden Kunstbegriff verwenden. Die Schwachstellen der Definition und die sich daraus ergebenden Probleme für einen literaturwissenschaftlichen Zugriff hat Daniel Martin FEIGE (2009) sehr ausführlich dargestellt. Für die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft als Indikator für Veränderungen in der Germanistik genügt es zu sagen, dass die Literaturwissenschaft mit dem Literaturbegriff, wie ihn Vertreter/innen der Evolutionären Psychologie entwickelt haben, vor vielen Gattungen und Werken kapitulieren muss, was eine Einschränkung des Gegenstandsbereichs bedeuten würde (vgl. ZYMNER 2009: 143). Die Erweiterung des Gegenstandsbereichs durch die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft hingegen besteht darin, dass in ihr gelegentlich schon die Entwicklung der Sprache für ausreichend gilt, um über Literatur zu sprechen (vgl. z. B. EIBL 2010). Das ist nicht zulässig, da Menschen Sprache auch verwenden, ohne Literatur zu produzieren oder zu rezipieren. Es zeigt aber, dass das Diktum, es gäbe nichts außerhalb des Texts, weiterwirkt bzw. dass es zu der Beobachtung ausgeweitet wird, es gäbe nichts außerhalb von Kommunikation. Kommunikation ist der „allgemeine Rahmen [...] innerhalb dessen die Verwendung von Sprache und damit auch literarische Texte zu situieren sind“ (HUBER/WINKO 2009: 8). Auch die Prämisse, dass Kultur, Information und Kommunikation gleichzusetzen seien – eine Auffassung, die nach dem großen Erfolg der medienwissenschaftlichen Ausrichtung der Literaturwissenschaft in den letzten Jahren auch von evolutionsbiologisch interessierten Literaturwissenschaftler(inne)n aufgegriffen wird – erweitert den Gegenstandsbereich. Kultur und Literatur werden als nicht näher bestimmbare Umweltelemente gedeutet, die in das biologische Programm des Menschen eingebaut werden müssten (vgl. EIBL 2007: 39 und VOLAND 2007: 21). Was die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft nicht leisten kann, ist eine Definition von Kunst oder Literatur zu geben; was weiter nicht zu bemängeln wäre, da auch andere theoretische Ansätze keine allgemein gültige Antwort auf die Frage „Was ist Literatur?“ geben können. Einige Soziobiologen behaupten allerdings, sie hätten die ‚Universalie Kunst‘ entschlüsselt, was von evolutionsbiologisch interessierten Literaturwissenschaftler(inne)n wiederholt wird, oft mit Bezug auf die sogenannte Neuroästhetik. Hielte sie sich an deren Literaturdefinition, müsste sich die Literaturwissenschaft allerdings mit wenigen Objekten zufrieden geben, wie die folgende ‚neuroästhetische‘ Aussage deutlich macht:

Dass Kunstwerke auch ohne kulturelles Wissen erkannt werden können, lässt sich durch ein allen Menschen gemeinsames genetisch determiniertes Gefühl für Schönheit und andere Aspekte der Kunst erklären. (JUNKER/PAUL 2009: 150f.)

3.3 Denken mit dem Körper

Der poststrukturalistischen Körperlosigkeit setzt der evolutionsbiologisch interessierte literaturwissenschaftliche Ansatz die Erforschung somatischer Aspekte von Literatur entgegen. Einerseits sind dadurch Einsichten in den physischen Aspekt des Rezeptionsvorgangs zu erwarten. Andererseits hat die Konzentration auf das Soma auch politische Implikationen. Wenn biologisch argumentierende Literaturwissenschaftler den Poststrukturalismus als rückständig angreifen (vgl. z. B. CARROLL 2004), bringt das wieder einmal die Frage nach Körperpolitiken und die Folgen von Geschlechterkonstruktionen zur Sprache. Es ist von einer evolutions- und soziobiologisch orientierten Literaturwissenschaft zu erwarten, dass sie sich kritisch mit ihren quasi körperlosen sozialhistorischen und systemtheoretischen Vorgängern auseinandersetzt. Für die Kritik entindividualisierter Ansätze haben feministische Literaturwissenschaft, *Genderstudies* und *Queerstudies* viel geleistet, was in das Design einer evolutionsbiologischen Literaturwissenschaft eingebaut werden könnte. Ob die Berücksichtigung der Biologie des Lesens und Verstehens über Einsichten der Empirischen Literaturwissenschaft hinausgehen, bleibt abzuwarten. Und schließlich steht zu vermuten, dass sich die Literaturwissenschaft durch den Einfluss der Evolutionsbiologie wieder (nach einer mentalitätsgeschichtlichen Phase) verstärkt Fragen nach dem Zusammenhang von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zuwendet.

3.4 Biologie der Hermeneutik? Hermeneutik der Biologie!

Interessanter als die Biologie der Hermeneutik ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht die Hermeneutik der Biologie, gerade der Soziobiologie, aber auch der Evolutionären Psychologie. Die Frage könnte lauten: Warum stößt zurzeit die Evolution auf verstärktes Interesse? „Heute sind es Gene, Neuronen und Synapsen, d. h. die Befunde der Soziobiologie und Evolutionärer Psychologie sowie die selbstbewussten Wortmeldungen aus dem Kreis der Gehirnforscher“ (EIBL/MELLMANN/ZYMNER 2007: 7), die der kritischen Auslegung, auch durch die Literaturwissenschaft, bedürfen und das ganz besonders, da moderner Wissenschaftsjournalismus gelungene Erzählungen hervorbringt (vgl. MÜLLER 2004; VICARI 2007). Diese Erzählungen sind der hermeneutischen Methode zugänglich und die Literaturwissenschaft kann dazu beitragen, ihren Sinn und ihre Bedeutung über den wissenschaftlichen Bereich hinaus offenzulegen. In ihrem Beitrag *An der Schwelle von Kultur und Natur. Epigenetik und Evolutionstheorie* zeigt Sigrid Weigel, wie eine „Expertin für Buchstaben, Texte und Aufschreibesysteme im weitesten Sinne“ (BRANDT 2006) das biologische Konzept der Epigenetik mit ihrem Instrumentarium in einen größeren Kontext stellen kann. Die von Weigel gut nacherzählte, neueste Evolutionstheorie hebt einige darwinistische Aspekte aus. Folgt man den Thesen der Epigenetiker, basiert evolutionäre Weiterentwicklung nicht nur auf blinder Zufälligkeit, sondern auch auf der Eigenaktivität der bereits gelungenen Lebensformen. Aktuelle Evolutionsbiologie geht zudem nicht vom Primat von Kampf und Konkurrenz, sondern von Kooperation zwischen Lebewesen und von Kommunikation aus. Diese neue Erzählung ist nicht nur gesellschaftspolitisch und aus Sicht von Geisteswissenschaftler(inne)n erfreulich, sie ist sinnvoll und verständlich durch eine Hermeneutik der Biologie.

3.5 Zwei Wissenskulturen ernst nehmen

Mit der Hermeneutik der Biologie ist eine wichtige Aufgabe verbunden, die die evolutionsbiologische Literaturwissenschaft m. E. erfüllen könnte: den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft hervorzuheben. Auch bei der Beschäftigung mit der Evolutionstheorie bleibt der wissenschaftliche Untersuchungsgegenstand der Literaturwissenschaft die Sprache. Es ist nicht überraschend, dass Geisteswissenschaftler komplexe naturwissenschaftliche Zusammenhänge in vereinfachter Form aufnehmen und in weiter vereinfachter Form in ihre eigene Arbeit einfließen lassen. Literaturwissenschaftliches Handwerkszeug wird aber nur selten dazu verwendet zu untersuchen, welche Funktion die populärwissenschaftliche Vermittlung von evolutionsbiologischen Erkenntnissen hat. Literaturwissenschaftler, die nicht direkt am naturwissenschaftlichen Spezialdiskurs teilhaben, ignorieren meistens ein Grundprinzip des Journalismus: Geschrieben wird nicht wegen der Resultate, sondern für ein Publikum.

Ein Journalist informiert nicht schon deshalb über ein wissenschaftliches Ergebnis, weil es produziert wurde und schon deshalb einen (Nachrichten-) Wert hätte. [...] Ein Journalist informiert über dieses Ergebnis, weil es einen Bezug zur übrigen Gesellschaft aufweist, und zwar aus der Sicht dieser „übrigen Gesellschaft“. Gerade in dieser Fremdbeobachtung liegt für die Umwelt des Wissenschaftssystems der Gewinn der journalistischen Beobachtung des Wissenschaftssystems begründet. (KOHRING 2004: 177f.)

Das ist in jeder Wissenschaft relevant, die von öffentlicher Aufmerksamkeit abhängig ist, ganz besonders aber im Zusammenhang mit der von der Literaturwissenschaft aufgegriffenen Soziobiologie und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Von evolutionsbiologisch interessierten Literaturwissenschaftler(inne)n ist nicht zu erwarten, dass sie die Datengrundlagen und Argumentationslinien der naturwissenschaftlichen Bereiche, aus denen sie schöpfen, durchdringen. Einzufordern wäre jedoch, dass die (populärwissenschaftlichen) Erzählungen über Daten, Argumentationslinien und Ergebnisse als solche erkannt und behandelt werden und damit auf die kategorial unterschiedlichen Prozesse der Wissens- und Wahrheitserzeugung in Natur- und Geisteswissenschaften aufmerksam gemacht wird.

3.6 Die Welthaltigkeit der Literaturwissenschaft erhöhen

Möglicherweise erregt die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft die Aufmerksamkeit einer auf Neuigkeiten aus den Naturwissenschaften interessiert reagierenden Öffentlichkeit, einer Öffentlichkeit, die die rein akademische Beschäftigung mit Literatur für eine nutzlose, elitäre Angelegenheit hält und die eine deutliche Ablehnung philosophisch-spekulativer Richtungen begrüßt (vgl. ZYMNER 2009: 143f.). Die vereinfachte Darstellung komplexer kultureller und soziologischer Sachverhalte durch eine stark simplifizierte, durch Literaturwissenschaftler vermittelte Biologie und der Einsatz von Literatur als Beleg für menschliche Universalien ist gut dazu geeignet, gesellschaftsrelevantes Orientierungswissen anzubieten. Aus der Bezugnahme auf Soziobiologie und Evolutionäre Psychologie kann eine Rechtfertigungsstrategie für literaturwissenschaftliche Arbeit entstehen, die damit in einen

breiteren Rahmen von Wissenserzeugung gestellt wird. Die implizite Erhöhung der Welthaltigkeit durch die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft könnte dazu führen, dass die Literaturwissenschaft in ihrer Gesamtheit – also auch methodologisch und theoretisch anders ausgerichtete Zweige – eine größere mediale Aufmerksamkeit als bisher erfährt, wovon die Disziplin insgesamt profitieren könnte.

3.7 Ein Korrektiv für die Naturwissenschaften

Negativ gewendet mag aus der Literaturwissenschaft ein Zulieferer von Material für die universale Erklärungsmacht der Biologie werden, und es könnte sich bei allen Bemühungen der evolutionsbiologisch interessierten Literaturwissenschaft um eine „bloße Eingemeindung künstlerischer Phänomene in den Erklärungsradius der Soziobiologie und evolutionären Psychologie“ (FEIGE 2009: 179) handeln. Soweit ich sehen kann, gehen aber so wenige literaturwissenschaftliche Arbeiten mit Verwendung naturwissenschaftlicher Konzepte restlos auf, dass sie, auch wenn sie aus literaturwissenschaftlicher Perspektive nur Karikaturen literarischer Interpretationen liefern sollten⁴, doch dazu geeignet sind, die Grenzen naturwissenschaftlicher Wissensproduktion aufzuzeigen. Im besten Fall aber verbindet sich der Zugriff auf die naturwissenschaftlichen Gegenstände mit einer fundierten wissenschaftssoziologischen, -historischen und kulturwissenschaftlichen Perspektive, die anhand des Phänomens „Literatur“ die Reichweite naturwissenschaftlicher Erklärungsmodelle absteckt.

4 Conclusio

Wer am Status quo und an der Zukunft der (germanistischen) Literaturwissenschaft interessiert ist, sollte die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft als Modernisierungsindikator ernst nehmen, der von kommerziellen und institutionellen Zwängen zeugt; der die immer noch bestehende Notwendigkeit der Prestigeübertragung von den Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften belegt; der eine Poststrukturalismus-Müdigkeit anzeigt; und der vielleicht ganz generell als Krisenindikator gesehen werden kann. Dass die evolutionsbiologisch interessierte Literaturwissenschaft in Adaptionseuphorie den Innovations-Charakter der eigenen Position überschätzt (vgl. ZYMNER 2009: 144), teilt sie mit anderen Theorien und Methoden, die sich an Prestigegegewinn versprechenden Wissenschaften orientieren. Auch ist die Aufmerksamkeit gegenüber dem Messen, Wägen und Zählen (soweit sie nicht den literarischen Text betrifft) bei Literaturwissenschaftlern nicht sehr ausgeprägt und die Faszination, die von Messergebnissen und von bildlichen Darstellungen von Prozessen im menschlichen Gehirn ausgeht, führt mitunter dazu, dass Geisteswissenschaftler übersehen, dass nicht alles, was objektiv aussieht, auch tatsächlich als Beleg für ihre Argumente dienen kann. Ich gehe davon aus, dass viele Literaturwissenschaftler/innen, die sich der Evolutionsbiologie zuwenden, von Biophilie, der Liebe zum Lebendigen im ethischen und biologischen Sinn, getrieben sind und dass ihre Begeisterung für die Naturwissenschaften, die sie gelegentlich dazu verleitet, die

⁴ Christopher SHEA (2005) fasst solche Ergebnisse mit dem Satz zusammen, „Madame Bovary cheated because she lusted for an alpha male.“

wissenschaftlichen Besonderheiten der Geisteswissenschaften außer Acht zu lassen, daher rührt (vgl. WOZONIG 2009).

Ich schließe mit einer biologischen Metapher: Ich vermute, dass die evolutionsbiologische Literaturwissenschaft eine Zeigerpflanze ist. Im floralen Verband der vielfältigen literaturwissenschaftlichen Theorien und Methoden zeigt ihr robuster Wuchs an, dass das Substrat der Disziplin fruchtbar ist.

Literaturverzeichnis:

- BRANDT, Hartwin (2006): Sei, was du geworden bist. Sigrid Weigel besticht mit einem großen Wurf zur Evolution. In: FAZ, 20. 9. 2006, S. 36.
- CARROLL, Joseph (2004): Literary Darwinism. Evolution, Human Nature, and Literature. New York/London: Routledge.
- DERESIEWICZ, William (2009): Adaptation: On Literary Darwinism. In: The Nation. 20. Mai. URL: www.thenation.com/article/adaptation-literary-darwinism [2. 2. 2011]
- EIBL, Karl (2007): Zwei Kulturen? Zwei Denkweisen und ihre biologischen Ursprünge. In: Im Rücken der Kulturen. Hrsg. v. Karl Eibl, Katja Mellmann u. Rüdiger Zymner. Paderborn: mentis, S. 30-48.
- EIBL, Karl (2010): Sprache macht Kultur. In: Der Mensch – Evolution, Natur und Kultur. Hrsg. v. Jochen Oehler. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 109-126.
- EIBL, Karl/MELLMANN, Katja/ZYMNER, Rüdiger (2007): Vorwort. In: Im Rücken der Kulturen. Hrsg. v. Karl Eibl, Katja Mellmann u. Rüdiger Zymner. Paderborn: mentis.
- FEIGE, Daniel Martin (2009): Biologische Evolution und Kunst: Eine Kritik. In: Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes. Hrsg. v. Martin Huber u. Simone Winko. Paderborn: mentis, S. 165-181.
- GMEINER, Peter (2010): Sie sind zum Grundstudium zugelassen. Eine Debatte über die zwei Wissenschaftskulturen am Beispiel der Neuroästhetik. In: FAZ, 24. 11. 2010, S. N 7.
- HUBER, Martin/WINKO, Simone (2009): Literatur und Kognition. Perspektiven eines Arbeitsfeldes. In: Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes. Hrsg. v. Martin Huber u. Simone Winko. Paderborn: mentis, S. 7-26.
- JUNKER, Thomas/PAUL, Sabine (2009): Der Darwin-Code. Die Evolution erklärt unser Leben. München: Beck.
- KÖHLER, Kai (2010): Wissenschaft zwischen Eigenlogik und Zwang. Rainer Rosenberg skizziert eine Fachgeschichte der Germanistik [Rezension]. In: literaturkritik.de, Nr. 5, Mai. URL: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14291 [2. 2. 2011]
- KOHRING, Matthias (2004): Die Wissenschaft des Wissenschaftsjournalismus. Eine Forschungskritik und ein Alternativvorschlag. In: SciencePop. Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik. Hrsg. v. Christian Müller. Graz: NNV, S. 161-183.
- MÜLLER, Christian (2004): Vorwort. In: SciencePop. Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik. Hrsg. v. Christian Müller. Graz: NNV, S. 7-10.
- NIDA-RÜMELIN, Julian (2010): Naturalismus und Humanismus. In: Evolution in Natur und Kultur. Hrsg. v. Volker Gerhardt u. Julian Nida-Rümelin. Berlin/New York: de Gruyter, S. 3-14.
- NORDLUND, Marcus (2002): Consilient Literary Interpretation. In: Philosophy and Literature Nr. 26, S. 312-333.
- OEHLER, Jochen (2010): Einleitung. In: Der Mensch – Evolution, Natur und Kultur. Hrsg. v. Jochen Oehler. Berlin/Heidelberg: Springer, S. IX-XI.
- SCHÖNERT, Jörg (2010): Es muss nicht immer ein ‚turn‘ sein. Typen und Funktionen kodifizierender Publikationen in der Germanistik 1970-2010. In: literaturkritik.de, Nr. 7, Juli. URL: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14584 [2. 2. 2011]
- SHEA, Christopher (2005): Survivalist lit. Does Darwin have anything to say about Beowulf and Madame Bovary? In: The Boston Globe, 6. November. URL: www.washjeff.edu/users/jgottschall/Media%20Attention/Survivalist%20lit%20%20The%20Boston%20Globe.htm [2. 2. 2011]
- VICARI, Jakob (2007): Unter Wissenschmachern. Eine Untersuchung journalistischen Handelns in Wissenschaftsredaktionen. Diplomarbeit. Universität München. URL: http://epub.ub.uni-muenchen.de/2114/1/DA_Vicari_Jakob.pdf [2. 2. 2011]
- VOLAND, Eckart (2007): Seine Kultur ist des Menschen Natur. In: Im Rücken der Kulturen. Hrsg. v. Karl Eibl, Katja Mellmann u. Rüdiger Zymner. Paderborn: mentis, S. 11-30.
- WEIGEL, Sigrid (2010): An der Schwelle von Kultur und Natur. Epigenetik und Evolutionstheorie. In: Evolution in Natur und Kultur. Hrsg. v. Volker Gerhardt u. Julian Nida-Rümelin. Berlin/New York: de Gruyter, S. 103-123.
- WOZONIG, Karin S. (2009): Von der Biophilie professioneller Leser(innen) oder: Die Naturwissenschaften in der Literaturwissenschaft und die Bedeutung kulturwissenschaftlicher Chaosforschung. In: Chaosforschung in der Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Roman Mikuláš u. Karin S. Wozonig. Wien/Münster: LIT, S. 113-124.
- ZYMNER, Rüdiger (2009): Körper, Geist und Literatur. Perspektiven der „Kognitiven Literaturwissenschaft“ – eine kritische Bestandsaufnahme. In: Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes. Hrsg. v. Martin Huber u. Simone Winko. Paderborn: mentis, S. 135-154.

HELENA BAUDYŠOVÁ

Fiktive Musiker der deutschen Romantik: Musikästhetik in der Literatur

Das Problem der künstlerischen Persönlichkeit wird im Rahmen der Musikästhetik besonders um 1800 zum Thema einer heftigen Diskussion. Schon längst spielte sich der Diskurs auch auf dem Gebiet anderer Disziplinen ab, wie z. B. der Philosophie, der erwähnten Thematik ist jedoch auch ein soziologischer Aspekt kaum abzusprechen. Dazu kommt die Germanistik, um diese Problematik zusammenzufassen und in den breiteren Kontext der romantischen Literatur einzusetzen. In den fiktiven Biografien vom Flötisten Andreas Hartknopf (K. Ph. Moritz) und vom Kapellmeister Joseph Berglinger (W. H. Wackenroder und L. Tieck) wird ein in dieser Zeit nach der künstlerischen Autonomie strebender Künstler dargestellt. Diese Studie zeigt, in welchen Punkten der Weg zur eigenen Ausdruckweise bei beiden fiktiven Musikern übereinstimmt und wo er unterschiedlich ist.

1 Musik und Musiker um 1800

Die Epoche der literarisch fruchtbaren Goethezeit bietet paradoxerweise zwei auseinander klaffende Richtungen in der Geschichte der Musik – die Wiener Klassik und die romantische Musikästhetik. Wie unterschiedlich diese auch scheinen mögen, gehören sie doch „derselben Zeit an und können als deren Geist, in Wort oder in Töne gefasst, begriffen werden“ (DAHLHAUS 1988: 88). Interessant ist das gegenseitige Nicht-Entsprechen von kompositorischer Praxis und Reflexion. Um 1800 existierte die klassische Musik ohne eine klassische Musikästhetik und die romantische Musikästhetik Wackenroders und Tiecks ohne eine romantische Musik (DAHLHAUS 1988: 88).¹ So stehen wir in dieser Epoche an einer Schwelle zwischen rationalistischer und idealistischer Weltanschauung, die sich nicht nur auf die Musikgeschichte auswirkte, sondern die auch wesentliche Änderungen in die Kunst und das Künstlertum brachte.

Eine Vorstufe in der Entwicklung zur romantischen Musikauffassung stellt bereits die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts dar. Die Absage an die mathematisch-rhetorisch bedingte barocke Affektenlehre war eine der bedeutendsten Wandlungen. Man brachte nicht mehr allgemeine Gefühlszustände (die sog. Affekte) wie Freude, Trauer, Schmerz, Liebe oder Hoffnung mittels entsprechend gewählter musikalischer Parameter zum Ausdruck. In diesem Zusammenhang verschwindet ebenfalls die Absicht, die Affekte auch dem Hörer zu ermöglichen. Die rationalistische „auf etwas“ gerichtete Affektenlehre verwandelte sich, nach Vorstufen in Claudio Monteverdis Modernität, in der „Geniezeit“ des 18. Jahrhunderts zur subjektiven Weise des individuellen „Sich-selbst“-Ausdrückens. Musik gilt in der Zeit

¹ Dahlhaus bemerkt weiter, dass die romantische Musikästhetik Wackenroders und Tiecks im Rückblick als literarische Antizipation der musikalischen Romantik seit 1814 erschien.

Stamitz, C. Ph. E. Bachs oder Glucks als die Sprache des Herzens, deren Ursprung als tonleidenschaftlicher Ausdruck (Forkel) und deren Wirkung als Ausbruch der Gefühle (Koch) begriffen wird (WILBERS 2006: 88f.). An die Stelle der Nachahmungsästhetik, die auf der Darstellung dieser typisierten leidenschaftlichen Erregungszustände basierte, trat vielmehr eine „Ästhetik der Sympathie“, d. h. die Erregung und Weitergabe der individuellen Gefühle im Sinne des musikästhetischen Denkens Wackenroders. Der erwähnte ästhetische Wandel wurzelt etwa Patrick THEWALT (1990: 24) zufolge in der Übernahme der neapolitanischen Sonatenform durch J. Stamitz und sein Orchester. Die Dynamisierung der statischen Musikform des Barocks trat ein und dadurch wurde eine neue ästhetische Kategorie geprägt – die des Harmoniebegriffes, d. h. der dominierende Generalbass und die Polyphonie wurden durch die Melodie und kontrastreiche Sonatensatzform ersetzt. So konnte sich in der Musik die subjektiv-emotionale Ausdrucksweise besser durchsetzen.

In den Vordergrund des musikalischen Umgangs gerät die Emotionen-Produktion. Laut Alexandra KERTZ-WELZEL (2001: 13ff.) schaffen Wackenroder und Tieck die Figur Joseph Berglingers als den ersten fiktiven Komponisten einer neuen Epoche, für den Musik auch das Transzendente berührt. Die Musik stellt hier eine Suche nach „Möglichkeiten einer ästhetisch und sozial verantwortbaren künstlerischen Existenz“ (KERTZ-WELZEL 2001: 9) dar. Berglinger deutet Musik einerseits als Ausdruck der Gefühle, andererseits ist sie für ihn Medium des Unendlichen. Die Möglichkeit der subjektiv-emotionalen Ausdrucksweise der Musik gerät eben in den Zwiespalt mit deren himmlisch-transzendentalen Dimension. Gerade vor diesem Dualismus stehen jetzt die fiktiven Musiker, wobei sie ihn mit mehr oder weniger Erfolg zu überwinden versuchen. Daher wird die Literatur um 1800 und die beginnende romantische Ästhetik zu einer Apotheose der Musik, in der sich das Irdische und Himmlische verbinden und die das Subjektiv-Emotionale in der Verbindung mit dem Objektiv-Transzendentalen zeigt.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts, besonders jedoch in seiner zweiten Hälfte, kam es zu bedeutenden sozialen Veränderungen. Äußeres Merkmal war der Anstieg der politischen Macht des Bürgertums. Rousseaus Gedanke „Zurück zur Natur“ prägte auch dieses Gebiet und erfüllte die bürgerlichen Vorstellungen vom natürlichen Leben und von der Unmittelbarkeit menschlicher Beziehungen. Es kam zur Verweltlichung der Musik, die Aufführungen verließen allmählich den Schauplatz der Kirchen, Dome und Höfe. Sie fanden ihren Ort in neu entstandenen Stadtopern und Konzertsälen ebenso wie in bürgerlichen Salons.

Als Zeichen des kommenden 19. Jahrhunderts steht dann die vollkommene Entbindung des Musikers von gesellschaftlich fixierten Funktionen, die praktisch in der Gestalt Beethovens und seinem Wiener Schaffen realisiert wurde. Der schöpferische Künstler fühlte sich nicht mehr als Handwerker. Nun schiebt sich eine andere Komponente des Werks in den Vordergrund: die Inspiration. Dies hat eine allmähliche Differenzierung von Virtuose und Komponist zur Folge. Der Musiker ist nicht mehr gezwungen, seinen Lebensunterhalt als Instrumentalist zu verdienen, wie es fast bei allen bedeutenden Komponisten der Hochklassik war. Inspiration ist alles. Jean Pauls Viktor im Hesperus will „dem Stamitzschen Konzert ungesehen zuhören“, was durch „sein zum Resonanzboden der Musik geschaffenes Herz“ geschieht, „das gern die eilenden Töne ohne Störung aufso“ (PAUL 1959 – 1963: 773).

Die Hauptfiguren seines Romans *Flegeljahre* setzt Jean Paul ins Milieu der Bürgerlichkeit, in ihnen widerspiegelt sich die Doppelnatur einer künstlerischen Persönlichkeit: Walt, von Beruf Notarius, ist ein in die bunte Welt seiner Einbildungskraft eingesponnener Träumer, sein Zwillingsbruder Vult, der als Flötenvirtuose die Musik in den Roman und in Walts Leben bringt, ist Realist und satirischer Beobachter. Von Beethoven angeregt, schafft E. T. A. Hoffmann einen neuen Typus des Künstlers, der alle Konsequenzen der oben genannten epochalen Wandlungen absorbiert, oder – besser gesagt – zu absorbieren versucht. Sein Kapellmeister Kreisler ist extravagant, fanatisch in seinem Kunstwillen, dem Alltag entrückt, überempfindlich gegen jede auch nur vermeintliche Kränkung, „verrückt“ in der Meinung der Alltagsmenschen. Er ist freilich außer Stande, „im Auftrag“ zu komponieren und muss die seltenen Augenblicke der Inspiration abwarten. Nach dem sog. „Besuch der Muse“ schafft er freilich unsterbliche Werke – ein weiterer Beleg für seine Verbindungen mit der übersinnlichen Welt.

Dies war schon ein großer Schritt weg von der Deutung der Kunst als Gebrauchsgüter und der Stellung des Künstlers und seines Schaffens als Quelle der höfischen Unterhaltung um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein weiter Weg musste innerhalb von nur zwei Generationen zurückgelegt werden, bis die zwar vereinzelt aber doch entwürdigende Kant'sche Auffassung der Musik als bloßer emotionaler und körperlicher Genuss ohne jegliche geistige Dimension² völlig überwunden wurde. Die wachsende Autonomie der Musik weckte das Interesse für deren Urheber – die Musiker bzw. Komponisten. In den Vordergrund traten also Individuen, deren gesellschaftliche Rolle bis jetzt nur darauf beschränkt war, Bindeglied zwischen Auftrag und Unterhaltung zu sein. Mit diesem Problem setzte sich auch die damalige zeitgenössische deutschsprachige Literatur auseinander. Die Figuren fiktiver Musiker erlebten ihre inneren und äußeren Konflikte, kämpften um ihre künstlerische Autonomie und versuchten, mit ihrem Schaffen die Unsterblichkeit zu erreichen.

2 Lass mich tönen: Der Weg zur Autonomie

Schon in der vorromantischen deutschsprachigen Literatur tauchen Werke auf, in denen eine besondere Aufmerksamkeit dem Thema Künstlerexistenz gewidmet wird. Dieses Interesse wird vor allem in der frühromantischen und romantischen Literatur fast zu einer Regel. Es geht jedoch nicht in erster Reihe darum, den Künstler als ein Wesen zu zeigen, das eine künstlerische Tätigkeit mehr oder weniger meisterhaft beherrscht, sondern als ein Individuum, das sich auch durch seine zivile Lebensart und eigene Lebensauffassung vom Alltag absondert. Die Fokussierung auf den Menschen als autonomes Wesen kann in einem breiteren Kontext für ein Ergebnis der weitreichenden gesellschaftlichen Änderungen der Neuzeit gehalten werden.

Die literarische Gestaltung des Phänomens des autonomen Künstlertums wird durch Moritz' Flötisten Hartknopf (MORITZ 1786, 1790) und durch Wackenroders/Tiecks Kapellmeister Berglinger (WACKENRODER 1984) präsentiert. An Moritz' Werken wird belegt, dass die literarische Diskussion über die Künstlerproblematik schon in der vorroman-

2 Z. B. wird in Kants Kritik der Urteilskraft Musik als „mehr Genuss als Kultur“ charakterisiert.

tischen Epoche an Intensität gewinnt. Die Werke von Wackenroder/Tieck repräsentieren sowohl die romantische Apotheose der Musik als auch des Künstlertums in der Literatur und offerieren ein neues literarisches Konzept der Künstlerfigur.

In beiden fiktiven Biografien spielt das Christentum eine sehr wichtige Rolle. Bei einer näheren Untersuchung kommt man jedoch zu der keinesfalls erstaunlichen Feststellung, dass das Christentum oft eher als geistiger Ausgangspunkt tieferer Überlegungen über die Position der Kunst und des Künstlers als schaffendes Individuum in der Welt zu deuten ist.

In den Vordergrund des literarischen Interesses rückt die Phantasie, weil sie nicht nur im Traum, sondern auch im alltäglichen Leben des Individuums ihre Geltung findet. Mit ihr hängen die Hervorhebung der Emotionen, das Gefühl der Einsamkeit und Ausschließlichkeit und schließlich auch der Rückzug in die Innerlichkeit zusammen. Die Tendenz, das alltägliche Leben mit der positiven Bewertung des Gefühls zu verbinden, wird im 18. Jahrhundert durch den englischen Sensualismus vermittelt. Shaftesbury (1671-1713) entdeckt im sog. „moral sense“ ein inneres Vermögen, „das als Gespür für das Wahre und Schöne auf die ursprüngliche Harmonie der Schöpfung und die eigentliche Bestimmung des Menschen verweist“ (KERTZ-WELZEL 2001: 25). Dies zeichnet eine Abweichung von Kants abwertender Einstellung zur Musik vor. In der Auseinandersetzung mit sich selbst und mit seiner Phantasiewelt wird allerdings der romantische Musiker von der bürgerlichen Umgebung als wahnsinnig bezeichnet. Die innere sowie äußere Kompliziertheit eines schaffenden Künstlers dieser Epoche veranlasste später SCHOPENHAUER (1996: 426) zu der Behauptung, sein Leben sei ein stetes Leiden.

Eine solche Komplexität der externen sowie internen Impulse lässt die fiktiven Musiker zwischen zwei Welten schwanken: der empirischen Realität einerseits und der phantasievollen Empfindung andererseits. So kann die Musik als ein einzigartiges Verbindungselement zwischen der künstlerischen Empirie und Phantasie betrachtet werden. Für Hartknopf ist sie eine Lebenskunst, für Berglinger verkörpert sie in ihrer Ambivalenz den Konflikt zwischen der beruflichen Tätigkeit und dem schaffenden Künstlertum an sich.

3 Wandernder Flötist: Andreas Hartknopf

Karl Philipp Moritz, dessen Werk u. a. Jean Paul ästhetisch sowie literarisch inspirierte, gelang es, in der literarischen Gestalt Hartknopfs (MORITZ 1786, 1790) eine Synthese des kulturellen und gesellschaftlichen Geschehens des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu schaffen und einen Ausblick in das kommende 19. Jahrhundert zu skizzieren. Nicht selten tritt die Kritik der aktuellen gesellschaftlichen Zustände hinzu. Darum kann es auf keinen Fall verwunderlich erscheinen, dass sich auch die jungen Romantiker Wackenroder und Tieck durch den Hartknopf-Roman besonders inspiriert fühlten. Trotz einer breiten Aufzählung von Ideenströmungen, die den Roman durchdringen, muss hervorgehoben werden, dass es sich um kein eklektisches Werk handelt, sondern um ein homogenes natürliches Ganzes. Darüber wölbt sich als ein allumfassender Bogen die Musik.

3.1 Eigenart des Künstlertums bei Hartknopf

Hartknopfs Tun und Lebenseinstellung bringen ihn in Situationen, in denen er sich mit seiner beruflichen Umgebung nicht identifizieren kann und in denen er aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen wird. Am deutlichsten zeigt es sich in seinem Prediger-Beruf:

Während daß Hartknopf predigte, richteten seine Augenbraunen jeden Perioden, den er sagte, und brachen den Stab über ihm, so oft er das Wort, als die vierte Person in der Gottheit erwähnte – Hartknopf meinte nehmlich, weil man sich doch die Dreieinigkeit, als eins dächte, so könnte auch das Vierte der Einheit nicht schaden – und der Lehrbegriff leide nicht darunter, wenn man sich den alleserhaltenden Vater, den allesbeherrschenden Sohn, den allesbelebenden Geist, und das allesverknüpfende Wort, wie das ewig unveränderliche Feststehende – wie den unerschütterlichen Kubus dächte, der in sich selber ruhend, die rollenden Sphären trägt. (MORITZ 1790: 11)

Das Abweichen von der allgemein gültigen Lebensweise zeigt sich nicht nur in Hartknopfs beruflichem, sondern auch in seinem persönlichen Leben. Als konsequenter Verfolger einer eigenen Lebensphilosophie wird er vom Küster Ehrenpreiß der Ketzerei angeklagt und muss das Amt des Predigers niederlegen. Seinem höheren Ideal opfert er auch das irdisch-menschliche Glück: Er verlässt seine Frau und seinen Sohn, denn er sieht in der Freundschaft „eine feste Stütze bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens“ (MORITZ 1790: 129). Das Scheitern seiner Ehe wird im Roman symbolisch angedeutet, einerseits durch den Namen des Superintendenten Tanatos, der das Paar traute, andererseits in der Form der Erinnerungen an seinen Herzensbruder Emeritus Elias. Hartknopf sieht nämlich den Sinn seines Lebens nicht in dem kleinen bürgerlichen Glück, sondern in einer Sonderaufgabe: „Das Grab der Liebe ist die Wiege der Weisheit, welche höher ist denn alle Vernunft, und welche eben deswegen sehr viel Vernunft voraussetzt, auf die sie sich stützen kann.“ (MORITZ 1790: 133).

Dies bedeutet, dass er sich innerlich von dem ihm geistig verwandten Freundeskreis nie trennen kann. So befindet er sich in der Spannung zwischen seiner Lebenswirklichkeit und der Sehnsucht nach Verkündung seiner Lehre, die als Kunstwirken im weiteren Sinne gedeutet werden kann.

Hartknopfs Wanken zwischen der bürgerlichen und künstlerischen Existenz dokumentiert auch die Tatsache, dass er mit neununddreißig Jahren noch keine feste Stelle hat und zwischen zwei Berufen laviert. Sein beruflicher Werdegang wird so zu einer unstillen Suche (vgl. MORGNER 2002: 56). Trotz dieser äußeren Unentschlossenheit gibt es Berührungspunkte zwischen Hartknopf-Grobschmied und Hartknopf-Prediger, denn im erstgenannten Beruf wird Eisen mit dem Hammer ebenso geschmiedet, wie er durch seine Predigten von der Kanzel die Menschenseelen formt. Dahinter verbirgt sich sein höheres Ziel, dem er sich ergibt und dem er sein persönliches Leben endgültig opfert. Das Zusammenfließen seiner beiden Berufe kann man als einen intuitiven Prozess charakterisieren, dessen Ergebnis sein Streben nach dem Erreichen eines inneren Lebensplanes ist. Hartknopfs Kunst besteht in der Verkündung seiner Lehre, die er jedoch nicht dogmatisch durchsetzt. Seine Zuhörer bringt er nämlich eher durch Impulse zum Nachdenken.

3.2 Hartknopfs Verfolgung des Schönheitsideals

Andreas Hartknopf verzichtet in seinem Leben auf das, was im bürgerlichen Sinne nützlich und angenehm ist, sei es beruflicher Erfolg und materieller Wohlstand oder Familie. Er orientiert sein ganzes Bemühen auf die Verkündung seiner Lehre hin. Dies entspricht Moritz' ästhetischer Ansicht, laut der sich Schönheit und Nützlichkeit ausschließen:

Der Begriff vom Unnützen nämlich, insofern es gar keinen Zweck, keine Absicht außer sich hat, warum es da ist, schließt sich am willigsten und nächsten an den Begriff des Schönen an, insofern dasselbe auch keines Endzwecks, keiner Absicht warum es da ist, außer sich bedarf, sondern seinen ganzen Wert und den Endzweck seines Daseins in sich selber hat. (MORITZ 1973: 262)

Laut GEISENHANSLÜKE (2004) nähert sich so Moritz der ästhetischen Denkweise Schillers, der den Bereich der Ästhetik mit Fragen der Bildung verknüpft. In diesem Zusammenhang ist die Romanfigur Hartknopf eine charismatische Persönlichkeit, die auf ihre Mitmenschen einwirkt und sie in einem gewissen Bereich entwickelt. Seine Lehre besteht in der Vermittlung einer Lebensweisheit und gehört deshalb nach der Moritzschen Auffassung in den Bereich des Schönen. Die Schönheit wird nämlich nicht nur in einem Werk realisiert, sondern sie offenbart sich auch im Leben als harmonische Selbstverwirklichung.

Ein weiteres Signum, das sich auf Moritz' Ansichten über das Schöne bezieht, ist die Linientheorie. GEISENHANSLÜKE (2004) beruft sich in diesem Zusammenhang auf Moritz' Schrift *Die metaphysische Schönheitslinie*, laut der die krumme Linie als Schönheitsideal und die gerade Linie als Wahrheitsideal bezeichnet wird. Einen Niederschlag findet diese Klassifikation auch im Hartknopf-Roman:

Dieß führte ihn zu tiefsinnigen Betrachtungen über die gerade und über die krumme Linie, und in wie fern die gerade Linie gleichsam das Bild des Zweckmäßigen in unsern Handlungen sey, indem die Thätigkeit der Seele den kürzesten Weg zu ihrem Ziele nimmt – die krumme Linie hingegen das Schöne, Tändelnde und Spielende, den Tanz, das Spatzierengehen bezeichnet [...]. (MORITZ 1786: 9f.)

Auch Hartknopf muss auf seinem Lebensweg oft die richtige Richtung wählen. Das Schöne im Sinne der Moritzschen Ästhetik scheint für ihn die treffende Wahl zu sein:

Die Straße gieng durch das Dorf, ein Fußweg gieng vorbei – sollte er die gerade Straße oder den krummen Fußweg gehen? Er gieng die gerade Straße nicht; denn sein Innerstes war mit sich selbst im Streit. (MORITZ 1790: 71)

Dass sich Hartknopfs Lebensweg nicht geradlinig abspielt, widerspiegelt sich eigentlich auch im Inhalt seines Lebens, das ebenfalls wie seine äußere Lebenswanderung eine zyklische Form hat. Dass eine zweckhafte Wahl der Richtung ein Scheitern herbeiführt, symbolisiert sein Irren und Fliehen vor den Kosmopoliten, das in der Exposition der Allegorie dargestellt wird:

Er verdoppelte seine Schritte, um sich warm zu gehen, und befand sich ungleich besser, da er wieder auf der Landstraße war, und mit Zweck und Absicht sich nach einer festern Richtung fortbewegen konnte, als vorher, da er gehen mußte um zu gehen, und immer wieder an denselben Fleck zurückkam. (MORITZ 1786: 9)

Das Schöne und die Krümmung bilden dann eine harmonische Ganzheit, die als Ergebnis einer Übersetzung des Einzelnen und Bruchstückhaften entstand und die auch Tod und Zerstörung überwinden kann (vgl. GEISENHANSLÜKE 2004). Daher ist Hartknopfs Leben eine Versinnbildlichung des Schönheitsideals, wie es Moritz in seinen ästhetischen Schriften formulierte. Das Prinzip des von ihm entworfenen Schönheitsideals bezieht sich nicht nur auf die Kunst, sondern auch auf das Leben. In Hartknopfs Gestalt wird das Leben eigentlich als die höchste Kunst dargeboten.

Laut Moritz unterliegt das Leben eigentlich den Gesetzen der Schönheit. Das Schöne tritt bei Moritz immer als eine Ganzheit auf:

Dieser Ursprung ist es, welcher durch keinen bestimmten Laut dem Ohre vernehmbar wird: er bezeichnet sich aber durch die sichtbare Auflösung des Widerspruchs in der sanftesten Trennung des Zusammengeführten und der innigsten Zusammenfügung des Getrennten. (MORITZ 1973: 300)

In der Schrift *Die Signatur des Schönen* (MORITZ 1973: 290-301) wird die Wahrheit der Dichtung mit dem Begriff der Schönheit verbunden. Die Dichtung kann nur dann wahrheitsgetreu sein, wenn die Beschreibung mit dem Beschriebenen eins wird. Die Beschreibung des Schönen verfolgt eben durch Linien, die an sich das Schöne verkörpern. Daher können sie auch die Sache mit ihrer Beschreibung vereinigen. Bei der Beschreibung der Kunst kann „das Allerverschiedenste [...] immer in der letzten Spur [...] sich wieder gleich werden“ (MORITZ 1973: 298). Eine solche Harmonisierung der Widersprüche geschieht laut Moritz in unserem Denken aufgrund der Einbildungskraft.

Diesem Gedankengang entspricht auch der formale Aufbau des Hartknopf-Romans. Im ersten Teil kehrt die Titelfigur nach etwa zwanzig Jahren nach Gellenhausen zurück. Hier begegnet Hartknopf seinen Freunden, mit denen er nachdenkend durch die Gegend wandert, und stirbt fünf Jahre nach Emeritus' und Knapps Märtyrertod am Galgen. Im zweiten Teil werden Hartknopfs Erlebnisse von seinen Anfängen als Priester in Ribbeckenau bis zu seiner Entlassung und seinem Abschied von dieser Stadt und seiner Familie beschrieben. Zuerst kommt es zeitlich also zu den Ereignissen des zweiten Romanteils, Hartknopfs Lebensweg wird daher nichtlinear dargestellt. Obwohl die Handlung im Roman keineswegs vorrangig ist, kann man an ihr den Prozess der „Zusammenfügung des Getrennten“ dokumentieren. Erst nach dem Durchlesen beider Teile als eines Ganzen bekommt der Leser die vollkommenen Umrisse von Hartknopfs Schicksal.

3.3 Resignation und Hartknopfs künstlerische Existenz: Scheitern oder Gelingen?

Die Antwort auf die Frage, inwieweit Hartknopf in seinem Leben scheitert, ist keineswegs eindeutig. Dank seiner gesellschaftlichen Sonderstellung und seinen Sonderansichten kann er selber die äußeren Umstände nicht ändern. Die Vorstellung über das Ziel seiner Existenz und dessen Verfolgung wird jedoch klar dargestellt. Es sprüht aus seinem Innern und wird zu Triebkraft und Sinn seiner Existenz:

Ich will, was ich muß! war sein Wahlspruch, wenn er von aussen her getrieben wurde, und **ich muß, was ich will**, wenn ihn etwas von innen trieb. Gefühl seiner Kraft, insbesondere der widerstrebenden, war seine höchste Glückseligkeit. (MORITZ 1786: 8)

An Hartknopfs Lebensschicksal ist eindeutig sichtbar, dass seine äußere Existenz, die am Galgen endet, ein Scheitern ist. Das innere Dasein der Romanfigur richtet sich dagegen nach einer Logik, die Bestandteil von Hartknopfs Lehre ist. Seine Weisheit lebt weiter in deren Vermittler, den der Erzähler verkörpert. Daher kann man seine innere Existenz, die auf der Weitervermittlung der Weisheit besteht, als Gelingen charakterisieren: „Die Lebenskunst muß durch alle Stunden und Minuten durchgehen, wie die Regel durch das Werk.“ (MORITZ 1786: 102).

Hartknopfs Lehre besteht in der Kunst zu leben. Da er oft in seiner äußeren Existenz auf Hindernisse stößt, muss er sich in seine innere Welt der Gedanken und Phantasie zurückziehen. Diese Strategie bildet die Grundlage seiner Weisheit, die er nicht nur als Priester weitergibt: „Die Weißheit, welche Hartknopf seine Schüler lehrte, ist einzig, fest, und unerschütterlich; sie heißt: **Resignation**.“ (MORITZ 1786: 159). Es wäre ein Missverständnis, Hartknopfs Resignation als passive Haltung zu verstehen. Eigentlich bedeutet es einen Rückzug aus den äußeren Umständen, die unabänderlich sind.

3.4 Hartknopfs magische Flöte

Die Flöte gilt als ein Musikinstrument, das unmittelbar durch den menschlichen Atem zum Klingen gebracht wird. Daher kommt die Flötenstimme oft als Sinnbild der menschlichen Sprache vor. Der Flötist Andreas Hartknopf kennt die magische Sprache seines Instruments, das ihn auf seiner Wanderung begleitet:

Hartknopf nahm seine Flöte aus der Tasche, und begleitete das herrliche Recitativ seiner Lehren, mit angemessenen Akkorden – er übersetzte, indem er phantasierte, die Sprache des Verstandes in die Sprache der Empfindungen: denn dazu diente ihm **die Musik**. Oft, wenn er den Vordersatz gesprochen hatte, so blieb er den Nachsatz mit seiner Flöte dazu. Er athmete die Gedanken, so wie er sie in die Töne der Flöte hauchte, aus dem Verstande ins Herz hinein. (MORITZ 1786: 131)

Die Unmittelbarkeit der Wirkung des musikalischen Ausdrucks auf die menschliche Empfindung scheint als ein vielschichtiges Phänomen die Charakteristik des Hartknopf'schen Musizierens zu formen. Die Wahl des Attributs Flöte hat nämlich weitere

Bedeutungen. PRAUTZSCH (2001: 37) entschlüsselt dieses Instrument als Sinnbild für den Gottessohn in menschlicher Gestalt, der unmittelbar auf seine Mitmenschen wirkt, so wie der Atem das Instrument ertönen lässt. Die Tatsache, dass die Flöte Christus als einen Menschen von Fleisch und Blut symbolisiert, vervollständigt eine mögliche christliche Deutung des Hartknopf-Romans.

Hartknopf verfügt über die Fähigkeit, das Einfache seiner Musikkunst zu ergreifen. Er ist kein professioneller Flötenspieler, die Musik in seiner Auffassung entspricht eher einem Naturlaut, worauf schon in der Exposition des Romans hingewiesen wird (MORITZ 1786: 5). Wenn er zurück nach Gellenhausen kommt, überwindet er durch sein Flötenspiel die Totenstille und Unfreundlichkeit der Nacht. Das einfache Pfeifen seines Lieblingsstückes macht er mit Hilfe der sich durch Musik belebenden Natur zu einem Nachtkonzert, das erst durch wild tönende Menschenstimmen abgebrochen wird. Die Musikproduktion setzt er demnach einer Naturerscheinung gleich.

3.5 Hartknopf zwischen Empirie und Phantasie

Die Tonkunst gehört bei Hartknopf eindeutig zur Lebenskunst. Durch Musik kann er die Menschenseelen heilen und Trost gewähren. Eigentlich ist sie in den Rahmen Hartknopf'scher Lehre und Weisheit eingeschlossen und tritt auch als ihre gleichberechtigte Partnerin auf, die ernst genommen werden muss. Dass diese Nebeneinanderstellung im Roman wirklich zur Geltung kommt, wird auch an den formalen literarischen Mitteln deutlich: Obwohl das allegorische Werk an manchen Stellen die damaligen Verhältnisse kritisiert, kommt bei Hartknopfs Musik ebenso wie bei seiner Lehre und Weisheit nicht einmal im Ansatz Parodie vor.

Die Musik ist zwar ein fester Bestandteil von Hartknopfs beruflicher Existenz, sie überschreitet jedoch die Grenze dieses Bereiches allmählich. Auch wenn Hartknopf im Kontext der Mitteilungsfähigkeit die Tonkunst als „Alphabet der Empfindungssprache“ (MORITZ 1786: 134) charakterisiert, ist er sich ihrer weitreichenden Wirkung bewusst. Die Musik kann ihn ganz im romantischen Sinne ins Jenseitige hinübertragen, in die phantastische Welt, der die im Roman satirisch hervorgehobenen Missstände fremd sind und wo die Menschenseele eine erhabene Melodie genießen kann. Dabei verbindet sie das scheinbar Unverbindbare und dehnt sich über den ganzen Roman harmonisierend aus. In ihr treffen der Hartknopf'sche Alltag mit seiner ersehnten Welt aufeinander. In diesem Sinne bildet sie also eine Brücke zwischen der Empirie und Phantasie, d. h. zwischen zwei Lebensbereichen, in denen sich auch ein schaffender Künstler bewegt.

4 Joseph Berglinger und die göttliche Kunst

Die Deutung der Kunst als Religion, wie es der Kapellmeister Joseph Berglinger erlebt, wurzelt in Wackenroders lebenslanger Berührung mit Religiosität und Glauben. Der Autor versucht, sich mit dem aufklärerischen Rationalismus seines orthodoxen lutheranischen Vaterhauses durch die Vorliebe für Kirchenmusik auseinanderzusetzen. Die geistliche Musik bietet dem Gefühl einen Zufluchtsort an und führt die Emotion in den sonst sachlichen

Gottesdienst ein. Auf diese Weise wird durch die Tonkunst der emotionale Eindruck auf den Kirchenbesucher erreicht.

Joseph Berglinger besucht während seines Aufenthaltes in der bischöflichen Residenz die Kirchen, um „die heiligen Oratorien, Kantilenen und Chöre“ (WACKENRODER 1984: 231) zu hören. Das Musikhören wird dementsprechend in den Rahmen der Messe eingesetzt. Josephs Wahrnehmung der Musik mit den „so vor sich auf den Boden sehenden Augen“ (WACKENRODER 1984: 232) erinnert an ein Gebet. Er wird nicht von dem kirchlichen Ritual, sondern eben von der „Gewalt der Töne“ (WACKENRODER 1984: 231) tief innerlich beeindruckt. Die Tonkunst übernimmt weiterhin auch die kathartische Funktion des religiösen Ritus:

Soviel ist gewiß, dass er sich, wenn die Musik geendigt war und er aus der Kirche herausging, reiner und edler geworden vorkam. Sein ganzes Wesen glühte noch von dem geistigen Weine, der ihn berauscht hatte, und er sah alle Vorübergehende mit andern Augen an. (WACKENRODER 1984: 232)

Die geistliche Musik halten Wackenroder und Tieck für die edelste und höchste. Die Kirchenmusik ruft nämlich in dem Menschen das Edelmütige hervor, sie zeigt auch sein ehrwürdiges innerliches Gemüt (WACKENRODER 1984: 316f.). In den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* wird die These über den Ursprung der Kunst formuliert. Bei diesem Prozess werden die göttlichen Attribute auf den schaffenden Menschen übertragen. Gott macht den Menschen in der Gestalt des Künstlers zu seinem Vermittler auf der Erde (WACKENRODER 1984: 178).

Die Kunst hat also ihr Vorbild im Himmel, Wackenroder nennt sie jedoch zugleich „die Blume menschlicher Empfindung“ (WACKENRODER 1984: 178). In diesem Zusammenhang gesteht er dem Künstler die Autonomie zu, wobei der göttliche Rahmen der Kunst bewahrt wird:

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlischen Funken, der, von ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch, in dessen kleine Schöpfungen übergang, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. (WACKENRODER 1984: 178f.)

Für Wackenroder bedeutet die Musik allerdings kein bloßes Beförderungsmittel religiöser Gesinnungen, wie es bei Forkel war. Sie löst sich aus dem großen Ganzen der christlichen Religion gemeinsam mit den von ihr erregten Gefühlen und prägt die Intensität des Gottesdienstelerlebnisses. Somit wird die Tonkunst zum Selbstzweck und der Künstler steht vor der Frage, ob er noch Gott verherrlicht oder einem selbstbezogenen Gefühlszustand huldigt (vgl. KIELHOLZ 1972: 102).

An Berglingers subjektiv-expressiver Auffassung der Musik wird sichtbar, dass sie von der Absicht des Klosterbruders abweicht, den religiösen Auftrag von der alten Malerei auf die neue Kirchenmusik zu übertragen. Der Kapellmeister empfindet nämlich im Einklang mit

Wackenroders Gesamtkonzept der *Herzensergießungen* die Kunst als Religion, nicht die Religion als Kunst (THEWALT 1990: 117). So bildet das Religiöse einen bloßen Hintergrund von Berglingers Begegnungen mit der Tonkunst:

Wenn Joseph in einem großen Konzerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende Versammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre – ebenso still und unbeweglich, und mit so vor sich auf den Boden sehenden Augen. (WACKENRODER 1984: 232)

Die Kunst ist laut Wackenroder eine Sprache, die durch ihre wunderbare Kraft zu wirken weiß. Dieses Ziel wird dem Gesamtkonzept der *Herzensergießungen* entsprechend durch Empfindungen erreicht, allerdings lässt sich Wackenroder auf diesem Gebiet durch Moritz inspirieren. Dessen Andreas Hartknopf versucht nämlich auch, „die Musik zur eigentlichen Sprache der Empfindungen zu machen“ (MORITZ 1786: 131). Der Flötist ist der Meinung, dass die wortlose Ausdrucksweise der „unartikulierten Töne“ (MORITZ 1786: 131) für seine Absicht geeigneter ist als die Sprache des Verstandes.

Um die anscheinend unvereinbaren Medien zu verbinden, bedient sich Wackenroder des schon auch bei Moritz erwähnten Prinzips der Sympathie. Der Kapellmeister Berglinger hofft, dass ihm das sympathetische Verfahren auf der zwischenmenschlichen Ebene zur künstlerischen Anerkennung verhilft:

Freilich ist der Gedanke ein wenig tröstend, daß vielleicht in irgendeinem kleinen Winkel von Deutschland, wohin dies oder jenes von meiner Hand, wenn auch lange nach meinem Tode, einmal hinkommt, ein oder der andere Mensch lebt, in den der Himmel eine solche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodien grade das herausfühlt, was ich beim Niederschreiben empfand und was ich so gern hineinlegen wollte. (WACKENRODER 1984: 242)

Berglinger wird gezwungen, die Sprache der Kunst, die aufgrund eines gefühlvollen Phantasierens entsteht, in ein nüchternes mathematisches Zeichensystem zu überführen. Damit kann er sich nicht auseinandersetzen, weil in diesem Moment seine Sympathielehre versagt. Ihm ist unvorstellbar, die wortlose Tonkunst in ein mechanisches Zeichensystem zu versetzen. Dieses Dilemma verursacht die Enttäuschung über seine mangelnde Vermittlungsfähigkeit (vgl. NAUMANN 1990: 55) und trägt zur eigenen negativen Selbsteinschätzung als Künstler bei.

4.1 Kunst und Leben

Joseph Berglinger empfindet die Tonkunst als Versinken in die ewig zeitlose Gegenwart eines berausenden Musikerlebnisses, das ihn der erzwungenen Teilnahme am nüchternen Leben entreißt: „Er dachte: Du mußt zeitlebens, ohne Aufhören, in diesem schönen poetischen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Musik sein.“ (WACKENRODER 1984: 232).

Berglingers Überlegungen über die Unvergänglichkeit des Lebens in der Kunst bilden eine Parallele zu Moritz' Andreas Hartknopf und seiner Lehre. Was bei Wackenroder Ewigkeit heißt, nennt Moritz Hoffnung auf neues Leben. Im Unterschied zu Wackenroder wird die Akzentuierung der menschlichen Aktivität in den Vordergrund des Hartknopf-Romans gestellt. Moritz macht den Leser auf die Kürze des Lebens aufmerksam, wobei der Tod als Intensivierung des Lebens präsentiert wird.

Die passive Lebenshaltung Joseph Berglingers findet ihren Niederschlag in seiner Auffassung der Tonkunst. Die Musikwahrnehmung seiner Jugendjahre kann als eine untätige Hingabe an den Kunstgenuss charakterisiert werden. Er lässt sich auf dem Strom der Melodie in ein eigenes wunderbares Reich der Phantasie tragen (WACKENRODER 1984: 230).

Josephs jugendliche Passivität ist mit der Isolation im Bereich der sozialen Kontakte verbunden. Seine Isolierung gegenüber der Gesellschaft ist jedoch keine bloße Folge seiner passiven Lebenshaltung, sondern auch ein Ergebnis seiner Erfahrung als Kapellmeister. Nur einmal erlebt er die Reaktion des Publikums, wie er sie sich vorstellt. Ein „stillere Beifall“ (WACKENRODER 1984: 245) entspricht der Intimität, die Berglinger in seinen musikalischen Phantasien erlebt. Gerade in diesem Augenblick fühlt er die Erfüllung als Künstler.

Seine Begeisterung kann jedoch nicht lange dauern. Nach dem erfolgreichen Konzert begegnet er seiner jüngsten Schwester, die über die todbringende Krankheit des Vaters berichtet und Joseph zurück nach Hause führt. Der Sohn versucht wenigstens, die Familie finanziell zu unterstützen und dadurch die Enttäuschung des Vaters über seine Kapellmeisterkarriere zu mildern. Die materielle Hilfe wird jedoch von der ältesten Schwester abgelehnt. In diesem Moment erlebt Joseph die zweifache Sinnlosigkeit seines Lebens: Als Musiker findet er für seine hohe Kunst keine Anerkennung beim Publikum, als Sohn kann er nicht einmal auf der bescheidensten Ebene nützlich sein.

Hier kulminiert der Widerspruch zwischen seinem schwärmerischen Wunsch, Musiker zu werden, und dem Zwang, eine bürgerliche Existenz zu führen. Berglinger hält die Kunst für sein Leben, fühlt jedoch zugleich eine nachträgliche Verpflichtung seiner Familie gegenüber. Diese Diskrepanz zwischen der Bürger- und Künstlerexistenz vollendet seine lebenslange Passion.

4.2 Berglinger – ein des Dilettantismus verdächtiger Leidender

Durch das Kapellmeisteramt wird Berglinger allmählich ins reale Musikleben einbezogen. Der Musikunterricht reißt ihn aus seiner Welt der musikalischen Phantasien, indem er feststellt, dass alle Melodien, die in ihm so wunderbare Empfindungen erzeugen, „einem einzigen zwingenden mathematischen Gesetze“ (WACKENRODER 1984: 240) unterliegen. Mit dieser Erkenntnis fängt in Josephs Biographie die Periode der Enttäuschung an, die bis zum Ende seiner Tage gesteigert wird. Die Kraft seiner jugendlichen Begeisterung für Musik, die in einer reinen Hingabe an die himmlische Melodie wurzelt und von dem irdisch-mechanischen Drang unberührt ist, gibt jedoch nicht nach.

Als Kapellmeister muss er noch feststellen, dass die göttliche Kunst von dem der Mode unterliegenden Publikum zum bloß materiellen Gut degradiert wird, d. h. dass Musik als Ware behandelt wird. Dies ist ein harter Schlag für einen Künstler, der nach Wackenroders

Auffassung als Gottesmedium auf der Erde gedeutet wird und dessen Werke der göttlichen Schöpfung gleichen. Durch die professionelle Tätigkeit verliert Berglinger also das, was für seine künstlerische Existenz entscheidend war – den Kunstgenuss (vgl. KERTZ-WELZEL 2001: 99).

Hiermit gerät Berglinger in einen inneren Konflikt. Er befindet sich zwischen den starken Bestrebungen, große musikalische Werke zu schaffen, und der Sehnsucht, sich ins Reich seiner jugendlichen Musikträumereien zurückzuziehen:

Genug, ich lebe in einer sehr unreinen Luft. Wie weit idealischer lebte ich damals, da ich in unbefangener Jugend und stiller Einsamkeit die Kunst noch bloß genoß; als itzt, da ich sie im blendendsten Glanze der Welt und von lauter seidenen Kleidern, lauter Sternen und Kreuzen, lauter kultivierten und geschmackvollen Menschen umgeben, ausübe! – Was ich möchte? – Ich möchte all diese Kultur im Stiche lassen und mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekommt, mit ihm spielen. (WACKENRODER 1984: 243)

Doch zeigt sich letztlich, dass Berglinger aus dem Bereich des Dilettantentums zu entrücken weiß. Fast symbolisch wirkt die Tatsache, dass er eine Passionsmusik zum Osterfest komponieren soll. In der aktuellen Phase seines Lebens erlebt er nämlich eine zweifache Passion: Als Musiker leidet er unter dem Missverständnis des Publikums und dem damit zusammenhängenden Zweifel am Sinn der eigenen künstlerischen Existenz, als Sohn muss er sich mit dem Tod des Vaters auseinandersetzen. Diese Umstände verursachen die Zuspitzung seiner inneren Zerrissenheit, sodass der Kapellmeister im Moment des Schaffens dem Wahnsinn verfällt (WACKENRODER 1984: 246).

Berglinger wird ebenfalls zum Märtyrer der äußeren sozialen Bedingungen. Er kann sich zwar vom Urteil des Publikums lösen, in seinem Inneren bejaht er jedoch die märtyrerhafte Lebenshaltung, weil er sich der sozialen Wirkungslosigkeit seiner Werke bewusst ist. Daher stilisiert Wackenroder die künstlerische Existenz Berglingers absichtlich in ein leidendes Individuum, das allerdings die Wirkungskraft seines Kunstwerks nicht vom Erfolg beim Publikum ableitet (vgl. WACKENRODER 1984: 110ff.). Bei Wackenroder stellt das Leiden dementsprechend einen weiteren Schritt zur Autonomie der Musik und des musikalischen Ausdrucks dar, die sich in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts immer häufiger durchsetzt. Infolgedessen ist das angedeutete Scheitern des leidenden Kapellmeisters Berglinger, ebenso wie die des Flötisten Hartknopf, nur vermeintlich. Die innerliche Befreiung von dem bindenden gesellschaftlichen Prinzip eröffnet dem Künstler einen neuen Raum und macht ihn zum Protagonisten einer neuen Epoche, in der die Kunst ihrem eigenen Weg folgt.

4.3 Schopenhauers Reflexion von Wackenroder

Als wichtigster Berührungspunkt von Wackenroder/Tieck und Schopenhauer ist die Tatsache zu nennen, dass für sie die Tonkunst den höchsten Rang unter den Künsten einnimmt. Bei Wackenroder besteht der Grund in ihrem göttlichen Ursprung und ihrer emotionalen Auswirkung, bei Schopenhauer in ihrem direkten Zugang zum Willen. Tieck charakterisiert die Musik im Abschnitt *Das eigentümliche innere Wesen der Tonkunst* als

„das [...] sehnsüchtige Schmachten der Liebe“ (WACKENRODER 1984: 328), das durch ewiges Anwachsen und Vergehen der Sehnsucht begleitet wird. Die Tonkunst ist eine endlose unruhige Erscheinung, die „aus einem unbefriedigten Streben sich mit wollüstigem Unmut in ein andres windet, gern auf sanft-schmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflösung strebt und am Ende nur mit Tränen sich auflöst“ (WACKENRODER 1984: 328). Diese Auffassung antizipiert die spätere Nebeneinanderstellung von Musik und Willen bei Schopenhauer.

Der Musiker spielt sowohl bei Wackenroder/Tieck als auch bei Schopenhauer die Rolle eines Vermittlers der Tonkunst auf der Erde. Alle sind sich auch darin einig, dass es sich um ein auserwähltes Individuum, d. h. um einen genialen Künstler handeln muss. Der Kapellmeister Berglinger fühlt sich jedoch in seiner Künstlerexistenz unsicher und sucht für sie fortlaufend eine Rechtfertigung (vgl. KERTZ-WELZEL 2001: 219). Schopenhauers Genie dagegen kommt seiner Bestimmung sicher entgegen, ist von seiner Sonderexistenz überzeugt und distanziert sich seinerseits vorwurfslos von der alltäglichen Realität.

Wackenroders Künstler wird als Vermittler Gottes gedeutet. Diese Tatsache trägt zu seinem inneren Konflikt zwischen göttlicher Offenbarung und eigenem Ausdrucksbedürfnis bei. Berglinger unterscheidet auch nicht konsequent zwischen der künstlerischen und bürgerlichen Existenz. Der Künstler bei Schopenhauer wird allerdings zum Medium des Willens, den die Inspiration vom Berglingerschen inneren Konflikt befreit. Die Tonkunst wird bei Schopenhauer nicht nur inhaltlich, sondern auch förmlich entgöttlicht, da der Wille praktisch als Ausdruck der emotionalen inneren Substanz erklärt werden kann. Dadurch, dass der Wille emotional über das Wesen dieser Welt spricht, ist auch die Musik ein sinnliches Medium und verschiebt sich in irdische Dimensionen. Die Kunst gilt hier nicht mehr als Kommunikationsmittel mit Gott, für den weder im Himmel noch auf der leidvollen Erde Platz ist (vgl. KERTZ-WELZEL 2001: 220ff.). Wackenroder und Tieck schlagen in ihrer Musikästhetik auf diese Weise den Weg zur künstlerischen Autonomie ein, den Schopenhauer in seinem System zur Vollendung führt.

5 Die aktuelle germanistische Forschung

In den letzten Jahrzehnten gewinnt das Interesse für die frühromantische Beschäftigung mit Musik und Musikalischem an Intensität. Das Thema des Künstlers und seines Werkes wird schon in der älteren Arbeit von Marianne FREY (1970) behandelt. Sie stellt die Kunstanschauungen Wackenroders und Hoffmanns vergleichend und im Zusammenhang nebeneinander. Im Kontext der romantischen Literatur über Musik analysiert sie den künstlerischen Schaffensprozess sowie das entstandene Kunstwerk und den Kunstbetrachter. Frey hebt in ihrer Arbeit ebenfalls das Motiv der Flucht vor der Kunstwirklichkeit hervor.

Einige interessante Ansätze lassen sich in der im Jahre 1972 erschienenen Arbeit von Jürg KIELHOLZ erkennen. In seiner Studie bezeichnet er im Anschluss an Frey die Musik bei Wackenroder ebenfalls als ein Medium des Eskapismus. Er legt Wert auf die Bearbeitung autobiografischer Züge Wackenroders in der Berglinger-Figur. Zudem wird darauf hingewiesen, dass die psychologische Beschreibung des Musikerlebnisses eine wichtige Rolle bei Wackenroder spielt. Den Impuls zu intensiven Gefühlszuständen gibt die im Rahmen

der Religiosität empfundene Musik. Der wahrscheinlich größte Beitrag dieser Studie besteht darin, dass Kielholz die geistige Disposition zum schwärmerischen Umgang mit Tonkunst betont.

Im Zusammenhang mit der Thematik des Künstlers und seines Schaffens fokussiert die neuere Romantik-Forschung eher einzelne spezifische Problembereiche. Patrick THEWALT (1990) befasst sich in seiner Studie mit der Problematik der Umwertung von Musik und Künstlertum bei Wackenroder und Hoffmann. Er fragt nach konkreten Inhalten, die im Werk der genannten Dichter Bedeutung für die Musikkultur des 19. Jahrhunderts gewannen.

Die Arbeit von Barbara NAUMANN (1990) ist insofern neuartig, da sie das bisher übliche Verständnis von Musik in romantischer Ästhetik kritisch betrachtet. Ihre Aufmerksamkeit widmet sie besonders der semiotischen Dimension der Tonkunst, sodass sie nicht die tatsächlich erklingende Musik als Zentralpunkt des frühromantischen Interesses betrachtet, sondern vielmehr den Aspekt des Musikalischen, die Faszination des abstrakten und mystischen Zeichensystems Musik.

Christine LUBKOLL (1995) bezieht sich auf die von Naumann vorgeschlagene Paradoxie des musikalischen Ausdrucks und erhebt in ihrer Abhandlung die Musik zum Mythos. Nur auf diese Weise scheint sie über alle Begründungszwänge gehoben zu werden.

In ihrer Schrift konzentriert sich Alexandra KERTZ-WELZEL (2000) auf die Analyse von Wackenroders und Tiecks Musikverständnis in seinen emotional-sinnlichen Komponenten. Diese Untersuchung stützt sich auf die philosophische Auffassung des Gefühls des 18. Jahrhunderts.

Im Prinzip einigt sich die aktuelle Forschung in Bezug auf die Problematik des künstlerischen Individuums darin, dass der Künstler die von einem Normalbürger angestrebte Ausgeglichenheit mit sich und der Gesellschaft ignorieren muss, um eine höhere Leistungsstufe erreichen zu können; aufgrund der fehlenden inneren Freiheit empfindet er die Unzugehörigkeit jedoch umso stärker, was ihn schließlich wahnsinnig werden lässt. (vgl. ALBERT 2002: 1)

Da das ideale Werk im Kontrast zu den gesellschaftlich verankerten Regeln verfasst werden muss, fehlt es dementsprechend an der Anerkennung des Künstlers durch das Publikum. So werden die künstlerischen Ideale zerstört, die lediglich nur in der anerkennenden Verbindung mit der Gesellschaft dauerhaft sein können.

An dieser Forschungslinie wird sichtbar, dass zu den wichtigsten Anlässen der germanistischen Forschung im Bereich Romantik und Musik die Berglinger-Figur gehört. Weiter wandelt sich der Schwerpunkt der Untersuchung der 90er Jahre zu allgemeinen musikästhetischen Themen im literarischen Kontext (NAUMANN, LUBKOLL). In diesen Arbeiten kommt es u. a. auch zu einer polemischen Auseinandersetzung mit der Auffassung der romantischen Musik bei Carl DAHLHAUS (*Die Idee der absoluten Musik*, 1978). Im letzten Jahrzehnt dagegen rückt besonders das künstlerische Individuum als eines der wichtigsten Themen ins Zentrum des Interesses der germanistischen Forschung. Einerseits werden die schon erwähnten fiktiven

Künstler-Figuren untersucht (z. B. ALBERT 2002), andererseits entstehen einige Werke über einen realen romantischen Dichter, der das Ideal des romantischen Universalkünstlers verkörpert: E. T. A. Hoffmann. Diese Werke haben vorwiegend einen biographischen Charakter (z. B. STEINECKE 2004, 2006; KREMER 2009).

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur

- MORITZ, Karl Philipp (1786): Andreas Hartknopf. Eine Allegorie. Berlin: Johann Friedrich Unger.
 MORITZ, Karl Philipp (1790): Andreas Hartknopfs Predigerjahre. Berlin: Johann Friedrich Unger.
 PAUL, Jean (1959–1963): Werke. Band 1, München: Hanser, S. 763-787.
 SCHOPENHAUER, Arthur (1996): Die Welt als Wille und Vorstellung. Band I, II. Frankfurt a. M.: Insel.
 WACKENRODER, Wilhelm Heinrich (1984): Dichtung, Schriften, Briefe. Berlin: Union.

Sekundärliteratur

- ALBERT, Claudia (2002): Tönende Bilderschrift. 'Musik' in der deutschen und französischen Erzählprosa des 18. und 19. Jahrhunderts. Heidelberg: Synchron.
 DAHLHAUS, Carl (1978): Die Idee der absoluten Musik. Kassel: Bärenreiter.
 DAHLHAUS, Carl (1988): Klassische und romantische Musikästhetik. Laaber: Laaber.
 DIMTER, Walter (1995): Sollten musikalische Verhältnisse der Quell aller Lust und Unlust seyn? Anmerkungen zur frühromantischen Musikutopie, besonders bei Wackenroder (Tieck). In: Ideologie und Utopie in der deutschen Literatur der Neuzeit. Hrsg. v. Bernhard Spies. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 68-87.
 FREY, Marianne (1970): Der Künstler und sein Werk bei W. H. Wackenroder und E. T. A. Hoffmann. Vergleichende Studien zur romantischen Kunstanschauung. Bern: Herbert Lang & Cie AG.
 GEISENHANSLÜKE, Achim (2004): Allegorie und Schönheit bei Moritz. In: Karl Philipp Moritz in Berlin 1789-1793. Hrsg. v. Ute Tintemann und Christof Wingertzahn. Berlin, S. 127-140. URL: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/moritz/geisenhanslueke_allegorie.pdf [15. 11. 2009].
 KERTZ – WELZEL, Alexandra (2001): Die Transzendenz der Gefühle. Beziehungen zwischen Musik und Gefühl bei Wackenroder/Tieck und die Musikästhetik der Romantik. Sankt Ingbert: Röhrig.
 KIELHOLZ, Jürg (1972): Wilhelm Heinrich Wackenroder. Schriften über die Musik. Musik- und literaturgeschichtlicher Ursprung und Bedeutung in der romantischen Literatur. Bern: Herbert Lang/ Frankfurt a. M.: Peter Lang.
 KREMER, Detlef (Hrsg.) (2009): E. T. A. Hoffman: Leben – Werk – Wirkung. Berlin: de Gruyter
 LUBKOLL, Christine (1995): Mythos Musik: poetische Entwürfe des musikalischen in der Literatur um 1800. Freiburg i. B.: Rombach.
 MORGNER, Ulrike (2002): Das Wort aber ist Fleisch geworden. Allegorie und Allegorikritik im 18. Jahrhundert am Beispiel von K. Ph. Moritz' „Andreas Hartknopf. Eine Allegorie“. Würzburg: Königshausen & Neumann.
 MORITZ, Karl Philipp (1973): Über die bildende Nachahmung des Schönen. In: Werke in zwei Bänden. Band 1. Berlin und Weimar, S. 255-290.
 URL:<http://www.zeno.org/Literatur/M/Moritz,+Karl+Philipp/%C3%84sthetische+Schriften/%C3%9Cber+die+bildende+Nachahmung+des+Sch%C3%B6nen> [15. 11. 2009].
 MORITZ, Karl Philipp (1973): Signatur des Schönen. In: Werke in zwei Bänden. Band 1. Berlin und Weimar, S. 290-301. URL:<http://www.zeno.org/Literatur/M/Moritz,+Karl+Philipp/%C3%84sthetische+Schriften/Die+Signatur+des+Sch%C3%B6nen> [15. 11. 2009].
 MICHELS, Ulrich (2005): Dtv-Atlas zur Musik. Bd. 1, 2. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
 NACHTSHEIM, Stephan (1997): Zu Immanuel Kants Musikästhetik. Texte, Kommentare und Abhandlungen. Chemnitz: Gudrun Schröder.

- NAUMANN, Barbara (1990): Musikalisches Ideen-Instrument. Das Musikalische in Poetik und Sprachtheorie der Frühromantik. Stuttgart: Metzler.
 PAHLEN, Kurt (1998): Die Große Geschichte der Musik. München: Cormoran. PIKULIK, Lothar (2000): Frühromantik. Epochen-Werke Wirkung. München: C. H. Beck.
 PRAUTZSCH, Ludwig (2001): Bibel und Symbol in den Werken Bachs. Schriftenreihe des Thomas-Morus-Bildungswerkes Schwerin, Band 4. Schwerin: Thomas-Morus-Bildungswerk.
 STEINECKE, Hartmut et al. (2004): E. T. A. Hoffman-Jahrbuch. Bd. 12. Berlin: Erich Schmidt.
 STEINECKE, Hartmut et al. (2006): E. T. A. Hoffman-Jahrbuch. Bd. 14. Berlin: Erich Schmidt.
 THEWALT, Patrick (1990): Die Leiden der Kapellmeister. Zur Umwertung von Musik und Künstlertum bei W. H. Wackenroder und E. T. A. Hoffmann. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
 WILBERS, Jan (2006) : Musikalische Rhetorik in Bachs Matthäuspasion, S. 88-97. URL: [http://members.home.nl/canopus/Rhetorik/11.%20Kapitel%20XV.%20\(S.88-97\).pdf](http://members.home.nl/canopus/Rhetorik/11.%20Kapitel%20XV.%20(S.88-97).pdf) [2. 6. 2011].

JANA HRDLIČKOVÁ

„Unsere Frau Božena Němcová“ als Heldin eines deutschen Films. Möglichkeiten einer interkulturellen und interdisziplinären Begegnung

Božena Němcová zählt neben Hus, Comenius, Mácha und Havlíček zu den am stärksten mythologisierten Gestalten der tschechischen Kultur (SCHAMSCHULA 1996) und ist darüber hinaus die einzige Frau unter ihnen. Während sie aber bis in die 1990er Jahre hinein als Lichtgestalt dieser Kultur, ja ihr ‚Stern‘, galt, mehrten sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts die Versuche, Němcová nüchtern zu sehen. Als Dagmar KNÖPFEL 2004 auf der Grundlage der drei letzten Briefentwürfe Němcovás an Vojtěch Náprstek einen Film drehte, wurde sie als „feministisch voreingenommen“ kritisiert. Dabei könnte über diesen Film eine Diskussion eingeleitet werden, z. B. zu den Wurzeln der häuslichen Gewalt im 19. Jahrhundert. Somit könnte er zur Vernetzung von Kunst und Wissenschaft, von Bohemistik und Germanistik beitragen.

Božena Němcová – ein Stern der tschechischen Kultur, ja ihr Leitstern. Noch 1997 heißt es bei SOBKOVÁ (1997: 9):

Wann immer unser Volk bedeutsame oder schwere Zeiten durchlebte, immer von neuem wandte es sich Božena Němcová zu. Kein einziges Jahr verging ohne Erinnerungen an sie. Wir werden niemals satt von filmischen oder Rundfunkbearbeitungen ihrer Märchen und Erzählungen oder von biografischen Skizzen aus ihrem Leben.¹

Doch seit Josef (Miloš) URBANS² postmodernem Roman *Poslední tečka za rukopisy* (*Der letzte Punkt hinter den Handschriften*) von 1998, der sich spielerisch für einen ‚neuen Tatsachenroman‘ ausgibt und dadurch Miroslav IVANOVs *Zahrada života paní Betty, později Boženy N.* (*Der Garten des Lebens von Frau Betty, der späteren Božena N.*)³ in Frage stellt, mehrten sich in Tschechien die Versuche, Božena Němcová zu entmythisieren.

Bei Urban werden zwar nur drei Stereotype angegriffen, wonach Němcová bei schulischer wie universitärer Sozialisation bei uns mit *Babička* (*Die Großmutter*, 1855), polizeilicher Verfolgung und ehelicher Plage gleichzusetzen ist. Doch wenn dieses Werk von der bohemistischen Sekundärliteratur aufgenommen wird, wie es z. B. PENČEVA (2007) in ihrem Artikel „...Tobě podobnou neznám.“ *Josef Němec aneb mechanismy antimytizace*

1 Alle Stellen vom tschechischen Original ins Deutsche übersetzt von der Verf.

2 Josef Urban war ein Pseudonym Miloš Urbans (*1967) bei der ersten Auflage des Romans. Seit der zweiten Auflage (2005) erscheint der Roman unter seinem eigenen Namen, d. h. Miloš Urban. (Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. Zdeněk Mareček.)

3 1992 in der Edition *Spuren/Fakta/Zeugschaften* erschienen.

macht,⁴ wird aus dem Vorschlag zur Beseitigung dieser Stereotype gleich eine imperativische Verurteilung Němcovás. Sie soll, v. a. durch ihre Briefe, Schuld daran tragen, dass ihr Mann als „hrubián a sprosták“ (zu Deutsch „Grobian und Schweinigel“) „unehrlich“ mystifiziert wurde (PENČEVA 2006: 31), und sich auf seine Kosten erhöht haben. Ähnlich vertritt auch POKORNÁ (2009: 14f.) die Ansicht, dass auf Němec „nicht selten ein ungerechter Schatten fiel“, damit seine Frau „im um so größeren Glanz stehen konnte“. Pokornás ganze, mehr als 300 Seiten zählende Publikation widmet sich dann einer engagierten Aufwertung Němecs, wobei JANÁČKOVÁ (2009: 10) in ihrem Vorwort zu diesem Buch zwar zugibt, dass dieser auch als „manžel krufás“ – besänftigend und marginalisierend für „grausamer Gatte“ – in dem erst 2004-2007 komplett herausgegebenen Briefwechsel Němcovás erscheinen könne, doch keineswegs als ein solcher gelten solle. Vielmehr sei er, wie es auch der Untertitel von Pokornás *Josef Němec* nahelegt, *Neobyčejný muž neobyčejné ženy* (Ein außergewöhnlicher Mann einer außergewöhnlichen Frau): Was einerseits mit DRNÁKs Überbewertung Němcovás in *Manžel slavné ženy* (Der Gatte einer berühmten Frau) von 1938 abrechnet, andererseits aber das Ehepaar Božena Němcová und Josef Němec, was die Außergewöhnlichkeit angeht, bedenklich gleichsetzt. In ihrer Einleitung zu dem Buch geht POKORNÁ (2009: 17) sogar einen Schritt weiter, indem sie der Autorin jener idealen *Babička*/Großmutter in der Person von Josef Němec das Ideal eines „Dědeček“ (Großvater) zur Seite stellt. Man wisse zwar (noch) nicht, wie er sich in das Gedächtnis seiner Enkelkinder tatsächlich einprägte, seine Briefe an und über diese widersprächen jedoch einer solchen Vorstellung nicht (ebd.).

Sokannes passieren, dass wir jene dreiletzten und unvollendeten, mehr im deutschsprachigen Ausland (dank der wunderbaren Übertragung Susanna ROTHs von 1997) als in Tschechien bekannten, monströsen Briefe Němcovás an Vojtěch Náprstek weiterhin verdrängen und sie als „die feministisch voreingenommene Sicht begünstigend“ (JANÁČKOVÁ in: POKORNÁ 2009: 10) abtun. Wir können sie auf ihre „Defekte“ hin (SAICOVÁ ŘÍMALOVÁ 2007: 62-67) oder als „letzte schriftstellerische Leistung“ (JANÁČKOVÁ/MACUROVÁ 2001: 153-163) formal untersuchen und ihren „selbsttherapeutischen Charakter“ (SAICOVÁ ŘÍMALOVÁ 2007: 66) bloßstellen. Als die deutsche Regisseurin Dagmar KNÖPFEL 2004 gerade diese drei Briefe zur Grundlage ihres Films über „unsere Frau Božena Němcová“ machte, stieß sie insbesondere in Tschechien auf ablehnende Reaktionen.

Denn wir waren die liebliche, zarte Libuše Šafránková als Barunka gewöhnt (Antonín Moskalyks Fernsehserie *Babička* von 1971)⁵ und noch vorher, während der deutschen Okkupation, die subtilen Poetisierungen der beiden formal glänzenden Gedichtsammlungen von 1940: Jaroslav SEIFERTs biedermeierlich zierliche, Traurigkeit versprühende Metaphern in *Vějíř Boženy Němcové*/Der Fächer der Božena Němcová und František HALAS' *Naše paní Božena Němcová*/Unsere Frau Božena Němcová, voll von verspielten, kindlichen Diminutiva und Schönheitszuschreibungen. – Wie z. B. im zweiten Gedicht des Zyklus von Halas, *Podobizna naší paní*/Bildnis unserer Frau Božena Němcová (in der deutschen Übersetzung Franz Fühmanns):

Byla krásná až to k víře není
Prameny nocí z vlasů tryskaly
a ty oči uhrančivé
ach ty oči uhrančivé
zeleň moří a dva křišťály
[...]

Welcher Vers tut ihre Schönheit kund
Quellen der Nächte ihrem Haar entsprungen
und die hexerischen Augen
ach die hexerischen Augen
zwei Kristalle grün vom Meer umfassen
[...]

Byla krásná až to k víře není
sestra divizen
a to čelo slunečné
ach to čelo slunečné
v hlínu ráje vtisklý sen

Welcher Vers tut ihre Schönheit kund
da die Königskerze sie als Schwester priest
und die Sonne ihrer Stirne
ach die Sonne ihrer Stirne
Traumabdruck im Paradies

Die deutsche Hauptdarstellerin in Knöpfels Film, Corinna Harfouch,⁶ mit hart geschnittenen, keineswegs ‚böhmisch‘ rundlichen Gesichtszügen, muss für uns dann, und zwar nicht nur was ihr Äußeres angeht, eine Fremde bleiben.⁷ Sie lässt ihre Božena rauchen⁸ und auf einem Ball ihrem Mann gegenüber fast wie eine ‚Domina‘ auftreten – ihm erlaubt sie nicht einmal einen offiziellen Handkuss nach dem einzigen gemeinsamen Tanz des Abends, mit Anderen umarmt sie sich, scherzt und gibt sich – öffentlich – den verschiedensten Spielarten von Liebelei hin.⁹

Auch der Titel des Films, *Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern*, bricht mit tschechischen Stereotypen über Němcová. Sie, die immer ein Stern war (ein „aufgegangener“ z. B. bei Sofie Podlipská, ein „heruntergefallener“ bei Jan Neruda, ein auch postum „an Glanz gewinnender“ bei Helena Sobková), hat nun, am Ende ihres Lebens, so wenig Sendungsbewusstsein, dass sie nicht nur nichts mehr ausstrahlt, sondern auch keine fremde Ausstrahlung wahrnimmt. An ihre Mutter schreibt sie bereits im Jahre 1856, ein Jahr nach dem legendären Erfolg ihrer *Babička*:

Es kommt mir vor, als wenn eine Wolke so schwarz und schwer wie die Nacht über mir schwebte, mich mehr und mehr niederdrückte, bis sie mich ganz erdrücken wird, – und durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern, der mir freundlich leuchten möchte. – Und es ist in meinem Leben wirklich so, nirgends, wohin ich auch immer das Auge wende, ist für mich ein Glück, überall Trauer und Kummer, selbst wenn ich auf die Kinder blicke.[...] Und ich selbst bin auch mit meinen Kräften bald zu Ende, habe keine Gesundheit und werde sie nie mehr haben. (NĚMCOVÁ, zitiert in: ROTH 1997: 25)

6 Bis auf sie sind alle Schauspieler(innen) in Knöpfels Film Tschech(inn)en.

7 Wenn auch einige Male eine gefeierte Fremde: vgl. URL: www.csfd.cz/film/221991-a-tou-noci-nevidim-ani-jedinou-hvezdu/?text=126103 [01. 10. 2010], wo z. B. von einer perfekten Darstellung der Němcová die Rede ist.

8 Tatsächlich hat Němcová mit dem Rauchen experimentiert.

9 Dies wird auch von Jan Jaroš in seiner Rezension des Films bemängelt. Vgl. URL: <http://dokina.tiscali.cz/clanek/a-tou-noci-nevidim-ani-jedinou-hvezdu-7701> [01. 10. 2010].

4 Auf Deutsch „...Dir Ähnliche kenne ich nicht“ [Vom Brief Josef Němecs an seine Frau]. Josef Němec oder Die Mechanismen der Antimythisierung.

5 In der DDR als Die *Großmutter* erstmals 1974 gesendet.

Man muss sich vor Augen führen – und das wird in Knöpfels Film leider eher außer Acht gelassen –, dass zu diesem Augenblick die Familie Němec bereits seit drei Jahren am Rand eines totalen finanziellen Ruins balancierte,¹⁰ da die österreichische Regierung ihren Finanzbeamten Němec 1853, im Jahr des Attentats auf den Kaiser Franz Joseph I., wegen dessen „Umtriebe in den Jahren 1848 und 1849“ (zitiert in MORAVA 1995: 83) fristlos suspendierte. Fortan ist das Ehepaar, das aus politischen Gründen immer wieder umziehen musste,¹¹ wegen seines „exzentrischen Slawentum[s]“ (ebd.: 84) unter strenger polizeilicher Aufsicht; der als ein „verbissene[r] Ultratscheche“ (ebd.: 86) geltende Němec, genauso wie seine „sehr überspannte als czechische Litteratin sich gefallende Gattin“ (ebd.: 87).

Durch die Zensur ihrer Briefe kommt der Bericht über die tödliche Erkrankung des Sohnes Hynek, sechs Wochen lang aufgehalten, fast zu spät (TILLE 1969: 130, MORAVA 1995: 92). 1854 folgt nach eigenem Verschulden Němecs (ohne Erlaubnis verlässt er seinen Aufenthaltsort, um Josef Daněk behilflich zu sein; vgl. MORAVA 1995: 88) auch der Entzug seiner Alimentation. Ende 1854 werden dann auf das Ehepaar sogar zwei Konfidenten angesetzt. 1855 muss Němcová auf den Druck der Polizei ihre Slowakeireise vorzeitig abbrechen, Němec wird endgültig degradiert und 1856 wegen seiner Teilnahme an dem Begräbnis Karel Havlíčeks für acht Tage ins Gefängnis gesperrt. – Das ist in Kürze der äußere Rahmen für die häusliche Gewalt Němecs, die der Film von Dagmar Knöpfel, vor allem was die Ausformung dieser Gewalt angeht, so meisterhaft zeichnet.¹² Nicht nur der Verlust des Sohnes Hynek (1853) und der Erfolg von Němcovás *Babička* (1855) belasten die Ehe¹³ des Paares aufs Äußerste; die finanzielle Notsituation über viele Jahre, ja Jahrzehnte hindurch und die Atmosphäre der polizeilichen Verfolgung und Überwachung der intimsten Regungen, mit ihrer Kulmination Ende der 1850er Jahre, tun ihr Übriges.

Doch wäre es falsch zu behaupten, dass Josef Němec ohne diese sehr unseligen äußeren ‚Stimuli‘ kein Gewalttäter geworden wäre. Schon kurz nach der Hochzeit soll er nach Bällen und Festen seine Eifersucht so ventiliert haben, dass er danach gewalttätig gegenüber seiner

10 Schon kurz nach der Hochzeit 1837, als noch keines der Kinder lebte, heißt es, mit Němecs 44 Kreuzern pro Tag „nagten“ er und seine Frau so sehr „am Hungertuch“, dass Němcová schweren Herzens das Hochzeitsgeschenk der Herzogin von Sagan, zwei goldene Ohringe, für den ausstehenden Mietzins opfern musste (vgl. MORAVA 1995: 25).

11 Mehr als zwanzig Wohnungen soll Němcová im Laufe ihres eher kurzen Lebens gewechselt haben. Vgl. SOBKOVA (1997: 161).

12 Psychologisch schlüssig wird Němec durch den hervorragenden Darsteller Boleslav Polívka im Film verkörpert. 13 Jaroslava Janáčková spricht in dem erwähnten Vorwort zu Magdaléna Pokornás Buch *Josef Němec. Neobyčejný muž neobyčejné ženy* davon, dass Němcová in den früheren Briefen zärtliche Erinnerungen an den Beginn der Ehe mit ihrem Mann äußere, wobei als Beweis eine Stelle des berühmten Briefs von 1857 an diesen zitiert wird, die jedoch alles Andere als eine Liebeserklärung ist (JANÁČKOVÁ 2009: 10f.). Sie beschuldigt darin u.a. Němec, dass ihn vor der Hochzeit nur ihr Körper gelockt habe. Schon Jaroslav Seifert bedauerte, dass die Edition ausgewählter Briefe Němcovás, die er 1971 zusammenstellte und die diesen Brief an exponierter Stelle anführte, *Dopisy lásky/ Briefe der Liebe* heißen musste. Dass die Ehe keineswegs glücklich war, beweist, neben Vielem, sehr suggestiv der Brief Němcovás an ihre Schwester Adéla vom 21. 11. 1856, worin geschildert wird, dass die frisch Verheiratete bereits nach acht Tagen der Ehe „bittere Tränen geweint“ habe (zitiert in POLÁK 1996: 99).

schönen jungen Frau wurde (vgl. MORAVA 1995: 25).¹⁴ Das war für diese nichts Neues, wurde sie doch schon von ihrer Mutter wegen jeder Kleinlichkeit geschlagen, wobei die Mutter die körperliche Gewalt mit der psychischen kombinierte und die ungeliebte Tochter z. B. nötigte, sich für die physische Strafe auch noch zu bedanken und Abbitte zu leisten (ebd.: 15). Dass die Ehe „mit einem Mann von rauhen Kasernensitten“, der „heißblütig, leicht aufbrausend“ war und für „das Zarte und Spielerische seiner blutjungen Frau [...] keinen Sinn hatte“ (ebd.: 24), auch später nicht gut funktionierte, beweisen Aussagen mehrerer Zeitgenossen. Eine Bedienstete in Němecs Haushalt, Marie Langhammerová, erinnert sich durchaus symptomatisch für die spätere Legendenbildung um Němcová:

Herr Němec war im Grunde seines Charakters nicht böse, aber er passte zu Frau Božena nicht. Sie so sanft, ruhig, liebenswürdig und zart wie eine Taube, voll von Liebe und Güte, und er, Herr Kommissar, eines jähzornigen, eigenwilligen, düsteren Charakters, nur zur Materie neigend. Es ist kein Wunder – solche Charaktere konnten nebeneinander im ehelichen Band nicht bestehen, sie mussten aufeinander prallen! Aber dann noch – sie heirateten ohne Liebe. (Zitiert in: SOBKOVA 1997: 161)

Auch Sofie Podlipská bezeugt auf eine verhaltene Art und Weise die keineswegs erfreuliche Atmosphäre in Němcovás Familie:

Je gesprächiger, lebendiger, ausgelassener Němcová in der Gesellschaft der Freunde zu sein pflegte, um so leidenschaftlicher traurig pflegte sie zu sein, erreichte ich sie manchmal zu Hause allein. [...] Ihren Gemahl ehrte sie aufrichtig, wie sehr sie auch durch seinen jähzornigen Charakter litt. (Zitiert in: IVANOV 1992: 147)

Ist es also eine neue Mythisierung, wenn der Film von Dagmar Knöpfel, ähnlich wie schon ihr Theaterstück *„Ich lebe“ – Božena Němcová – drei Versuche, Leben zu verstehen* von 2000, die „eheliche Plage“ (Josef Urban) unserer Klassikerin darzustellen versuchen? Und warum gerade auf der Grundlage der drei letzten Briefentwürfe, worin, wie tschechische Forscher/innen meinen, eher nur Defektes sowie Verzweiflung, Chaos und Schaffenskrise zum Ausdruck kommen? Da Němcová gegenüber dem Adressaten der Briefe, Vojtěch Náprstek, Intimes im Zusammenhang mit ihren Unterleibsblutungen detailliert ausbreitete, kam darüber hinaus durch Stanislav Wimmer auch der Vorwurf der „Unschicklichkeit“ hinzu (im Vorwort zum vierten Teil von Němcovás Briefen, s. NĚMCOVÁ 2007: 33).¹⁵ – Obwohl eine solche Themenwahl

14 Dass Němcová „ein bitteres Stück Leben hinter sich [hat], zum Teil Gemeinheiten“, äußert auch Ignác Hanuš im Brief an einen Freund, wobei er den Schuldigen eindeutig im spartanischen Němec sieht (vgl. IGGERS 2000: 75).

15 Diese Unterleibsblutungen, die schließlich zum Gebärmutterkrebs, der Todesursache von Němcová, führten, sollen jedoch, MORAVA (1995: 25) nach, schon durch die „unzureichende Pflege der Wöchnerin“ bereits nach der Geburt des ersten Kindes bedingt sein, also deutlich auf Němecs Verschuldung hinweisen. Dann würde auch Susanna Roths Meinung nicht gelten, bei den drei letzten Briefentwürfen verlöre Němcová den Adressaten aus den Augen (ROTH 1997: 28); vielleicht wollte sie ihm nur ein Maximum an durch Němec Erlittenem anvertrauen.

heute auch auf Interesse stoßen könnte bei denjenigen, die sich den historischen Studien des Alltags widmen wollen, und obwohl sie eindeutig das Vertrauen Nĕmcovás zu Náprstek bezeugt.

Möglicherweise unterschätzen wir nämlich den Propagator des modernen amerikanischen Feminismus und den überaus kultivierten und verständnisvollen Freund aus Nĕmcovás letzten Jahren, Vojtěch Náprstek. Denn er kümmerte sich schon 1860, fast 70 Jahre vor Virginia Woolfs theoretischer Forderung *Ein Zimmer für sich allein* (1929), praktisch darum, dass Nĕmcová ein Zimmer für sie allein, und zwar bezeichnenderweise im Haus *Zur Arche Noah*, fand – freilich nur für etwas mehr als 4 Monate, bevor ihr Mann auch dorthin eindrang und in dem bisherigen Asyl „die Hölle los“ war (vgl. MORAVA 1995: 182-184, ROTH 1997: 25).

Auch die kritisierten, langen Beschreibungen der Briefentwürfe (v. a. über Danĕks Brauerei in Chlumec) konnten einen pragmatischen Sinn haben. Interessierte sich ja der Adressat der Briefe, V. Náprstek, nach seiner Rückkehr aus Amerika rege für die sozialen Verhältnisse in Böhmen und erarbeitete ja Nĕmcová schon viel früher für ihn „Berichte“ „mit ausführlichen Angaben über Arbeit und Löhne in Landwirtschaft und Industrie“ (MORAVA 1995: 174). Vielleicht wollte sie sich bis zuletzt als nützlich erweisen und Material sammeln fürs spätere Schreiben, das eigentlich immer realistischer werden sollte?

Wie dem auch sei, diese Briefe an Náprstek, die der abscheulichen häuslichen Gewalt Nĕmecs¹⁶ vom ersten zum zweiten Briefentwurf immer deutlichere Worte verleihen, scheinen schließlich das Leid auf den einfachen Nenner bringen zu wollen, Nĕmec sei eben „ein Grobian und ein Verrückter“ (zudem von Danĕk so formuliert). Daraufhin schildern sie die idyllische Gemeinschaft um den Wohltäter Josef Danĕk, damit sie auf einem Terrain landen, wo Nĕmcová selbst (die immer gegen Bevormundung Kämpfende) kurz vor ihrem Tod verweilen wollte, nämlich in einer Idylle. Wie sehr diese Briefe von tschechischen Leserinnen und Lesern bagatellisiert und kritisiert werden: Dagmar Knöpfel empfindet sie als „ein Stück große Weltliteratur“ (Mail vom 2. 8. 2010 an die Verf.).¹⁷

Entgegen KOKEŠOVÁS (2002) und PENČEVÁS (2006) und JANÁČKOVÁS (2009) und POKORNÁS (2009) positiven Bildern von Josef Nĕmec, die bei uns seit der Jahrtausendwende geradezu florieren und offenbar die Postmoderne nachholen wollen, in Wirklichkeit aber unauffällig einen neuen Mythos gründen – den von dem einmaligen, begabten und engagierten (vgl. POKORNÁ 2009: 21, 27, 29, 30f., 57, 68f. u. v. a. m.), „stolzen und ehrlichen“ (JANÁČKOVÁ 2009: 10), „ziemlich geduldigen und toleranten“ (PENČEVA 2006: 27), „praktischen“ (JANÁČKOVÁ 2009: 11) Josef Nĕmec, insistiert Knöpfel sowohl im Theaterstück als auch im Film auf dem Gewalttäter Nĕmec – was eine späte Aufnahme der feministischen Argumentationsmuster

aus den 1970er Jahren signalisieren kann. Doch sie gibt zu, dass es eine einseitige Darstellung ist, die die subjektive Sicht der Künstlerin Nĕmcová vertritt, „einer Frau [...], die es gewagt hatte, ihr Leben frei und nach dem Vorbild der George Sand einzurichten, und damit scheitern musste“.¹⁸

Durch diese Fokussierung erfüllt der Film, als das Werk einer deutschen Regisseurin und daher als ein deutsches Kunstprodukt, eine wichtige Funktion im Rahmen der tschechischen Kultur, der der Themenkomplex Božena Nĕmcová zugerechnet wird. Das Thema der schreibenden Klassikerin wurde bei uns bisher nicht sehr häufig bearbeitet, die häusliche Gewalt als ein historisches Phänomen bislang eher verschwiegen. Dieser Film zeigt die tschechische Ikone ziemlich „abgeschminkt“ und wetteifert damit mit den einheimischen tschechischen Darstellungen Nĕmcovás, wie sie oben kurz vorgestellt wurden. Damit öffnet er die sog. German Studies einem „östlichen“ Thema, das für die deutsche Kultur allerdings durchaus tragbar und von Interesse ist – waren ja beispielsweise unter den Übersetzern der legendären Babička solche Persönlichkeiten wie Josef Mühlberger oder Peter und Hanna Demetz.

Das Medium des Filmes kann darüber hinaus der tschechischen Germanistik in ihrem Verständnis als Auslandsgermanistik wie auch der tschechischen Bohemistik in ihrem Verständnis als Inlandsbohemistik wichtige Impulse vermitteln. Für die tschechische Kultur kann dies eine Befreiung von einigen ihrer unlängst entstandenen Klischees (v. a. über Josef Nĕmec) bzw. von ihrer Provinzialität bedeuten (erst die Auslandsbohemistin Susanna Roth machte die drei letzten Briefentwürfe Nĕmcovás publik und damit Knöpfels Film möglich), für die deutsche Kulturgeschichte dagegen kann der Film eine Erweiterung des Verständnisses einer einflussreichen Schriftstellerin des Nachbarlandes, die die deutsche Kultur kannte und mochte, und ihres gesellschaftlichen wie privaten Umfelds darstellen.

Für Tschechien wäre es sicherlich unangebracht, die „Konjunktur“, die das Thema Božena Nĕmcová nach JANÁČKOVÁ (2010) „von weitem nicht nur dank der feministischen Literaturwissenschaft, aber mit deren Beitrag“ Anfang des 21. Jahrhunderts verzeichnet,¹⁹ in ein Bild unserer Klassikerin absacken zu lassen, dem „die Gloriole der Heiligkeit und Unnahbarkeit beigegeben und das von störenden Aspekten freigehalten [würde]“ (SCHAMSCHULA 1996: 68); wie es Schamschula für die oben zitierte *Unsere [liebe] Frau Božena Nĕmcová* von František Halas (1940) bezeugt (ebd.). In diesem Sinne ist es wichtig, Belege dafür zu finden, dass Josef Nĕmec beispielsweise eine Schlüsselrolle bei der Wahl von Nĕmcovás Literatursprache spielte – denn Tschechisch war eigentlich ihre zweite Sprache nach Deutsch (vgl. ROTH 1997: 24) – und ihre böhmisch-patriotische Gesinnung initiierte.²⁰ Doch das dürfte sein Bild nicht verschleiern

18 Dagmar Knöpfel im Presseheft zum Film *Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern*. URL: www.movienetfilm.de/stern/presseheft.php [07. 08. 2010].

19 Jaroslava Janáčková: Božena Nĕmcová on-line. URL: www.mlp.cz/nemcova_pruvodni.htm [12.08.2010].

20 So auch spielerisch URBAN (1998:145). Doch daraus zu schlussfolgern, dass erst seine Gewalt aus Nĕmcová eine Schriftstellerin gemacht habe (direkte Rede Nĕmecs: „Ano, to já ji utejral. Kdyby toho nebylo, nenapsala by čárku a jen si užívala života. To já ji udělal. Já napsal Babičku. Já./Ja, ich habe sie zu Tode gequält. Wenn dies nicht gewesen wäre, sie hätte keine Zeile geschrieben und nur das Leben genossen. Ich habe sie gemacht. Ich habe *Die Großmutter* geschrieben. Ich.“, geht, bei aller postmodernen Spaßhaftigkeit, doch ziemlich weit und grenzt an starken und gefährlichen Zynismus (URBAN 1998: 157; Übersetzt von der Verf.).

16 Mit Schreien wie „Du Luder, du krepierst eines Tages hinter einem Zaun, auf dich wird man nicht einmal spucken“ (Nĕmcová in ROTH 1997: 4), Verleumdungen wie „die wird ihr Lebtage nichts mehr schreiben, sie ist blöd, gehört ins Irrenhaus“ (ebd.: 3), mit Zerreißen von Nĕmcovás Manuskripten (ebd. 4) und so heftigen Schlägen, dass Nĕmcová das Umbringen fürchtete und zur Polizei ging (ebd.: 12).

17 Für die freundliche Bereitschaft, mit mir über das Thema Božena Nĕmcová zu mailen sowie für das Vertrauen, mir die Drehbücher sowohl zum Film *Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern* als auch zum Theaterstück „*Ich lebe*“ – *Božena Nĕmcová – drei Versuche, Leben zu verstehen* zur Verfügung zu stellen, möchte ich Frau Knöpfel herzlich danken.

oder von störenden Faktoren reinigen. Auch wenn man nur die letzten Briefentwürfe seiner Frau in Anspruch nehmen würde, mit allen Beschränkungen, die ihr damaliger seelischer Zustand hinsichtlich Schärfe und Glaubwürdigkeit nach sich ziehen muss, stünde er eindeutig als jener da, der seiner Frau gegenüber, wiederholt und systematisch, schlimme physische und psychische Gewalt anwendete.²¹ Dies ist – vermutlich – die Lektion, die uns durch den Film von der im Westen sozialisierten Dagmar Knöpfel zuteil geworden ist.²² Außer der bestimmt gender-unabhängigen Aussage, wie schwer es ein überdurchschnittlich begabter und kreativer Mensch inmitten einer durchschnittlichen Gesellschaft hat und wie erschöpfend und einsam das Schreiben sein kann – gerade wenn man dadurch die Welt „schöner“ machen möchte.²³

Als NĚmcová „nach großem Leiden einsam“ starb,²⁴ meinte der damals in Karolína Světlá verliebte Neruda: „Ein Stern ist gefallen, ein zweiter fängt aber schon an, an unserem Horizont zu scheitern mit einem silbernen, eine schöne Zukunft weissagenden Schein, – Karolína Světlá wird zur Erbin NĚmcovás.“ (zitiert in TILLE 1969: 235). Diese Auffassung eines unserer Klassiker, dass einem gefallenem Stern gleichsam automatisch ein nächster folge, dürfte über unsere Abneigung, die Klassikerin NĚmcová zu mythisieren – dieses „anrühige Weib“ –,²⁵ nicht ‚die Unfähigkeit zu trauern‘ nach sich ziehen. Damals wie jetzt. Denn so viele ‚außerordentliche‘ Menschen vom Format NĚmcovás haben wir nicht.

Doch diese Gefahr besteht – aller Wahrscheinlichkeit nach – keineswegs. Wie wir gesehen haben, weist der Themenkomplex Božena NĚmcová eine seltene Lebendigkeit auf und besitzt darüber hinaus die Fähigkeit, Kunst und Wissenschaft, die ‚eigene‘, tschechischsprachige, wie jedwede ‚fremde‘ Kultur zu durchdringen und zu inspirieren. Wie wir erfahren haben, hat sich die Belletristik der NĚmcová häufig angenommen (neben den erwähnten V. Drnák, M. Ivanov und J. Urban auch J. Š. Baar), viele Filme (neben den hier thematisierten des Regisseurs A. Moskalyk und der Regisseurin D. Knöpfel auch O. Vávras *Horoucí srdce* und *Veronika*, darüber hinaus *Božena NĚmcová* mit Dana Medřická in der Hauptrolle, *Vlčí halíř*, und *Zpráva o pohřbívání v Čechách*) sind über sie gedreht, sehr viele Verse geschrieben worden (neben den Zyklen *Vějíř Boženy NĚmcové* von Seifert und *Naše paní Božena NĚmcová* von Halas, 1940, auch Seiferts *Píseň o Viktorce* von 1950). Die Briefe NĚmcovás haben lange Zeit vor Susanna Roth und Dagmar Knöpfel bereits Franz Kafka fasziniert (vgl. Brods „Oft las er mir aus diesen Briefen vor“; zitiert in MORAVA 1995: 212), und ihre *Großmutter* hat ihn vielleicht

21 So stellt ihn auch Václav Maidl in seinem die deutsche Ausgabe der Briefe begleitenden Text *Leben und Werk* dar. Er charakterisiert NĚmec folgendermaßen: „Nach dem, was man über sein [d. h. NĚmecs] Verhalten zu dieser Zeit [d. h. in den Jahren 1859/1860] weiß, benahm er sich wie ein unzurechnungsfähiger Haustyran.“ (vgl. MAIDL 2006: 410).

22 Denn im Westen wurde man früher gegenüber der häuslichen Gewalt sensibilisiert, bei uns war sie als Diskurs erst nach 1989 möglich.

23 „Es muss schöner werden“, lässt Dagmar Knöpfel ihre NĚmcová im Film leitmotivisch wiederholen, um durch Schreiben den Schmerz dieser Welt erträglich zu machen.

24 So die ersten Worte des Films von Knöpfel, als bitter-ironischer innerer Kommentar der gestorbenen NĚmcová zu dem prächtigen Begräbnis, dass ihr zu Ehren veranstaltet wurde: „Als ich nach großem Leiden einsam starb, kamen zu meinem Begräbnis plötzlich alle und feierten mich. Meinen Triumphzug!“

25 Dies war eines der Schimpfworte der Zeitzeugen NĚmcovás, als ihr im Jahre 1888 in Böhmisches Skalitz/Česká Skalice ein Denkmal errichtet werden sollte (vgl. MORAVA 1995: 210). Es beweist sehr anschaulich, dass bei NĚmcová oft Mythisierung mit Entmythisierung Hand in Hand arbeitete.

sogar zu seinem letzten Roman *Das Schloss* bewogen (s. ebd.: 213).²⁶ Die Literatur von NĚmcová lebt immer noch, nicht nur die 312fach gesondert veröffentlichte *Babička*, sondern auch viele ihrer Märchen (MORAVA 1995: 211). Die Bildhauer Otto Gutfreund und Jan Štursa, die Zeichner Adolf Kašpar und Max Švabinský, die Komponisten Karel Kovařovic und Antonín Dvořák haben NĚmcová auf ihre Art gefeiert (ebd.: 212). Die Forscher/innen nicht nur im Inland (V. Tille, J. Fučík, M. Novotný, F. Vodička, J. Polák, J. Janáčková u. v. a. m.), sondern auch im Ausland (W. Schamschula, G. J. Morava) haben der NĚmcová mehr als 690 Titel Sekundärliteratur gewidmet.

Die tschechische Germanistik, die sich über den Film von Dagmar Knöpfel des Themas Božena NĚmcová durchaus annehmen könnte (war ja NĚmcovás Sozialisierung zuerst sehr von der deutschen Kultur und Sprache geprägt und auch ihr Vorbild George Sand ihr durch die deutschen Übersetzungen nah), könnte weiterhin in Richtung deutsche Einflüsse und ihre Modifikation im Werk NĚmcovás fortschreiten, während die tschechische Bohemistik auf der Grundlage des Films und der Korrespondenz die Art und Weise der häuslichen Gewalt im Leben NĚmcovás näher untersuchen könnte. Beiden Disziplinen könnte die Vernetzung mit dem jeweils ‚Fremden‘ neue Impulse geben. Nicht zuletzt ist die Beeinflussung von Kunst und Wissenschaft im Falle von NĚmcová ein viel zu versprechendes Feld, um es unbestellt zu lassen. Der deutsche Film über NĚmcová könnte den tschechischen Mythos über NĚmcová modifizieren und vielleicht sogar zu tschechischen Versuchen, NĚmcová auf künstlerischem wie wissenschaftlichem Terrain gerecht zu werden, führen: einer Frau, die zwar die Epoche des 19. Jahrhunderts repräsentierte, doch sehr weit über sie hinaus wuchs und wies.

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur

- BAAR, Jindřich Šimon (1934): Paní komisarka. Chodský obrázek z doby předbřeznové. Praha: Novina.
- DRNÁK, Vladimír (1970): Manžel slavné ženy. Praha: Melantrich.
- HALAS, František/FÜHMANN, Franz (1987) (Übers.): Bildnis unserer Frau Božena NĚmcová. In: Die Sonnenuhr. Tschechische Lyrik aus 11 Jahrhunderten, Teil 3: 1900-1950. Hrsg. v. Ludvík Kundera. Leipzig: Philipp Reclam jun.
- HALAS, František: Naše paní Božena NĚmcová. URL: www.cte.cuni.cz/halas/nasepa.html [09. 12. 2009].
- KNÖPFEL, Dagmar (2000): „Ich lebe“ – Božena NĚmcová – drei Versuche, Leben zu verstehen. Studie fürs Theater. Ein von der Autorin der Verf. per E-Mail geschicktes Manuskript.
- KNÖPFEL, Dagmar (2004): Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern. Drehbuch nach drei letzten Briefen von Božena NĚmcová. München: Avista Film.
- NĚMCOVÁ, Božena (1971): Dopisy lásky. Praha: Odeon.
- NĚMCOVÁ, Božena (2004-2007): Korespondence I-IV. 1844-1862. Hrsg. v. Robert Adam, Jaroslava Janáčková, Magdaléna Pokorná, Lucie Saicová Římalová u. Stanislav Sommer. Praha: Nakladatelství Lidové noviny.
- NĚMCOVÁ, Božena (2006): Mich zwingt nichts als die Liebe. Briefe. Aus dem Tschechischen von Kristina Kallert. Ausgewählt von Eckhard Thiele. München: Deutsche Verlags-Anstalt.

26 Auch noch Johannes Urzidils Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*, 1969 beendet, scheint auf NĚmcovás *Großmutter* zu reagieren, indem der gleiche Zeit- und Handlungsraum gewählt wird (das 19. Jahrhundert, „Dorf, ländliches Milieu, Standesunterschiede, tschechische und deutsche Einwohner“) und indem mit der „Verschränkung biografischer und imaginierter Erzählelemente“ gearbeitet wird (TRAPP/KOVÁŘÍKOVÁ 2008: 86). Auch Urzidil gehört also durchaus in die Reihe der von NĚmcová faszinierten.

- NĚMCOVÁ, Božena (1997): Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern. Drei Brief-Entwürfe. Berlin: Friedenauer Presse.
- SEIFERT, Jaroslav (1940): Vějíř Boženy Němcové. In: Ders. (1987): Vějíř Boženy Němcové. Přílba hlíny. Ruka a plamen. Píseň o Viktorce. Praha: Československý spisovatel, S. 9-39.
- SEIFERT, Jaroslav (1950): Píseň o Viktorce. In: Ders. (1987): Vějíř Boženy Němcové. Přílba hlíny. Ruka a plamen. Píseň o Viktorce. Praha: Československý spisovatel, S. 263-292.
- URBAN, Josef (1998): Poslední tečka za rukopisy (nová literatura faktu). Praha: Argo.

Sekundärliteratur

- IGGERS, Wilma A. (2000): Božena Němcová (1817?-1862). In: dies.: Frauenleben in Prag. Ethnische Vielfalt und kultureller Wandel seit dem 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 62-100.
- IVANOV, Miroslav (1992): Zahrada života paní Betty, později Boženy N. Praha: Panorama.
- JANÁČKOVÁ, Jaroslava/MACUROVÁ, Alena (2001): Poslední slovesný výkon. In: Řeč dopisů, řeč v dopisech Boženy Němcové. Hrsg. v. Jaroslava Janáčková, Alena Macurová, Lucie Římalová, Stanislav Sommer u. Helena Baková. Praha: ISV nakladatelství, S. 153-163.
- JANÁČKOVÁ, Jaroslava (2006): Božena Němcová, die Briefschreiberin. In: Božena Němcová: Mich zwingt nichts als die Liebe. Briefe. Aus dem Tschechischen von Kristina Kallert. Ausgewählt von Eckhard Thiele. München: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 391-416.
- JANÁČKOVÁ, Jaroslava (2009): Předmluva. In: Magdaléna Pokorná (2009): Josef Němec. Neobyčejný muž neobyčejné ženy. Praha: Academia, S. 9-13.
- JANÁČKOVÁ, Jaroslava (2010): Božena Němcová on-line. URL: www.mlp.cz/nemcova_pruvodni.htm [12. 8. 2010].
- JAROŠ, Jan (2006): A tou nocí nevidím ani jedinou hvězdu. URL: <http://dokina.tiscali.cz/clanek/a-tou-noci-nevidim-ani-jedinou-hvezdu-7701> [17. 7. 2006].
- KERBEROVÁ, Cindy (2009): Domáci násilí. URL: <http://rodina.dama.cz/clanek.php?id=10099> [17. 7. 2006].
- KNÖPFEL, Dagmar (2005): Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern: Presseheft. URL: www.movienetfilm.de/stern/presseheft.php [07. 08. 2010].
- KOKEŠOVÁ, Helena (2002): „Jen kdyby ta mama byla jiná...“ (Výběrová korespondence Josefa a Karla Němcových). In: Literární archiv 65 (Sborník k 140. výročí úmrtí). Praha: Památník národního písemnictví, S. 387-419.
- KOŘÁLKA, Jiří (2002): Společensko-politické okolnosti působení Boženy Němcové v rozporuplném desetiletí po roce 1848. In: Literární archiv 65 (Sborník k 140. výročí úmrtí). Praha: Památník národního písemnictví, S. 65-77.
- MAIDL, Václav (2006): Leben und Werk. In: Božena Němcová: Mich zwingt nichts als die Liebe. Briefe. Aus dem Tschechischen von Kristina Kallert. Ausgewählt von Eckhard Thiele. München: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 391-416.
- MORAVA, Georg J. (1995): Sehnsucht in meiner Seele. Božena Němcová, Dichterin. Ein Frauenschicksal in Alt-Österreich. Innsbruck: Haymon-Verlag.
- NOVÁK, Jan V./NOVÁK, Arne (1995): Přehledné dějiny literatury české od nejstarších dob až po naše dny. IV. Auflage, Brno: Atlantis.
- PENČEVA, Anželina (2006): „Tobě podobnou neznám“. Josef Němec aneb mechanismy antimytizace. In: Hodnoty a hranice. Svět v české literatuře, česká literatura ve světě. Sborník příspěvků z III. kongresu světové literárněvědné bohemistiky. Bd. 3. Praha: ÚČL AV ČR, S. 24-34.
- POLÁK, Josef (1996): Dětství a mládí Boženy Němcové. Praha: Regulus.
- POKORNÁ, Magdaléna (2009): Josef Němec. Neobyčejný muž neobyčejné ženy. Praha: Academia.
- ROTH, Susanna (Hrsg. u. Übers.) (1997): Božena Němcová. Durch diese Nacht sehe ich keinen einzigen Stern. Drei Brief-Entwürfe. Berlin: Friedenauer Presse, S. 23-28.
- ROTH, Susanna (2000): Božena Němcová. In: Prager Frauen. Neun Lebensbilder. Hrsg. v. Alena Wagnerová. Prag und Furth im Wald: Vitalis, S. 11-34.
- SAICOVÁ ŘÍMALOVÁ, Lucie (2007): Texty z konce života Boženy Němcové. In: Božena Němcová – jazyková a literární komunikace ve středoevropském kontextu. Hrsg. v. Robert Adam. Praha: UK FF, S. 62-67.

- SCHAMSCHULA, Walter (1996): Božena Němcová. In: Geschichte der tschechischen Literatur, Bd. II: Von der Romantik bis zum Ersten Weltkrieg. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 67-79.
- SEIFERT, Jaroslav (1971): Předmluva. In: Božena Němcová: Dopisy lásky. Praha: Odeon, S. 5-7.
- SOBKOVÁ, Helena (1997): Tajemství Barunky Panklové/Portrét Boženy Němcové. Praha: Mladá fronta.
- TILLE, Václav (1969): Božena Němcová. Praha: Odeon.
- TRAPP, Gerhard/KOVÁŘÍKOVÁ, Alena (2008): Bitteres Böhmen. Zu Johannes Urzidils Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*. In: Aussiger Beiträge 2. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre, 2. Jahrgang. Hrsg. v. Renata Cornejo u. Ekkehard W. Haring. Ústí nad Labem: Filozofická fakulta UJEP, S. 75-88.
- VALDROVÁ, Jana (2006): Domáci násilí a další formy násilí. Potírání domácího násilí. In: dies.: Gender a společnost. Ústí nad Labem: UJEP, S. 146-154.
- WAGNEROVÁ, Alena (Hrsg.) (2000): Prager Frauen. Neun Lebensbilder. Prag und Furth im Wald: Vitalis.
- WIMMER, Stanislav (2007): Předmluva. In: Božena Němcová: Korespondence IV. 1859-1862. Hrsg. v. Robert Adam, Jaroslava Janáčková, Magdaléna Pokorná, Lucie Skicová Římalová, Stanislav Sommer. Praha: Nakladatelství Lidové noviny, S. 7-34.
- WUTSDORFF, Irina (2006): Misto Babičky ve vývoji české literatury z pohledu genderu. In: Hodnoty a hranice. Svět v české literatuře, česká literatura ve světě. Sborník příspěvků z III. kongresu světové literárněvědné bohemistiky. Bd. 3, Praha: ÚČL AV ČR, S. 37-46.
- ZIMMERMANN, Hans Dieter (2006): Franz Kafka liest Božena Němcová. In: Božena Němcová: Mich zwingt nichts als die Liebe. Briefe. Aus dem Tschechischen von Kristina Kallert. Ausgewählt von Eckhard Thiele. München: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 5-8.

Internetquellen

- URL: www.csfd.cz/film/221991-a-tou-noci-nevidim-ani-jedinou-hvezdu/?text=126103 [1. 10. 2010].
- URL: www.polizei-beratung.de/rat_hilfe/opferinfo/haeusliche_gewalt [20. 9. 2010].

MARTIN A. HAINZ

Parallelweltkompetenz. Vom Lesen

Im Rahmen des Essays „Parallelweltkompetenz“ wird reflektiert, inwiefern Lesen von einer Welt entbindet, um – wie auch das Schreiben – in der Zeit Optionen aus den Stereotypen zu entwickeln, die man fälschlich schon Welt nennt.

„Die Lektüre ist ein anarchischer Akt. Die Interpretation, besonders die einzige richtige, ist dazu da, diesen Akt zu vereiteln“ (ENZENSBERGER 2009: 358); nun hat wohl ein jeder das Wort *Parallelwelt* schon einmal gehört – und von der Annahme, es gebe mehr oder minder von unserer Welt, unserem Universum abweichende Welten und Universen. Das ist ein Gedankenspiel der Physik, ob diese selbst es je belegen wird, sei dahingestellt. Die *Philologie* freilich – und mit ihr jeder Lesende – weiß, dass diese Parallelwelten existieren, wobei *Philologie* nicht die wissenschaftlichen Disziplinen meint und *Text* nicht auf *Literatur* einzuengen ist. Und mit *Parallelwelt* ist wie auch im Enzensberger-Zitat nicht gemeint, dass man lesend aus seiner Realität in eine Phantasie entschwindet, also das, was *Eskapismus* geheißt wird. Vielmehr mag es ja so sein, dass man lesend in die Realität *hineingerät*. Denn was ist lesen? Es bedeutet wohl, zu sehen, wie aus einer – eventuell fiktiven – Hypothese über die Welt *Realistisches* folgt, wobei sich dann erhellt, dass die Realität, in der man lebt, ihrerseits Konstruktion sei, jedenfalls weniger plausibel als der Text, dessen Erklärung von all jenem, was den Lesenden umgibt, vielleicht auch nicht die Wahrheit ist, aber wahr im Infragestellen. Die Parallelwelt ist also das, worin man sich als seiner Welt vermutete.

Gibt es das, wozu Parallelwelt parallel wäre? Vielleicht; aber schwerlich ist das, was Welt für uns ist, etwas von dieser Art, so eigentlich. Was ist? – – „Dasein besagt: *in einer Welt sein*.“ (HEIDEGGER 2004: 19). Nicht in *der* Welt, sondern in *einer*. Just Heidegger, der den *Jargon der Eigentlichkeit* sich leistete, wofür Adorno ihn gescholten hat, räumt dies ein. Es ist mehr, als in der Welt ist; und die ist damit kaum mehr *die* Welt. Das sagt jenes eigentümliche Unwesen, das Literatur ist. Das, was einem Welt war, ist also von der Literatur fruchtbar kontaminiert, in dieser lebt jene fort, erinnert zudem, dass diese immer schon jener darin glich, auch Fiktion zu sein. „(F)iguren leben, wenn sie vom Glück begünstigt sind, auch außerhalb ihrer ursprünglichen Texte weiter“ (ECO 2007: 440), aber nicht nur Figuren, auch Wahrheiten, Entwürfe dessen, was Sinn sei, ... Kurzum: Texte selbst leben nicht nur zwischen Buchdeckeln.

Es ist deutlich, dass Lesen also etwas einübt; eingesteht und befragt, dass/ob „die vielzitierten Atome [...] für mich noch immer mit Einhornpulver und Saturneinflüssen auf einer Stufe stehen.“ (SLOTERDIJK 2009: 19). Etwas in dieser Art beschreibt Robert Musil:

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz [...] ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt,

und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlagen bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt oder wohl auch beides als gleichgültig. (MUSIL 1995: 16)

Man kann hier sehen, dass die Parallelwelt unser Schicksal ist, das uns in seiner Beliebbarkeit anblickt, wenn wir nicht illiterat sind; wir erkennen, wo wir scheinbar eskapistisch lesen, die „Bedingungen der Gewordenheit“, wie es bei (MENASSE 2001: 20) heißt – und also auch, dass mit den Bedingungen das, was ist (oder *sei*) instabil werden kann. Das geht nur im Spinnen von Geschichten, anders ist es wohl auch in der Philosophie nicht, die selbst dann, wenn sie wie Parmenides alles im Stillstand denkt, das doch qua Textverlauf schildert – Metaphysiken haben Konsequenzen, die (sich) auszumalen ins Narrative jedenfalls spielt.

Das stimmt schon in der subtilen Phantastik jenes Textes, der zu beschreiben sich vornimmt, aber in der Genauigkeit doch Perspektive, Erklärung und noch vieles beinhaltet, vielleicht auch gerade dort, wo er das Reale trifft, sich surreal ausnimmt. Da wird Phantastik Kritik, wie „Kritik auch eine phantastische Tätigkeit“ (KLUGE/VOGL 2009: 11) ist. Man lese Jonkes Beschreibungen, wo das Detail das Monströse offenbart; „diese penetrante Genauigkeit“ (EICHBERGER 1992: 12), wie Jonke sagt. Das klingt konkret so:

Hernach soll er (der Bürgermeister, M. H.) angeblich verblödet sein. Das weiß man aber nicht so genau. Es ist jedoch auch möglich, daß dergleichen nur geredet wird, damit es keiner glaubt. Dadurch kann darüber gestritten werden, ob der Bürgermeister verblödet ist oder nicht: die einen sagen, er sei verblödet, das beweise schon allein die Tatsache, daß man es verbergen wolle, indem man dieses Gerücht umlaufen lasse, welches nur umlaufen solle, damit keiner es glaube und keiner für möglich halte; damit wolle man verbergen, daß der Bürgermeister verblödet sei, denn, behauptet diese Partei gar nicht unrichtig, ungläubliche Wahrheit könne wiederum nur mit der selben ungläublichen Wahrheit ungläublich gemacht werden; so reden im Dorf meistens die Intellektuellen; die anderen sagen, das sei wirklich unter keinerlei Umständen möglich. (JONKE 1969: 15)

Man lese – auch etwa Herta Müller. All diese Texte zeigen, dass es nichts *an sich* gibt, und wiederum lehrt das das Lesen, durch die Sprache hindurch – „Sprache an sich gibt es nicht“ (MÜLLER 2009a: 49). Der Eskapismus, der keiner ist, hat aber noch eine zweite Qualität. Meist wird diese – wie jene der Parallelwelt – *verkehrt herum* gesehen. Es ist nämlich so, dass, wer allein ist, liest oder schreibt; aber vielleicht hilft das Lesen und Schreiben, allein zu sein, was, wenn die Masse irrt, hilfreich ist. Dann wird der Widerstand, die innere Immigration, die nun gerade kein Eskapismus ist, darin lesbar, Herta Müller etwa erzählt, sie habe, als sie „in die Einsamkeit hingetrieben“ (MÜLLER 2009a: 49) wurde, geschrieben, das Schreiben und Lesen aber macht ihre Einsamkeit heute zur überspitzt formuliert geradezu einzig möglichen Form des Verhaltens in jener Konstellation, jedenfalls zu einer starken Alternative zum fragwürdigen Konformismus ihres Umfelds.

Kurzum: Wer liest (und schreibt – Lesen ist wohl immer wenigstens ein *Mitschreiben*), der lernt, dass das, was ist, auch anders sein kann, ja, wahrscheinlich anders ist. Er entkoppelt sich, zuallerst vom Cliché seiner selbst, vom „Originalitätsrausch“, der als solcher stets damit „endet [...], daß eine persönliche Weltanschauung beschrieben wird, als finde sie naiv den Sinn des ganzen Universums“ (BACHELARD 1993: 23). Wer liest, erfährt hingegen, dass es *so einfach nicht ist*, generell; insbesondere, wer und was er ist – „eine Kraft, keine Substanz“ (BACHELARD 1993: 23). Er lernt damit die Freiräume seines Handelns kennen, die schon dort bestehen, wo der Nicht-Leser sich noch passiv wähnt. Er wird damit vielleicht asozial, im Moment, aber dann doch gerade nicht, vielleicht vielmehr Bewahrer dessen, was Gesellschaft meinen mag. Er wird zum fruchtbar-riskanten Menschen, der in der Lesecke nicht verloren sitzt, sondern das gewinnt, was Nicht-Leser zu haben nur vermeinen.

Das ist seine Arbeit; wobei das natürlich keine Arbeit ist, auch nicht *Arbeit an sich selbst*, es ist *Übung* (vgl. SLOTERDIJK 2009: 13). Das, was Arbeit sei und vermöge, lehrt die Literatur übrigens auch, in ihrer Querstellung als Übung – also in ihrer „Deautomatisierung“: „Spirituell ist die Übung, die [...] Müssen außer Kraft setzt“ (vgl. SLOTERDIJK 2009: 641), stattdessen das lehrt, was wie ein *Zaudern* erscheint. Vielleicht ist Lesen und Schreiben dies: die Geburt einer anderen Zeitökonomie, einer Verlangsamung bei Entscheidungen, auf dass diese weise getroffen werden, nicht nach dem *Zeitgeist*, sondern in einem starken Sinn *unzeitgemäß*. Diese Zeitökonomie verweist auf das Arbeiten, das Schreiben und Lektüre nicht sind, ich zitiere Robert Menasse:

Arbeit ist ein Verhängnis.

Diesen ersten Satz, der noch nicht unbedingt etwas bedeuten muss, brauchte ich aus zwei Gründen: erstens, weil man immer einen ersten Satz braucht, und zweitens, weil ich seit Stunden einen zweiten Satz habe, der aber leider nicht als erster Satz taugt. Ich brauchte also nicht nur wie immer einen ersten Satz, was schon kompliziert genug ist, sondern einen, der zu einem ganz bestimmten zweiten Satz hinführt. (MENASSE 2009b: 11)

So wird schon „die Arbeitslogik auf den Kopf“ gestellt, auch die Zeit, denn es geht ja darum, „einen ersten Satz zu finden, der dem zweiten so entspringt, dass er ihm vorangestellt werden kann, auf eine Weise, dass Sie dann glauben, dass es der zweite ist, der logisch dem ersten entspringt“ (MENASSE 2009b: 11). Das aber ist keine Arbeit, die sich zu rechtfertigen wüsste,

wo der, der sie – nicht – tut, sich einem Zweck unterordnet, anstatt ihn sich zu finden, sich Verantwortung zu (er-)finden, sich Spielraum dafür zu geben, nicht bloß Produzent und Konsument zu sein, also ein Kreislauf in größeren Kreisläufen. Wer *nur* arbeiten will und kann, der schämt sich hier, wo doch sozusagen die Anthropologie sitzt...

Ich habe – wie gesagt – Stunden damit zugebracht, Arbeitsstunden, nach denen ich aber kein Arbeitsprodukt vorweisen konnte.
Ist das korrekt? Kann man all die Stunden als Arbeitsstunden bezeichnen, in denen nicht einmal das Produkt »erster Satz« hergestellt wurde?
(MENASSE 2009b: 11)

Man kann es nicht, nicht nach den Maßstäben dessen, was sich als Arbeit geriert, weshalb sie nach ihrem eigenen Maßstab „Unfreiheit“ (MENASSE 2009b: 12) ist. Sie sagt immer, was sie doch gerade nicht einlöst, nämlich jenen Satz, der in sich Lüge ist, also nicht erst im Gebrauch zynisch:

„Arbeit macht frei“ [...] Wir Nachgeborenen haben uns [...] noch immer nicht von diesem Satz befreit, [...] und zwar deshalb, weil wir nicht diesen Satz, sondern allein die [...] Verwendung dieses Satzes durch die Nazis als Skandal ansehen. (MENASSE 2009b: 14)

Darum ist der, der liest – emphatisch liest, nicht so wie jene, die in Stasi- oder Securitate-Akten ihre Freiheit wie die ihrer Mitmenschen negieren –, auf den ersten Blick arbeitsscheu und unproduktiv, gerade in der Schule, wo der *Projektunterricht* tobt, aber zugleich der, der zu begreifen lernt, warum eine Kurzgeschichte mitunter so anheben muss: „Im Flugzeug von Wien nach Rio de Janeiro – Nein. Ich möchte neu anfangen.“ (MENASSE 2009a: 9).

Zeitverschwendung? Nein, es „gehört [...] zur Eigenart der Zeit, daß sie keine Zeit hat“ (MÜLLER-FUNK 2000: 9), wie der Leser weiß. Der Nicht-Leser fragt, wieso der Autor es nicht einfach tue, das Neu-Anfangen: *erase and rewind* – als ob der Autor das nicht viele Male getan habe. Der Leser weiß, dass nach vielen verworfenen Sätzen dieser virtuell verworfen wird, damit das Asketische, das Übende in den Text verbringend, und sei's zum Schein. Ein schönes Bild verdankt der Leser Michael Ende – dessen *Momo* ist ein Plädoyer für das Lesen und dessen, nein: *unsere* Eigenzeit (vgl. ENDE 2005: passim). Momo, die von Zeitarmut umzingelt ist, weil graue Männer, die bezeichnenderweise niemand im Gedächtnis bleiben, all die Arbeitszeit ihrer Mitmenschen qua Zigarre verkokeln, entgeht ihnen durch Langsamkeit. Diese mag mit dem Tod verbunden sein, immerhin weicht in jenem Märchenroman Meister Hora – Secundus Minutius Hora –, der der Hüter der Zeit und der Stundenblumen ist, Momos Frage, ob er der Tod sei, aus. Doch das Unentrinnbare hilft zugleich gegen das, was *nur* Management und Vermögen ist, um es zweimal etwas uneindeutig zu benennen... Die Langsamkeit ist in Kassiopeia gegeben, der Schildkröte Meister Horas, die eine halbe Stunde in die Zukunft schauen kann, ohne sagen zu können (oder zu dürfen?), was sein werde. Die Schildkröte, die in einem Mythos die ganze Welt

trägt, ist Inbegriff der Eigenzeit, sie ist gerade schnell genug, um ein Salatblatt zu erjagen (vgl. PRATCHETT 1993: 9). Wie aber kommuniziert Kassiopeia mit Momo? – Momo *liest*, was die Schildkröte zu sagen hat, von deren Rückenpanzer. Terry Pratchett, in dessen *Small Gods* ebenfalls die Schildkröte auftaucht, schreibt, der Name der „Goddess of Wisdom“ sei „Patina“ (PRATCHETT 1993: 173), was wiederum nur Leser ganz verstehen mögen... Und sein Buch endet an einem Ort der Lektüre: „TIME IS DIFFERENT HERE. IT IS ... more personal.“ (PRATCHETT 1993: 397). Das Unentrinnbare ist auch hier zugegen, doch wiederum betrachtend, fast rettend: „Death watched them walk away.“ (PRATCHETT 1993: 173). Wie anders ist es, wenn die, die sich vorm *Orakel* oder vor einem Zeichen als illiterat, als allgemein semiotisch inkompetent zeigen, mit dem Tod zu tun haben ... ! Wer keine *Parallelwelt* kennt, dem ist alles signifikant, und zwar zumindest dahingehend, dass *alles* ein *Sein* bezeichne; und nichts wäre, das nicht das prekäre Prädikat *seiend* hätte – wer nicht zu lesen weiß, der versteht ja zuwenig und sozusagen *zuviel* zugleich. Ein reicher Mann besitzt, so wird in einem Text, der eben diesen Umstand schildert, erzählt, einen Garten, worin der diesen pflegende Diener den Tod antrifft – und also zu seinem Herrn läuft. Jener möge ihm sein schnellstes Pferd geben, um ihm die Flucht nach Samarkand zu ermöglichen:

Der Kaufmann, der seinen Diener liebte, gab ihm sein schnellstes Pferd [...], und nachdem sich der Diener unter Dank und Segenswünschen davongemacht hatte, ging er zurück in seinen Garten. Dort traf er einen Jüngling von hohem Ernst und großer Schönheit an. (REZZORI 1998: 12)

Es ist tatsächlich der Tod, doch ist er zufällig da; und sein Erscheinen – vom Diener als Zeichen verstanden – setzt indirekt das Geschehen in Gang; denn der Diener fällt dem, was Baudrillard als Theorie der „*Macht des insignifikanten Signifikanten*“ (BAUDRILLARD 1992: 105) formuliert hat, zum Opfer – man ahnt, dass der Tod den Diener erblickend eine in Wahrheit absichts- und jedenfalls für den Diener *stricto sensu* bedeutungslose Geste vollführte: überrascht, jenen, den er morgen an einem so fernen Orte treffen soll, hier zu sehen... Lesen zu können, *lesend* wie gesagt *in die Realität zu finden*, indem man das als real Erkannte suspendiert, dies hätte oftmals gerettet, hier: den Diener, dessen *Fatum* er selbst wird.

Literatur ist dementgegen sozusagen prinzipiell non-fatal; ja, sie bringt es vielleicht zuweilen zu *Vollendung*, aber nicht im „auftrumpfende(n) Gestus der Vollendung“ (MENASSE 2009a: 136), nie univok, nie als *Endlösung*... Sie steht da, etwas verloren, was nicht ihr anzulasten ist – und indem sie es zu zeigen vermag, dass sie sozusagen schuldlos „Weltliteratur, für die es heute keine Welt mehr gibt“ (MENASSE 2009a: 58), sei, ist sie wichtig.

Zum Fachmann wird man durch Literatur nicht, aber zu einem, der misstraut – auch Autoren natürlich, die ja mitunter neben der Literatur – beschädigte es sie? – jene Stasi- oder Securitate-Akten schrieben, die sich mit dem, was Text ist, kaum vereinbaren lassen. Literatur ist ja wie die Akten dadurch geprägt, dass „kein einziges wahres Wort“ darin ist, „jedes Wort verzerrt“ (Spiegel 2009: 31), bloß, dass die Literatur dies weiß; sie ist darin wahr, jeden Bericht schon als Parallel-Welt zu sehen, als künftiges Kuriosum, die Welt als

Summe solcher Kuriosa... *Priesterlich* ist das Amt des Schreibenden – und allgemein das der Kunstschaffenden – also nicht, gerade nicht:

Daß Künstler mehr als andere Menschen fähig seien, „existenzielle“ Probleme zu erfassen, das Herz der Dinge zu erkennen und die Zukunft heraufzuführen, ist ein ständiger Topos der heutigen Kunstbegleithetorik, ihre aussagenlogische Schnittmenge gewissermaßen (und eine gebräuchliche Legitimationsformel der Kulturpolitik). Zugleich weiß natürlich jeder, daß dies nur ein animistischer Mythos ist [...], und nach diesem Wissen handelt er auch, selbst wenn er vorgibt, den Mythos zu glauben und ihn vielleicht selber fortspinnt. Ein Blick auf das Alltagsleben genügt, um (das) zu sehen [...]. Hat nämlich jemand tatsächlich sogenannte „existenzielle“ Probleme (d. h. wenn es ihm irgendwie schlecht geht), so geht er zum Arzt, zum Psychologen, auf die Bank um einen Kredit, zum Scheidungsanwalt, vielleicht auch noch zum Herrn Pfarrer. [...] Und niemand käme im Ernst auf die Idee, Probleme der Ökonomie, der Außen-, der Sicherheits- oder der Sozialpolitik, der Ökologie oder der Menschenrechte oder auch nur Fragen der Geschichte und deren „Aufarbeitung“ Künstlern anzuvertrauen. Dafür gibt es Ökonomen, Politologen, Juristen und Historiker. (BURGER 1999: 6)

Der Autor wird es auch nicht beanspruchen, Priester zu sein, was ihn dann doch schon eher konsultieren lässt, als jene, die als Obskurantisten dennoch Berater der Mächtigen sind – da ist es zu optimistisch, zu sagen, *niemand käme im Ernst auf die Idee, Probleme der Ökonomie etc. Künstlern anzuvertrauen*: Richtiger ist, „(d)ass man in einer Welt lebt, in der politische Entscheidungen von größter Tragweite nach dem Tageshoroskop getroffen werden“, wie es bei Ronald Reagan der Fall war, „nach Konsultierung des Hofastrologen“, was Mitterand praktizierte, oder inspiriert nun doch, aber zu Unrecht, „aus der SF-Literatur“ (BREUER 2009: 34). Deshalb ist der Autor dem Leser weniger verpflichtet, als vielmehr dieser ihm: freilich zu Unglauben, gegenüber allem allerdings. Also ist das, was die Lektüre gebiert, ein Sinn für eine Welt, die erzählt entweder eine Utopie ist, worin eher sich leben lässt; oder auch „eine geheimdienstlich beglaubigte Schreckensfrazze der Welt“ (RADISCH 2009: 50) ist – doch gerade darum vielleicht neu erfunden wird. Der Autor „ist ein Geheimdienstchef in eigener Sache“ (SCHNEIDER 2009: 13), aber nicht *nur* in *eigener*, und er erfindet bessere Welten, wie er die sie hindernden Verschwörungen aufdeckt, mit einem prekären Gemisch aus Metanoia, aber auch Paranoia. Daraus folgen Krisen, Unterbrechungen dessen, was normal schien. Die Unterbrechung entsteht im Lesen; und dieses ist zugleich die Unterbrechung, die zu lesen ist – wie der Wandel dessen, worin diese Krise qua Lektüre nun sitzt. Man liest, um dann nicht mehr zu verstehen, sozusagen, und vielleicht später anders. Lesen lehrt, dass manches so, wie es sein soll, unbegreiflich ist, also jedenfalls anders ist. Manche Vokabel scheinen nur dazu zu dienen, das vergessen zu machen – Literatur wandelt sie, oder sie klagt sie an, indem sie sie zeigt, so im Falle des in der Literatur alsbald unheimlichen Wortes *Heimat*.

Ohne Verklärung läßt sich das Wort „Heimat“ gar nicht gebrauchen. [...] Seine Identitätsstiftung war eine Täuschung. (MÜLLER 1997: 214)
Wenn ich mich zu Hause fühle, brauche ich keine „Heimat“. Und wenn ich mich nicht zu Hause fühle, auch nicht. [...] Das ist „Heimat“. (MÜLLER 1997: 219)

Herta Müller hat diesen *FREMDEN BLICK* formuliert, wonach Heimat einfach das Vergessen der Lügen ist, die unser Sein konfigurieren. Realistisch darin ist, wieder „nichtige Dinge mit wichtigen Schatten“ (MÜLLER 1999: 9) zu sehen; und das lehrt ihre Literatur, sie ist darin *Text par excellence*. In ihrem mit Oskar Pastior eröffneten Roman *Atemschaukel* ist der Unglaube auch einer, der die Mittelbarkeit betrifft: „Ich fing an, in das Diktandoheft zu schreiben. Das erste Kapitel hieß: VORWORT. Es begann mit dem Satz: Wirst du mich verstehen, Fragezeichen. Mit dem Du meinte ich das Heft.“ (MÜLLER 2009c: 281).

Hier sei aber auch noch eine andere unbequeme Eigenschaft erwähnt: dass dann doch verstanden wird. Manchmal nicht sofort, aber irgendwann eben doch. Dann wird das Medium der Schrift zum prophetischen Vermögen.

Dichter schreiben nicht nur, wie viele andere, die schreiben und reden, weil sie glauben, dass sie etwas zu sagen haben, sondern ebensowohl, damit sie etwas zu sagen haben, etwas, das ihnen die Sprache, der sie es ablauschen, zuträgt und erst zu sagen ermöglicht. (FREY 2005: 40)

Spöttisch, aber nicht *nur* spöttisch lautet diese Beobachtung bei Wilhelm Busch so: „Gedanken sind nicht stets parat, / man schreibt auch, wenn man keine hat.“ (BUSCH 1960: II/867). Das unterscheidet den Schriftsteller vom geheimdienstlichen Archivar; der weiß, was er sucht – und findet er es nicht, oder will es nicht gefunden haben, da der gesellschaftliche Kontext nicht mehr gegeben ist, vergisst er. Da ist die Schrift der Literatur, die man später versteht, noch präsent, penetrant erinnert sie sich. Herta Müller hat nicht vergessen können, weil die Texte es nicht konnten, das macht sie – mit anderen Qualitäten – zur Literatin; sie zeigt, was andere vergessen wollen, und außerdem, *dass* und *wie* jene vergessen wollen, etwa durch ihre Arbeit an den Akten über sie (vgl. MÜLLER 2009b: passim). Da triumphiert das Lesen über die Verleugnung der Schrift.

Misstrauen sollte man allen, die grundsätzlich den mündlichen Befehl der schriftlichen Auseinandersetzung vorziehen. Lesen gestattet hier Leerstellensensibilität – zu sehen, was ungesagt blieb, zu sehen auch, dass, was eben notwendig erschien, auf dem Papier nur noch Behauptung ist. Auf dem Papier sieht man solche Details wie den Gebrauch logischer Bindewörter – und, ob er stimmt. Stimmt er nicht, so stimmt vielleicht auch die Intention nicht, also auch womöglich nicht die Unter- oder gar Anweisung ...: „Je integraler eine Macht, um so stummer ihr Kommando.“ (ANDERS 1988: 145).

Schweigen wird immer zu etwas von dieser Art, zu einem oftmals bequemen Unvermögen von unten und einer noch bequemeren Verantwortungslosigkeit von oben. Von einem österreichischen Rechtspopulisten, der mittlerweile verstorben ist, sagte das ein Kritiker deutlich: Jener springe einfach „zwischen den Theorien, je nachdem, was ihm passt.“ (Rudolf Burger,

zitiert in KRAWAGNA-PFEIFER 1999: 2) Es wundert nicht, dass der Leser der Politik einer bestimmten Prägung suspekt und sogar zuwider ist. Eine Buchbesprechung Burgers formulierte die Rache hierfür:

Dieser Tage ist Caspar Einems „Weißbuch zur Hochschulbildung in Österreich“ erschienen. Weil sein „Zugang zur Bildung keineswegs ein bloß philosophischer oder gar ideologischer“ ist, versteht es sich als „Beitrag zu einer vertieften Diskussion über Hochschulbildung“. Sein Geist ist jung, dynamisch, kreativ und es hat 96 Seiten. Die Wörter „Wahrheit“ und „Erkenntnis“ kommen nicht vor. (BURGER 1998: 23)

Dieses *Weißbuch* spielt einer Infantilisierung zu, einer Sprachlosigkeit vor dem Sein, das zu lesen und lesend zu diversifizieren dem Reden freilich zugrundeliegen muss. All die Fähigkeiten, die Lesen und Schreiben mit sich bringen, sind irgendwie auch störend, für jede Obrigkeit, und wer wenn nicht diese würde bestimmen, was Bildung sein solle? – – Eltern, Lehrer, der Staat würden das Lesen als solches befördernd und lehrend an allem rütteln, was sie in ihrer Position stützt. Das ist zu sagen, vor eben jenen. Vielleicht ist das eine Überforderung, müssen prinzipiell, weil man, was ich sage, ahnt, so viele Bücher im Kinderzimmer unter der Decke und im Lichte einer Taschenlampe verschlungen werden, wie auch über Grenzen geschmuggelt, still und heimlich kopiert, gut versteckt, ehe sie gelesen werden. Ein wenig mag das *immer* der Fall sein. Die Schriftsteller, die dieses Schmuggeln beherrschen, zuvörderst zwischen Parallelwelten, wie wir sahen, wurden darum zynisch oft Opfer ihrer Fähigkeit, von der Obrigkeit „schlecht toleriert“: „Literaturen im Exodus, Literaturen im Exil, Literaturen in der Fremde, Literaturen, die fremd in ihrer eigenen Sprache sind, klandestine Literaturen, Literaturen im Widerstand, verbotene Literaturen, Literaturen außerhalb des Gesetzes und ortlose Literaturen“ (DERRIDA 1994: 20) darum schreibend.

Vielleicht ist das unvermeidlich; sicherlich aber müssen wir uns davor schützen, vor der Obrigkeit, und zwar gerade auch jener, die wir tagtäglich selbst sind. Man muss kein bornierter Christ sein – nein, *kann* es nicht sein, insofern diesen Begriffen ein immanenter Widerspruch eignet, „erst im Sakrileg zeigt sich, was einer ernst nimmt“ (ENZENSBERGER 2009: 796) – um zu glauben, dass das Selbst, das wir *haben*, von jenem divergiert, das wir *sind*, was für den, der zu lesen versteht, heißt: *wären* und *werden*. Die „Dinge (sind) in Gott lebendiger [...] als in sich selbst“ (BALTHASAR 1962: 297) – zweifelsohne in einer Schriftreligion ...! Schreiben und Lesen lehren die Nicht-Identität von A und A, sind jenseits eines Dogmas Praxis der Transsubstantiation, mit dem hier entwickelten Bild: generieren Parallelwelten aus Akkuratess, also eine stringente Phantastik, was dann alles ändert, vor allem die Arbeit, die zur transzendenten Übung wird – allenfalls travestiert von dem, was sich sonst Arbeit schimpft. Zeit, die diese einst segmentierte, wird nun in virtueller Zeitverschwendung entdeckt, nämlich als die Ausbreitung des Textes, der eben nicht eine Aufgabe erfüllt, oder besser: diese und sich als Provisorium für sie formuliert... Das Provisorium provoziert das Lesen schon im und sowieso nach dem Schreiben, zur Ruhe kommt man hier nicht mehr, wiewohl eine andere Art von Ruhe natürlich vonnöten ist – eben jene, die der *chronos* nicht hat, der kurioserweise an seinem Getriebe scheitert, nämlich: wo *negotium* in *negotiate* fortlebt...

Die Unruhe dieses potentiell wahren Lebens lehrt die Lektüre. Wir sind ihr als Philologen verpflichtet, zur philologischen Entpflichtung; wir werden ihr gerecht, indem wir selbst lesen – und, indem wir jene das Lesen lehren, die sonst *unter anderem uns* ausgeliefert wären. Lernen und lehren wir Grammatik, denn es besteht im „Grammatischen an sich [...] eine Dynamik“ (GÖRNER 2002: 541); und lernen und lehren wir genau zu lesen, die „Kunst der Aus- und Fluchtwege“ (KLUGE/VOGL 2009: 19)! In den literarischen Parallelwelten, die letztlich keinen *Eskapismus* kennen, sondern *reale* Fluchttunnel und Alternativrouten lehren, haben wir, was die eigene Welt ist – als bewohnbare.

Literaturverzeichnis:

- ANDERS, Günther (1988): Die Antiquiertheit des Menschen. Bd 2: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: C. H. Beck (= Beck'sche Reihe 320).
- BACHELARD, Gaston (1993): Epistemologie. Übers. v. Henriette Beese, hrsg. v. Dominique Lecourt. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag (= Fischer Taschenbuch 11703 Fischer Wissenschaft).
- BALTHASAR, Hans Urs von (1962): Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Bd. II: Fächer der Stile. Einsiedeln: Johannes Verlag.
- BAUDRILLARD, Jean (1992): Von der Verführung. Übers. v. Michaela Meßner. München: Matthes & Seitz Verlag (= Batterien 48).
- BREUER, Stefan (2004): Die neueste Checkliste des Wahnsinns. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 275, Do., 26. Nov. 2009, S. 34.
- BURGER, Rudolf (1998): Buchbesprechung. In: Der Standard, Do., 23. Juli 1998, S. 23.
- BURGER, Rudolf (1999): Denken und Gedenken. In: Lektüre. Ein Wespennest-Reader. Hrsg. v. Walter Famler u. Bernhard Kraller. Wien: Wespennest, S. 6-11.
- BUSCH, Wilhelm (1960): Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. Friedrich Bohne. Wiesbaden und Berlin: Vollmer.
- DERRIDA, Jacques (1994): Deplazierte Literaturen. Für einen internationalen Widerstand der Schriftsteller jenseits des alten Weltbürgertums. Übers. v. Jörg Lau. In: die tageszeitung, Nr 4461, 5. November 1994, S. 20-21.
- ECO, Umberto (2007): Übersetzen als Verhandeln. Übers. v. Burkhart Kroeber. In: Sprache im technischen Zeitalter, Nr. 184, Dezember 2007, S. 434-441.
- EICHBERGER, Günter (1992): Die Phantasie als Sinnesorgan. Gert Jonkes Antworten auf nicht gestellte Fragen: Eine Mitschrift. In: Gert Jonke. Hrsg. v. Daniela Bartens u. Paul Pechmann. Graz/Wien: Literaturverlag Droschl (= Dossier 11), S. 9-18.
- ENDE, Michael (2005): Momo oder die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte. Ein Märchen-Roman. Mit Bildern des Autors. Stuttgart/Wien: Thienemann.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (2009): Scharmützel und Scholien. Über Literatur. Hrsg. v. Rainer Barbey. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Suhrkamp Quarto).
- FREY, Hans-Jost (2005): Übersetzung als Metapher. In: Vom Glück sich anzustecken. Möglichkeiten und Risiken im Übersetzungsprozess. Hrsg. v. Martin A. Hainz. Wien: Braumüller (= Wiener Arbeiten zur Literatur, Bd 20), S. 39-43.
- GÖRNER, Rüdiger (2002): Lob der Grammatik. In: Merkur, Nr. 638, Juni 2002, S. 540-544.
- HEIDEGGER, Martin (2004): Gesamtausgabe. III. Abteilung: Unveröffentlichte Abhandlungen – Vorträge – Gedachtes. Bd. 64: Der Begriff der Zeit. Hrsg. v. Friedrich-Wilhelm v. Herrmann. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- JONKE, Gert (1969): Geometrischer Heimatroman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- KLUGE, Alexander/VOGL, Joseph (2009): Soll und Haben. Fernsehgespräche. Zürich/Berlin: diaphanes.
- KRAWAGNA-PFEIFER, Katharina (1999): Nach der „Wahl der Gefühle“. In: Der Standard, Mi., 13. Okt. 1999, S. 2.

- MENASSE, Robert (2001): Die Vertreibung aus der Hölle. Roman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- MENASSE, Robert (2009a): Ich kann jeder sagen. Erzählungen vom Ende der Nachkriegsordnung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- MENASSE, Robert (2009b): Permanente Revolution der Begriffe. Vorträge zur Kritik der Abklärung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (= edition suhrkamp 2592).
- MÜLLER, Herta (1997): Heimat oder Der Betrug der Dinge. In: Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich? Hrsg. v. Gisela Ecker. München: Wilhelm Fink, S. 213-219.
- MÜLLER, Herta (1999): Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne. Göttingen: Wallstein (Göttinger Sudelblätter).
- MÜLLER, Herta (2009a): Ich hatte so viel Glück! Gespräch mit Ulrich Greiner. In: Die Zeit, Nr. 43, 15. Okt. 2009, S. 49.
- MÜLLER, Herta (2009b): Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht. Göttingen: Wallstein (Göttinger Sudelblätter).
- MÜLLER, Herta (2009c): Atemschaukel. Roman. München: Carl Hanser.
- MÜLLER-FUNK, Wolfgang (2000): Zeit: Mythos, Phantom, Realität. Einleitung. In: Zeit. Mythos · Phantom · Realität. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien/New York: Springer, S. 9-11.
- MUSIL, Robert (1995): Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch. Hrsg. v. Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag (= rororo 13462).
- PRATCHETT, Terry (1993): Small Gods. A Discworld Novel. London: Corgi Books.
- RADISCH, Iris (2009): Allegorien des gefrorenen Lebens. In: Die Zeit, Nr. 43, 15. Okt. 2009, S. 50.
- REZZORI, Gregor von (1998): Maghrebinische Geschichten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag (= rororo 10259).
- SCHNEIDER, Wolfgang (2009): Lesen mit offenem Hirn. In: Deutscher Buchpreis 2009 Longlist. Lesepröben. Hrsg. v. N. N. s. l.: Börsenblatt, S. 9-17.
- SLOTERDIJK, Peter (2009): Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- SPIEGEL, Hubert (2009): Die Akte Christina. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 247, Sa., 24. Okt. 2009, S. 31.

FILIP CHARVÁT

Warum Gadamer?

Zur Aktualität von Gadamers Ästhetik und Poetik

Der folgende Beitrag stellt die Frage nach der Aktualität Gadamers für die gegenwärtige Literaturtheorie. In einem ersten Teil wird das Hauptanliegen von Gadamers Philosophischer Hermeneutik im Hauptwerk „Wahrheit“ und Methode deutlich gemacht und erklärt, warum für jenes die Poetik von solch zentraler Bedeutung ist. Im zweiten Teil werden drei Richtungen der Gadamerrezeption in der neueren Literaturtheorie skizziert – nämlich die Tendenz der literarischen Hermeneutik Gadamers Werk nicht als Interpretationslehre, sondern nur als Theorie des Verstehens zu betrachten, weiter die Ablehnung von Gadamers Verteidigung eines einheitlichen Sinnes des Kunstwerks in der postmodernen Literaturtheorie und schließlich die Übernahme einzelner Theoreme Gadamers im Rahmen der literaturgeschichtlich ausgerichteten Rezeptionsästhetik von Jauß. Im abschließenden dritten Teil wird in Abgrenzung zur Rezeptionsästhetik der Vorschlag gemacht, Gadamers Ästhetik und Poetik konsequent als eine Theorie des Lesens zu rekonstruieren und darauf hingewiesen, dass in der komplexen Struktur des Leseprozesses verschiedene in ihrem Charakter entgegengesetzt wirkende Momente von Gadamers Theorie integriert werden können.

1 Zum Stellenwert von Ästhetik und Poetik in Gadamers Hauptwerk *Wahrheit und Methode*

Hans Georg-Gadamer ist im Jahre 1900 in Marburg geboren und 2002 in Heidelberg gestorben. In Anspielung auf einen zentralen Terminus des späten Heideggers ließe sich in seinem Falle von einem Jahrhundertereignis sprechen. Wichtiger als seine Zeitzeugenschaft ist freilich die Tatsache, dass Gadamers Name synonym für die Richtung der ‚philosophischen Hermeneutik‘, eines der Paradigmen modernen Denkens überhaupt, steht.

Gadamer hat als Vor- oder Gegenbild auf eine Vielzahl philosophischer Strömungen Einfluss genommen. Nicht unerheblich ist z. B. seine Bedeutung für die sozialwissenschaftlich ausgerichtete ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ von Jürgen Habermas.¹ Auch im

¹ Die neuere Entwicklungen und Modifikation der philosophischen und anderer Hermeneutiken vollzieht sich seit 1960 regelmäßig in mehr oder minder kritischer Auseinandersetzung mit Gadamers Entwurf – z. B. durch die Rezeptionsästhetik, die meint entgegen Gadamer den reale Möglichkeiten antizipierenden Charakter von Literatur betonen zu müssen (Karl Robert Jauß, Wolfgang Iser) oder durch Paul Ricoeurs Versuch einer Verbindung von hermeneutischen mit strukturalistischen Ansätzen (vgl. RICOEUR 1973) oder schließlich durch das Bemühen, statt Gadamer Schleiermacher als Vermittler zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion neu zu interpretieren (Manfred Frank). Während die Diskussion um Gadamers Hermeneutik in den 70er Jahren besonders entlang der Scheidelinie zur Ideologiekritik und anderer sozialgeschichtlicher Ansätze verlief (vgl. LEIBFRIED 1980), konzentrierte sich diese in den 80er und 90er Jahren eher auf die texttheoretische Kontroverse zwischen Dekonstruktion und Hermeneutik (vgl. RUSTERHOLZ 1996).

Kontext der neueren Kunst- und Literaturtheorie besetzt er eine eigene Position. Das ist ‚bekannt‘. Die Frage, die in diesem Beitrag verfolgt werden soll, ist nun, ob die Bedeutung und das Potential von Gadamer's Ästhetik/Poetik, so wie sie im Rahmen der Literaturtheorie bisher eingestuft werden, tatsächlich auch als ‚erkannt‘ gelten können.

Das Hauptwerk von Hans-Georg Gadamer trägt den Titel: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (1960).² Es gliedert sich in drei Teile. Für diese Teile können als Leitfragen formuliert werden: 1. Was ist Kunst? 2. Was ist Geschichte? 3. Was ist Sprache?

Gadamer eröffnet *WuM* also mit einer kunsttheoretischen Abhandlung. Man kann darüber hinaus feststellen, dass auch die anderen beiden Fragen nach Geschichte und Sprache für eine jede Literaturtheorie von zentraler Bedeutung sind. Wir konstatieren für *WuM* somit eine grundsätzlich literatur- und kunstaffine Fragehaltung und fragen nun selbst: Geht es in *WuM* eigentlich um die Kunst?

Gadamer bestimmt die Ausrichtung des Buches folgendermaßen:

[Das] Anliegen [in diesem Buch] ist, Erfahrung von Wahrheit, die den Kontrollbereich wissenschaftlicher Methodik übersteigt, überall aufzusuchen, wo sie begegnet und auf die ihr eigene Legitimation zu befragen. (*WuM*: 1)

Das Zitat scheint uns aufzuklären: Nicht um Kunst, sondern um Wahrheit geht es. Obwohl in *WuM* kein explizites Kapitel zur Wahrheit zu finden ist, stellt die Frage nach dieser doch das Hauptanliegen des Buches dar. Aus dem gegebenen Zitat ergibt sich außerdem, dass der von Gadamer verfochtene Wahrheitsbegriff ein gewissermaßen ‚anderer‘ sein soll. Wie eigentlich schon im Titel von *WuM* angedeutet, wird an dieser Stelle behauptet, dass ‚die Wahrheit‘ über ihren ‚methodisch‘ fundierten Begriff in der neuzeitlichen Wissenschaftstheorie hinausgehe.

Um was für einen anderen Wahrheitsbegriff handelt es sich aber dann? – Gadamer spricht in dem Zitat von einer „Erfahrung“ der Wahrheit. Erfahrungen machen heißt, Einsichten gewinnen und dabei selbst ein anderer werden. Mit dem Begriff der Erfahrung wird also zunächst, über die objektive Erkenntnis hinaus, die Veränderung im Subjekt der Erkenntnis hervorgehoben: Handelt es sich um ein Wahrheitsgeschehen, wird die Erkenntnis des anderen zugleich zu einer neuen Erfahrung des Ich-Selbst.

In einem weiteren Zitat, das erst im dritten, der Frage nach der Sprache gewidmeten Teil von *WuM* zu finden ist, heißt es hierzu außerdem:

Was ist, ist seinem Wesen nach wahr, das heißt: In der Gegenwart eines unendlichen Geistes anwesend, und nur deshalb ist es für das endlich-menschliche Bewusstsein möglich, Seiendes zu erkennen. (*WuM*: 461)

Wahr ist somit das Anwesende als das in die Erscheinung tretende, dieses aber zunächst nicht als ein vom Subjekt geschiedenes Objekt, sondern als Einheit von Subjekt und Objekt;

2 Im Folgenden durch *WuM* abgekürzt.

diese Einheit kann man auch im Sinne mystischer Traditionen als ‚Dasein‘ bezeichnen. Objektive oder auch methodische Erkenntnis, das wird aus dem Nachsatz des angeführten Zitats deutlich, sei aus dem Gedanken einer ursprünglichen Teilhabe am Sein in der Form des Daseins abzuleiten. – Gadamer's Wahrheitsbegriff rückt von hier aus³ in die Nähe dessen, was man anders auch als Vernehmen, Selbstpräsenz oder reine Anschauung zu fassen versucht.

Ein philosophisch etwas geschultes Ohr wird in den letzten Ausführungen Gedankenfiguren wieder erkennen, die etwa an Plato, Hegel oder Heidegger erinnern.⁴ Jean Grondin, einer der bekanntesten unter den Gadamer-Exegeten und Verfasser einer Biographie des Philosophen, hat dessen Wahrheitsbegriff tatsächlich auf diese Quellen zurückbezogen (vgl. GRONDIN 1982 und GRONDIN 2000). Gadamer hebt sich von der genannten Traditionslinie allerdings da ab, wo er den Gedanken von Wahrheit als Anwesenheit mit dem der Sprache als dem ursprünglichen Medium von Denken und Sein eng führt. So erklärt sich von dem theoretischen Zusammenhang seiner Philosophie her, warum Gadamer, nach einer lebensweltlichen Evidenz seiner Theorie befragt, bevorzugt auf die Erfahrung der Kunst und hier wiederum besonders auf die des Gedichts zu verweisen pflegt.

Und hier schließt sich der Kreis: In *WuM* geht es vorrangig um die Frage nach der Wahrheit, diese aber erfahren wir, nicht zufällig, besonders beim Lesen von Dichtung; dieser Wahrheitsbegriff sei im Folgenden terminologisch als emphatischer Begriff von Wahrheit gefasst.

Gadamer greift bei seiner Beschreibung der Wahrheitserfahrung in der Kunst weniger auf Anschauungsweisen der neuzeitlichen Ästhetik als vielmehr auf solche der bis ins 19. Jahrhundert nur als Hilfsdisziplin der Wissenschaften vom Text fungierenden Hermeneutik zurück:

Die Aktualität des hermeneutischen Phänomens beruht in meinen Augen darauf, daß nur die Vertiefung in das Phänomen des Verstehens eine solche Legitimation [der Rede von Wahrheit außerhalb der Wissenschaft] bringen kann. (*WuM*: 2)

Die Neufundierung der Wahrnehmung von Kunst, auch der bildenden Kunst, auf dem Boden der Hermeneutik ergibt sich bei Gadamer als logische Konsequenz aus der zuletzt dargelegten Annahme, geistige Wahrnehmung als Vermittlung von Denken und Sein vollziehe sich immer schon im Medium der Sprache.⁵ Diese konsequente, auch sprachmystisch zu nennende Ausrichtung der Kunstbetrachtung ist mit ein Grund dafür, warum Gadamer's Theorie bis heute „als Ansprechpartner für moderne wie postmoderne Textmodelle attraktiv geblieben ist“ (GEISENHANSLÜKE 2010: 56).

3 Es handelt sich hierbei allerdings nur um einen Aspekt des Gadamer'schen Wahrheitsbegriffes, der um weitere Aspekte der hermeneutischen Erfahrung zu ergänzen wäre.

4 Es ist weiter das, was die Griechen ‚Nous‘ nennen, was die Richtung von Gadamer's Reflexion der Wahrheit bestimmt (vgl. GADAMER 1993a: 439).

5 Eine gewisse Berühmtheit hat in diesem Zusammenhang der Satz gefunden: „Alles, was verstanden werden kann, ist Sprache.“ (*WuM*: 478)

Gadamer bestimmt also das Geschäft der Philosophie genauso wie die Kunstbetrachtung als Fragen nach der Wahrheit. Diese wird dabei aber nicht durch dogmatische, transzendente, formale oder diskursive Grundsätze erklärt, sondern als Ereignis in einer Form hermeneutischen Vollzugs gedacht. Damit ist sie in ihrem Gegenstand nicht weiter objektivierbar, sondern muss vom Einzelnen konkret gemacht werden. Die angemessene Form des hermeneutischen Vollzugs der Wahrheitserfahrung soll weiter unten als Leseprozess näher spezifiziert werden. In dieser Einleitung vorausgeschickt sei nur noch, dass der Leseprozess in *WuM* als (Sprach-) Spiel beschrieben wird, das dem Leser eine bestimmte Haltung abverlangt. Der Leser müsse sich, so heißt es noch im Schlusssatz von *WuM*, eine „Disziplin des Fragens“ zu Eigen machen, die ihm die Wahrheitserfahrung ermöglicht.

Durch ein tätiges Hören soll der Leser in die Lage versetzt werden, zu vernehmen, was da steht: Das Problem, wie sehr die Rolle des Hörers ein Mitreden einschließt oder inwiefern umgekehrt der Hörende eher ein Höriger ist, soll im letzten Abschnitt dieses Beitrags noch behandelt werden. Zunächst aber sei im Hinblick auf die Frage nach der Aktualität Gadamers derjenige Ort skizziert, der diesem in der heutigen Literaturtheorie in der Regel zugewiesen wird.

2 Zur Rezeption Gadamers in der Literaturtheorie⁶

Aus heuristischen Gründen mag es legitim sein, die aktuelle Literaturtheorie nach vier Paradigmen zu ordnen.⁷ Wir unterscheiden: Die Hermeneutik, die nach dem Sinn eines besonderen Kunstwerks fragt, den Strukturalismus, der in der Bestimmung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, die Idee einer Grammatik der Literatur verfolgt, die Dekonstruktion, die beabsichtigt den Logozentrismus hinter der Frage nach dem Sinn zu entlarven und an die Stelle von Interpretation eine Lektüre setzt, die sich auf die performativen Widersprüche von literarischen Texten konzentriert, schließlich die Diskursanalyse, die die Dominanz des Kontextes vor dem Text betont und nicht nach Aussagen der Literatur, sondern nach deren Konstitutionsbedingungen fragt.

In dem so gesetzten Rahmen wird Gadamer dem Paradigma der literarischen Hermeneutik zugeordnet. Sein besonderer Beitrag wird gewöhnlich darin gesehen, dass er die Tradition der auf Schleiermacher zurückgehenden Hermeneutik kritisch aufgenommen und, wie oben bereits ausgeführt, im Einklang mit dem Tenor des Denkens im 20. Jahrhundert auf sprachphilosophischer Grundlage reformuliert hat. Innerhalb der hermeneutischen Diskussion nach Gadamer wurde diese Leistung einer theoretischen Fundierung einerseits gewürdigt, andererseits ihre produktive Bedeutung für die Arbeit konkreter Interpretation wiederholt bezweifelt. Die Kritik eines Peter Szondi oder Uwe Japp an Gadamer läuft zum Teil darauf hinaus, zu fragen, ob die Feststellung dessen, was (nach Gadamer) immer schon geschieht, wenn wir Texte lesen und auslegen, wirklich Leitlinien für literarische Interpretationen

⁶ Vgl. hierzu detaillierter CHARVÁT 2009.

⁷ Vgl. die entsprechende Kapiteileinteilung bei GEISENHANSLÜKE (2010) und alternativ die vorstrukturierende Einteilung in drei „Bereiche“ und die anschließende Zuordnung einzelner Theorien bei KLAWITTER/OSTHEIMER (2008: 12f.)

liefern kann und ob sie der Eigenheit des literarischen Kunstwerks gerecht wird.⁸ Diese Kritik, die sich tatsächlich auf eine gewisse Tendenz zur Nivellierung besonders im ersten Teil von *WuM* berufen kann,⁹ ignoriert freilich Gadamers anhaltendes Fragen nach der Spezifik literarischer Texte, literarischer Hermeneutik und des diese bestimmenden ästhetischen Begriffs von Wahrheit¹⁰ in den kleinen Schriften nach 1960,¹¹ das ihn teilweise sogar zu einer Preisgabe der zentralen Kategorie des Sinns zugunsten eines Hölderlin entlehnten Tonbegriffs bewegte.¹² Die Auseinandersetzung mit Gadamers Schriften zu Ästhetik und Poetik nach *WuM* kann als selbstverständlicher Teil der Darstellung seiner Position tatsächlich erst seit den 90er Jahren bemerkt werden.¹³ Nun wird auf seine Ausführungen zum ‚eminenten Text‘ und zum ‚wahren Wort der Dichtung‘ immerhin hingewiesen. Die Kommentare bleiben aber oft wenig erhellend. Die Gadamerrezeption steht unter unglücklichen Vorzeichen, wenn ein so einflussreicher Theoretiker wie Klaus-Michael BOGDAL (vgl. 1996: 149 und 151) zu Unrecht behauptet, dass die Hermeneutik (auch nach Gadamer) von einer Autonomie des Interpreten gegenüber dem Text ausgehe und dass sie einem Repräsentationsmodell von Sprache verpflichtet sei. Es ist außerdem anzumerken, dass in der Sekundärliteratur der wichtige Zusammenhang von Gadamers späten Schriften mit den Ausführungen über das ‚innere Wort‘ im dritten Teil von *WuM* bisher kaum oder gar nicht gesehen wird.

Ein Grund für die häufig doch als lax zu bezeichnende Rezeptionspraxis könnte darin bestehen, dass Gadamer tatsächlich entgegen dem Konsens der postmodernen Ausrichtung der Literaturtheorie, die im innovativen Bereich zumindest für die 80er und 90er als dominant betrachtet werden kann, einen starken Begriff vom einheitlichen Sinn, der für das verstandene Kunstwerk angenommen werden müsse, verteidigt.¹⁴ Dies mochte manchem Theoretiker als gewissermaßen überholte, einer ernststen Auseinandersetzung nicht weiter

⁸ Vgl. denn auch den frappierenden Schluss in einem der Hermeneutik gewidmeten Artikel: „Häufig ist es deshalb so, dass Hermeneutik und Interpretation gar nichts miteinander zu tun haben. Während sich die Hermeneutik als reine Theorie (als Philosophie des Verstehens) etabliert, realisiert sich die Interpretation weiterhin als ein praktisches Handwerk (ars interpretandi).“ (JAPP 1997: 591)

⁹ Vgl.: „Alle Ästhetik muss in der Hermeneutik aufgehen. Das ist nicht nur eine Aussage, die den Umfang des Problems betrifft, sondern sie gilt erst recht inhaltlich. Die Hermeneutik muß nämlich umgekehrt im ganzen so bestimmt werden, daß sie der Erfahrung der Kunst gerecht wird.“ (*WuM*: 170)

¹⁰ Um die Spezifik der ästhetischen Wahrheit, die sich im ‚Wahren Wort‘ der Dichtung manifestieren soll und als deren Hauptkriterium das der ‚Selbsterfüllung‘ bestimmt wird, bemüht sich Gadamer besonders in den Aufsätzen *Von der Wahrheit des Wortes* (1971) und *Der Beitrag der Dichtkunst auf der Suche nach der Wahrheit* (1971) (beide heute in GADAMER 1993a).

¹¹ Vgl.: „Aber es gibt noch eine andere Erfahrung von Sprache, die einen ausgezeichneten Charakter [als das sachliche Gespräch] besitzt, und das ist die Erfahrung der Dichtung. Hier haben wir eine ganz andere hermeneutische Situation.“ (GADAMER 1993a: 71)

¹² Vgl.: „Was so zustande kommt und worin sich die gestiftete Kohärenz der dichterischen Sprache deutlich darstellt, möchte ich mit Hölderlin den Ton nennen.“ (GADAMER 1993a: 52)

¹³ Noch Dieter TEICHERT (1991) beschränkt sich in seiner Dissertation zu Gadamer aus den 80er Jahren ganz auf eine Kritik von *WuM* und Jean GRONDIN (1982) behauptet zu indifferent, dass die Kleinen Schriften nur eine Ausarbeitung des in *WuM* bereits Gesagten darstellen würden.

¹⁴ Womit er übrigens in der Nähe von Jan Mukařovský steht.

bedürftige Position erscheinen. Nach Gadamer soll das Gespräch, das der Interpret mit dem Text führt, auf ein Einverständnis, eine „totale Vermittlung“ (*WuM*: 125) gerichtet sein, das – Ziel aller Interpretation – den Text selbst erst zur Sprache bringt.¹⁵ Diese Interpretation von Interpretation muss für jedes Differenzdenken zunächst einen Affront darstellen – und entsprechend unfruchtbar schien die erste Begegnung von Gadamer und Jacques Derrida zu Beginn der 80er Jahre in Paris.

Um eine – wenn auch nicht „totale“ – Vermittlung bemühte Autoren haben in der Folge den Konflikt dadurch zu entschärfen versucht, dass sie Hermeneutik und Dekonstruktion als verschiedene Interpretationsrichtungen beschrieben, die jeweils verschiedene Arten von Primärtexten und Leserbedürfnissen im Blick haben oder die von unterschiedlichen, aber unter Umständen gleichermaßen berechtigten Textkonzepten ausgehen (BOGDAL 1996: 156, RUSTERHOLZ 1996: 176f.). Damit scheinen die Probleme aber eher pragmatisch vertuscht als gelöst. Ist es tatsächlich so, dass Gadamers Poetik, wie das gerne unterstellt wird, auf einem klassizistischen Vorurteil über das Wesen des Kunstwerks beruht und deshalb nur auf Texte entsprechenden Charakters angewendet werden kann?¹⁶ Abgesehen davon, dass sein privates Interesse vor allem der Richtung und dem Konzept der *poésie pure* nach Mallarmé (im deutschen Kontext: George, Rilke, Celan) galt, betonte er selbst wiederholt, dass er nicht eine bestimmte Wesensstruktur des Kunstwerks propagiere, sondern eine Theorie über die Bedingungen des hermeneutischen Vollzugs liefere.¹⁷ Diese öfter wiederholte Kritik an der Kritik, die ihm entgegengebracht wurde, sollte man vielleicht ernst nehmen. So scheint mir eine genaue Rekonstruktion von dem, was bei Gadamer alles ‚Einverständnis‘ heißen kann, noch auszustehen: Zwar suggeriert ein Ausdruck wie „vollkommene Einheit von Sinn“ die Vorstellung, durch ein Kunstwerk und an ihm könne alles verstanden werden, als gäbe es keine Fragen mehr, als müsse sich ein dichterischer Text in vollkommener Kohärenz auflösen. Diese Vorstellung steht allerdings in radikalem Widerspruch zu derjenigen Grundtendenz in Gadamers Philosophie, die gegen alle Utopien von absolutem Wissen gerichtet ist. Es wäre somit erforderlich die beiden widersprüchlichen Vorstellungen von Fraglosigkeit und unabschließbarem Frageprozess in die richtige Relation zu setzen: Gadamers Begriff der Erfahrung hat seine Spitze in der Reflexion der (eigenen) Endlichkeit und Fehlbarkeit. Diese

15 Vgl. „Der Interpret, der seine Gründe beibrachte, verschwindet und der Text spricht.“ (GADAMER 1993: 360).
16 Vgl. Gadamers Ausführungen zum Begriff des Klassischen in *WuM* (290-296) und das sehr einflussreiche Verdikt von JAUß in Literaturgeschichte als Provokation von 1970, der Gadamer des ‚Substantialismus‘ bezichtigt („substantialistischer Rückfall“ (235) einer Ästhetik „substantialistischer Metaphysik“ (187) und „substantialistischer Geschichtsvorstellung“ (234)). Dieser Substantialismus mache aus Gadamer einen Klassizisten, was als Stereotyp immer wieder, undiskutiert, wiederholt wird (z. B. RUSTERHOLZ 1996: 176). Die pauschale Verurteilung als ‚Substantialist‘ scheint dabei schon deshalb dubios, weil die ‚philosophische Hermeneutik‘ aufs Ganze gesehen eine Überführung der überlieferten Philosophie und Metaphysik in Sprachphilosophie darstellt – und es ist die besondere Auszeichnung der Sprache, allen Vorstellungen von Substanz, aber auch von Subjektivität voranzuliegen. – Im Übrigen partizipiert die Rezeptionsästhetik in einem geradezu „substantiell“ zu nennenden Maße am Prinzip der Wirkungsgeschichte und anderen Theoremen der ‚Philosophischen Hermeneutik‘ Gadamers.
17 Vgl. z. B. seine Erwiderung auf eine Kritik von Jauß: Das Klassische meine kein Stilideal, sondern eine Kategorie des historischen Bewusstseins (u. a. GADAMER 1993: 13, 223).

sollen nicht als historische Etappen auf einem Weg betrachtet werden, der am Ende zu einem Zustand vollkommener Aufklärung oder romantisch-reinen Ursprungs führt, sondern sind als eine *conditio humana* in ihrer Unüberwindbarkeit anzunehmen. Positiv gewendet ermöglicht die Endlichkeit des Einzelnen dann die eigentliche Begegnung mit dem anderen und eröffnet damit die Möglichkeit dessen, was man als Selbstveränderung und Selbstbildung in Freiheit bezeichnen könnte. Hier hat die Begegnung mit dem dichterischen Text ihren Sinn und kann zu einer hermeneutischen Erfahrung werden. – Und so ergibt sich vor dem Hintergrund dieser Philosophie der Endlichkeit die Perspektive, das zu erreichende Einverständnis (den verschwindenden Leser, den sprechenden Text) als Momente in einem komplexeren und unabschließbaren Leseprozess (einem Wahrheitsgeschehen) zu denken.¹⁸

Die skizzenhaften Ausführungen mögen angedeutet haben, dass die Opposition von einem Denken der Identität und der Differenz, von Hermeneutik und Dekonstruktion so einfach nicht ist – und es wäre außerdem anzumerken, dass in einer exakten Besprechung das theoretische Verhältnis noch von dem, das zwischen traditioneller Interpretation und postmoderner Lektüre besteht, zu unterscheiden wäre.¹⁹

Neben der kritischen Würdigung Gadamers im Kontext der literarischen Hermeneutik und der schroffen Abweisung seines Identitätsdenkens durch die Postmoderne kann als dritte Linie der Gadamerrezeption auf das Phänomen der Aneignung und Aufpfropfung einzelner Theoreme der philosophischen Hermeneutik hingewiesen werden. Hier sei als Beispiel auf Hans-Robert Jauß und seine Rezeptionsästhetik verwiesen. Jauß rückt die geschichtliche Wirkung von Kunstwerken in den Mittelpunkt und gewinnt vom durch den Leser realisierten ästhetischen Objekt aus einen neuen, die werkimmanente Methode gewissermaßen überholenden, Zugang zu den Schichten des Kunstwerks. Auch die Interpretation einzelner Werke bzw. intertextueller Bezüge mehrerer Werke praktiziert Jauß in einem Verfahren, das an das der Gadamerschen Horizontverschmelzung auffällig erinnert. Es ist besonders der zweite Teil von *WuM*, in dem Gadamer die Vorurteilsstruktur des geschichtlichen Verstehens und seine Theorie des wirkungsgeschichtlichen Bewusstseins präsentiert, an die Jauß anknüpft, während er die Spielkonzeption der Kunst, in deren Rahmen Gadamer die antiken ästhetisch-philosophischen Gedanken von Mimesis und Anamnesis zu aktualisieren versucht, ablehnt und die Philosophie des inneren Wortes ignoriert (vgl. JAUß 1970: 183-189). – Es ist nicht zu bestreiten, dass Jauß‘ Rezeptionsästhetik, mit ihren reichlichen Anleihen bei Gadamer, aber auch beim tschechischen Strukturalismus, eine fruchtbare Entwicklung der literarischen Hermeneutik ermöglicht hat. Diese besitzt freilich grundsätzlich den Charakter einer literaturgeschichtlichen Betrachtung und zielt also primär auf eine Objektivierung der hermeneutischen Erfahrung.

18 Nur so, aufgrund seines Begriffes der hermeneutischen Erfahrungen, scheint erklärbar, wie GADAMER in dem späteren Aufsatz Zur Aktualität des Schönen (1977), den seinem eigenen scheinbar entgegengesetzten Entwurf Martin Heideggers vom Kunstwerk als Wechselspiel einer Entbergung und Verbergung von Sinn für sich reklamieren kann.

19 Zur Gadamer-Derrida-Debatte vgl. u. a.: FORGET (1984). – Hierin Beiträge von Derrida, Forget, Frank, Gadamer, Greisch und Laruelle.

Im folgenden letzten Abschnitt sei deshalb eine Rekonstruktion von zwei Grundzügen der Gadamer'schen Poetik versucht, durch die der ‚Leseprozess‘ selbst mehr in den Mittelpunkt rückt, da sich, wenn überhaupt, dann in diesem, und nicht in einer literaturgeschichtlichen Betrachtung, das von Gadamer intendierte Wahrheitsgeschehen abspielt.

3 Gadamer's Poetik als Theorie des Lesens oder – zwischen Dialog und Diktat

Es gilt zu bemerken, dass Gadamer bei der Beschreibung ästhetischer Erfahrung immer wieder Metaphern aus dem Bereich körperlicher Erfahrung wählt. Zwei Beispiele:

1.
Ich darf [...] erzählen, wie es mich berührt hat, als ich auf einer Reise auf der iberischen Halbinsel endlich einmal in einen Dom kam, in dem noch kein elektrisches Licht die eigentliche Sprache der alten Dome Spaniens und Portugals verdunkelte. Die Fensterluken, in die man wie in die Helle hinausblickt, und das geöffnete Portal, durch das hinein das Licht in das Gotteshaus flutet, das war offenkundig die eigentlich angemessene Form der Zugänglichkeit dieser gewaltigen Gottesburgen. (GADAMER 1993a: 139)

Und zum zweiten, Gadamer's emphatischer Bericht seiner ersten Begegnung mit Gedichten von Stephan George:

2.
Ich wurde wie vom Schlag gerührt und wusste nicht wie mir geschah. (nach GRONDIN 2000: 55)

Gadamer spricht also davon, dass er sich „berührt“ oder „gerührt“ fühlen musste, er spricht von einem empfangenen „Schlag“, an anderer Stelle von einem „Stoß“, den einem ein echtes Kunstwerk versetzt, er fordert auch „Hingabe“ vom Rezipienten – alles Zeugnisse körperlicher Erfahrung, die, nicht ohne Gewalt, nicht ohne Erotik, von einer erfahrenen Veränderung zeugen. Die Erfahrung des Kunstwerks wird als ein Geschehen beschrieben, das sich am und im Einzelnen vollzieht. Vom Ende her betrachtet, ist die Kunsterfahrung nach Gadamer also immer ein *sich* aufs Spiel setzen. – So wird deutlich, warum in *WuM* der Geschehenscharakter der Kunst aus dem des Spiels und später auch dem des Rituals²⁰ abgeleitet wird. Man spielt ein Spiel oder fügt sich einem Ritual nicht als ein plötzlich ausgewechselter, sondern als der, der man ist, und erfährt in der Selbstdarstellung nach den Regeln des Spiels und des Rituals eine Verwandlung. Die Entscheidung zum Spiel ist freigestellt, die Regeln sind gegeben. Im Spiel verliert der Spieler seine Subjektivität, das Spiel bestimmt den Verlauf. Mit der Autonomie des Subjekts löst sich freilich auch der Gegenstand oder das Objekt der Betrachtung auf.

²⁰ Vgl. das Ritual der Taufe, der Eheschließung – man nimmt daran teil und ist danach ein anderer.

So sagt man, einer gehe ganz in einem Spiel auf. – Von dieser Seite aus, könnte man sagen, hat die Erfahrung der Kunst einen ‚diktatorischen‘ Charakter.

Um ein Spiel zu spielen, muss man freilich seine Regeln kennen und um es richtig und gut zu spielen, muss man jene auch richtig anzuwenden verstehen.²¹ Die Regeln sind im Falle der Kunst meist nicht offenkundig. Die Entwicklung neuer Formen, die auch eine veränderte Rezeptionshaltung erzwingen, ist der Kunst wesentlich und radikalisierte sich noch in der Kunst der Moderne. Der immer raschere Wechsel avantgardistischer Richtungen, die Gleichzeitigkeit des Verschiedenen in einer multikulturellen Wirklichkeit, die Infragestellung der Kunst durch die Kunst macht die Dringlichkeit dessen erforderlich, was für die Kunsterfahrung freilich immer schon Voraussetzung war, nämlich das ‚Gespräch‘ mit der Kunst. In dem Aufsatz *Von der Aktualität des Schönen* (1977) schreibt Gadamer:

Es gilt zu lernen, daß man jedes Kunstwerk erst buchstabieren, dann lesen lernen muss, und dann erst beginnt es zu sprechen. Die moderne Kunst ist eine gute Warnung zu glauben, man könnte ohne zu buchstabieren, ohne lesen zu lernen, die Sprache auch der alten Kunst hören. (GADAMER 1993a: 138)

Das Ziel von Gadamer's Poetik besteht im Vernehmen des inneren Wortes, des zu Ende gedachten Sachverhaltes, in der Selbstpräsenz des sprechenden Kunstwerks, um dieses aber zu erreichen, bedarf es wie auch bei einem Ritual einer Phase der Vorbereitung, eine rechte Einstellung auf das Kunstwerk, einen Blick für das, worum es geht,²² ein Wissen um die zu vollziehenden Handlungen, die man gegebenenfalls Interpretation nennen kann. Um diese Spielelemente zu bestimmen bedarf es wiederum des Dialogs zwischen Text und Interpret.²³

Philosophie besteht nach einer ihrer Definitionen im Klären von Begriffen. Es war die These dieses Beitrags, dass Gadamer durch die philosophiegeschichtliche Herleitung und Klärung zugehöriger Begriffe versucht, Antwort auf die Frage zu geben, wie ‚Lesen‘ sich gestalten muss, so dass ‚Wahrheit‘ erfahren werden kann. Dabei mag manches einer strengeren Kritik zu unterziehen sein, als in diesem eher programmatischen Beitrag geleistet. Die Aktualität Gadamer's im Ganzen sollte dieses aber nicht betreffen.

Gadamer's Aktualität, so erscheint es nun, steht und fällt mit der Frage, inwiefern man die Erfahrung des Lesens, wie oben skizziert, durch das Wechselspiel von Dialog und Diktat im Grundsatz angemessen beschrieben sieht und ob man die Erfahrung von Dichtung mit einem emphatischen Wahrheitsbegriff verbinden möchte.

²¹ Vgl. Gadamer's Unterscheidung von bloßer Regelbefolgung und richtiger Regelanwendung in *Zur Phänomenologie von Ritual und Sprache* (1992) (in GADAMER 1993a: 400-440, bes. 439).

²² Auch worum es in der Literatur im Gegensatz zur Philosophie geht, worin sich die Realisation des Wortes von der des Begriffs unterscheidet.

²³ Und an dieser Stelle legitimiert sich die Tätigkeit des Spezialisten, des Literaturwissenschaftlers, besonders.

Literaturverzeichnis:**Primärliteratur**

- GADAMER, Hans-Georg (1990): Gesammelte Werke. Bd.1. Hermeneutik I: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr Siebeck 1990. – [Im Text durch *WuM* abgekürzt]
- GADAMER, Hans-Georg (1993): Gesammelte Werke. Bd. 2. Hermeneutik II. Wahrheit und Methode. Ergänzungen und Register. Tübingen: Mohr Siebeck.
- GADAMER, Hans-Georg (1993a): Gesammelte Werke Bd. 8. Ästhetik und Poetik: Kunst als Aussage. Tübingen: Mohr Siebeck.

Sekundärliteratur

- BOGDAL, Klaus-Michael (1996): Problematisierung der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: dtv, S. 137-156.
- CHARVÁT, Filip (2009): Horizontverschmelzung als Desideratum. Anmerkungen zu Gadamer's Ästhetik sowie zur Gadamerrezeption in der deutschen und tschechischen Literaturwissenschaft. In: *brücken* NF 17, S. 223-242.
- FORGET, Philippe (Hrsg.) (1984): Text und Interpretation. München: W. Fink.
- GEISENHANSLÜKE, Achim (2010): Einführung in die Literaturtheorie. Darmstadt: WBG.
- GRONDIN, Jean (1982): Hermeneutische Wahrheit? Zum Wahrheitsbegriff Hans-Georg Gadamer's. Königstein/Ts.: Athenäum.
- GRONDIN, Jean (2000): Hans-Georg Gadamer. Eine Biographie. Tübingen: Mohr Siebeck.
- JAPP, Uwe (1997): Hermeneutik. In: Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Hrsg. v. Helmut Brackert u. Jörn Stückrath. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 581-593.
- JAUB, Robert Hans (1970): Literaturgeschichte als Provokation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LEIBFRIED, Erwin (1980): Literarische Hermeneutik. Eine Einführung in ihre Geschichte und Probleme. Tübingen: Narr.
- KLAWITTER, Arne/OSTHEIMER, Michael (2008): Literaturtheorie. Ansätze und Anwendungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- RICOEUR, Paul (1973): Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretationen. München: Kösel.
- RUSTERHOLZ, Peter (1996): Zum Verhältnis von Hermeneutik und neueren antihermeneutischen Strömungen. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: dtv, S. 157-178.
- TEICHERT, Dieter (1991): Erfahrung, Erinnerung, Erkenntnis. Untersuchungen zum Wahrheitsbegriff der Hermeneutik Gadamer's. Stuttgart: Metzler.

MIREK NĚMEC***Von Austria Polyglotta zu Europa Polyglotta?**

*Und will dirs nicht von selbst gelingen,
So wird es Purkyně dir bringen.
Goethe*

Der Aufsatz analysiert die 1867 herausgegebene Schrift „Austria Polyglotta“ von Jan Evangelista Purkyně. Der aus Böhmen stammende Gelehrte beschäftigt sich anhand wissenschaftlich gesammelter Daten und mit Hilfe wissenschaftlicher Methodik mit der heute aktuellen Frage, wie das „Miteinander-Leben“ in einer multilingualen Gesellschaft gestaltet werden kann, so dass sie durch den Druck der schon etablierten Sprach-Nationalismen nicht auseinanderbricht. Dabei verliert er aber auch das andere damit zusammenhängende Problem nicht aus den Augen: Wie wird dabei gegen die Nivellierung bzw. den Verlust von „nationalen Besonderheiten“ gesteuert. Wie wird also eine nationale Identität in einem übergeordneten multikulturellen politischen Gebilde gewahrt? Der zentrale Schlüsselbegriff der Studie, wie schon der Titel verrät, ist die Sprachenproblematik und die damit verbundenen Fragen des Spracherwerbs. Die aus eigener Erfahrung resultierenden Ansichten Purkyněs können gerade heute anregend wirken.

1 Einleitung

„Johannes Evangelista Purkyně gehört zu jenen eminenten Geistern, deren Namen bekannter ist [sic!] als ihr Werk und ihre Persönlichkeit“, urteilte über den berühmten tschechischen Naturwissenschaftler und politisch engagierten Gelehrten im Purkyně-Jubiläumsjahre 1937 der aus Böhmen stammende deutsche Intellektuelle Johannes URZIDIL (1937: 432).¹ An seiner Einschätzung haben die nächsten Jahrzehnte bis heute kaum etwas verändert. Auch die meisten nach Urzidils Urteil veröffentlichten Publikationen über den tschechischen Wissenschaftler, Mitbegründer der neuzeitlichen Physiologie und politisch engagierten Gelehrten weisen eine eindrucksvolle Kontinuität in der Darstellung und Beurteilung seines Lebens und Werkes auf

* Diese Studie entstand im Rahmen des an der Philosophischen Fakultät der J. E. Purkyně-Universität laufenden Projekts „Gesellschaftliche, kulturelle und Ideentransfers in der Geschichte der Grenzregion Nordwest- und Nordböhmen und deren Rolle für regionale Entwicklung und Nachhaltigkeit“. Das Projekt wird im Rahmen des Programms für angewandte Forschung „Nationale und kulturelle Identität“ vom Kultusministerium der Tschechischen Republik unterstützt.

Für Beschaffung der Sekundärliteratur und für wichtige inhaltliche Hinweise während des Schreibprozesses bedankt sich der Autor bei seinen langjährigen Bekannten Herrn mgr Arkadiusz Cencora (Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu) und Herrn Dr. phil. Klaus Johann (Münster).

¹ Die Schreibweise und Form seines Namens entwickelte sich während der Zeit. Jan Evangelista Purkyně ist nur eine, wohl die von ihm selbst gebrauchte Möglichkeit, wie der Gelehrte seinen Namen zuletzt schrieb. In seinen früheren Jahren unterschrieb er als Johann Evangelist(a) Purkinje, mit einer Schreibweise also, die seinem nicht-tschechischen Umfeld mehr entsprach. Diese wurde und wird immer noch, allerdings nicht ausschließlich, in der nicht-tschechischsprachigen Literatur genutzt.

(FRÝDKOVÁ 1991: 371). Die Tatsache ist auf zwei Faktoren zurückzuführen: Zum einen handelt es sich um feierliche Festschriften, die aus Anlass eines runden Jubiläums herausgegeben worden sind.² Zum anderen beruhen sie auf einem relativ beschränkten Quellenkorpus. Zu diesem gehören die von Purkyně selbst verfassten Memoirentexte³, die 1944 publizierten Erinnerungen seiner Enkelin Růžena Pokorná-Purkyněová⁴ oder die seines Prager Schülers Karel Chodounský⁵. Eine weitere oft zitierte Quelle zu Purkyněs Werk und Leben stellen die früh herausgegebenen und sehr ausführlichen biographischen Einträge in deutschen und tschechischen Enzyklopädien dar.⁶ Auch in der Struktur ähneln die meisten Publikationen einander. Nach einer biographischen Skizze mit Hinweisen sowohl auf die zahlreichen Entdeckungen des Gelehrten als auch auf seine politische Karriere im Dienste der tschechischen nationalen Bewegung folgen in der Regel als Anhang von Purkyně selbst geschriebene Texte.

Obwohl der bekannte tschechische Querdenker Emanuel Rádl, ebenfalls ein Biologe, schon 1910 nicht nur zum Lesen, sondern vor allem zu anschließender Auseinandersetzung mit den Gedanken Purkyněs aufrief, weist die Forschung zu Purkyněs Gedankenwelt nach den vergangenen hundert Jahren erhebliche Desiderata auf, durch die besonders die Geisteswissenschaftler, also auch die Philologen, längst herausgefordert sein müssten (vgl. RÁDL 1910: 3-10, LOUŽIL 1987: 62-72). So geraten Purkyně und seine Schriften zwar nicht ganz in Vergessenheit, doch sie sind kaum rezipiert und zu keinem Objekt eines öffentlichen oder wissenschaftlichen Diskurses geworden.

Während die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse Purkyněs in der Physiologie und der Humanmedizin für die heutigen sich rasch entwickelnden Forschungsgebiete ein elementares, durch den immensen technischen Fortschritt z. T. überholtes Fundament darstellen, hatte und hat dagegen die bisherige Nichtbeachtung der Ansichten Purkyněs im Bereich der Sozialwissenschaften meines Erachtens gar keine Plausibilität. Besonders die Originalität und klare Pointierung der soziologischen Studien Purkyněs wie auch der hier zum Ausdruck gebrachte Humanitätsansatz sollten längst ihre anregende Wirkung entfaltet haben. Doch wurden Analysen seiner kulturpolitischen Schriften – *Academia* (1861) und *Austria Polyglotta* (1867) – wie auch seiner philologisch interessanten Dichtungsversuche – man denke nur an die originellen „Hybridky“ [makkaronische Dichtung, M. N.], also lyrische Experimente in mehr als einer Sprache – und seiner Übersetzungen der Lyrik bis heute kaum unternommen.⁷

2 Eine Übersicht der wichtigsten tschechischen bibliographischen Angaben vor allem bis 1987 bietet der schon erwähnte Aufsatz von Frýdková.

3 Purkyně, J. E.: Z mého života. Praha 1927. – Vzpomínky Jana Ev. Purkyně na vlastní mládí v Libochovicích prožitě. Libochovice 1887. – Purkyně, J. E.: Nitka z mého života. Živa. Praha 1855, S. 244ff. – Purkyně, J. E.: Ze zápisníku zemřelého přírodovědce, ed. Jaromír Loužil. Praha 1987.

4 Pokorná-Purkyněová, Růžena: Život tří generací. Vzpomínky na velké Purkyně. Praha 1944.

5 Chodounský, K[arel]: Jan Evang. Purkyně. Působení jeho pro rozvoj české kultury. Praha 1927.

6 Die grundsätzlichen Informationen sind besonders in den Enzyklopädien vorhanden. Sehr empfehlenswert immer noch die sehr ausführliche Biographie Purkyněs in der *Allgemeine Deutsche Biographie*: Heidenhain, R.: Purkinje, Johannes Evangelista. In: Allgemeine Deutsche Biographie 26 (1888), S. 717-731 (Onlinefassung); URL: http://www.deutsche-biographie.de/artikelADB_pnd118597159. Oder in der tschechischsprachigen Enzyklopädie: *Riegrův slovník naučný*. Band 6. Praha 1867, S. 1115-1119.

7 Purkyněs literarische Texte und seine Übersetzungen vgl. THON (1959) bzw. CHODOUNSKÝ (1927).

In meinen Ausführungen werde ich mich ausschließlich auf die überhaupt letzte und dazu politisch relevante Schrift Purkyněs – *Austria Polyglotta* – konzentrieren. Dieser Essay des achtzigjährigen Intellektuellen steht heute kaum rezipiert im Schatten der zumindest in der tschechischen Gesellschaft viel bekannteren und immer noch rezipierten Abhandlung *Academia*.⁸ Als eine politische abgestempelt, wurde die 1867, im Jahr des österreichisch-ungarischen Ausgleichs, auf Tschechisch und Deutsch zugleich erschienene Broschüre an den Rand des Interesses der ‚Purkinöologen‘ verbannt. In der Sekundärliteratur über Purkyně wird sie in der Regel mit ein paar Zeilen am Ende seiner Biographie gewürdigt (vgl. KRATOCHVÍL 1987: 27 und hier ein Auszug 150-154⁹). Es wird auf die überraschende Erzählform eines Märchens aufmerksam gemacht und der Umstand hervorgehoben, Purkyně habe sich hier für den Spracherwerb und damit für die nationale Versöhnung eingesetzt. Zugleich wird erwähnt, dass die Politik der Habsburger Monarchie ins Fadenkreuz der Kritik des Autors gerät (ENGLOVÁ/TOMÍČEK 2009: 45). Dies unterstreicht in der wohl neuesten Biographie zu Purkyně auch Karl-Heinz PLATTIG (2009: 52), fügt aber noch die kleine Bemerkung hinzu, Purkyně sei ein Vorgriff auf die Idee des heutigen Europa gelungen.

So stellt sich nun die Frage, wieso wird gerade diese Schrift von der gegenwärtigen pro-europäisch-gesinnten Forschung außer Acht gelassen? Kann sie, durch das politische Tagesgeschehen der Jahre 1866/1867 angeregt, heute noch mit Gewinn gelesen werden? Der Spracherwerb wird dabei die zentrale Kategorie meiner Analyse sein, das multinationale Österreich-Ungarn wird als ein (Sprach)Labor betrachtet, wobei es gilt, Purkyněs Hinweise zu entdecken und zu würdigen. Zum Schluss versuche ich noch kurz, auf die mangelnde Rezeption einzugehen.

2 Titel als Programm

Schon der Titel *Austria Polyglotta* stellt das Hauptthema dar und deutet zugleich darauf hin, dass die Schrift ein optimistisches Rezept zur Lösung der Nationalitätenfrage und damit der politischen Probleme des Habsburger Vielvölkerreiches sei. Dieses komplexe Thema beschäftigte den politisch engagierten und an der Kultur interessierten Naturforscher Purkyně seit Langem. Viele Gedichte seiner schon vor 1867 verfassten politischen Lyrik korrelieren gedanklich mit seinen Ausführungen in *Austria Polyglotta*. So ist z. B. aufschlussreich, dass er sich im Gedicht *Konfederace národů rakouských* [Konföderation der österreichischen Nationen] Gedanken über die einigende Bezeichnung des multinationalen Staates macht:

8 Im 2003 herausgegebenen Konferenzband zum Thema der Sprachenfrage in der Habsburger Monarchie ist Purkyněs Name zwar öfters erwähnt worden, allerdings nie in Bezug auf seine Schrift *Austria Polyglotta*, sondern immer auf *Academia* die sich schon im Titel auf das Konferenzthema explizit bezieht! (BINDER/KŘIVOHLAVÁ/VELEK 2003) Vgl. hierzu MANDLEROVÁ (2003: besonders 278), ŠTRBÁŇOVÁ/JANKO (2003), HLAVÁČKOVÁ (2003).

9 Auch für Kratochvíl spielt die *Academia* eine größere Rolle, denn er widmet ihr viel mehr Aufmerksamkeit. Der Auszug aus *Academia* ist zudem mit 19 Seiten deutlich umfangreicher als der bloß vierseitige aus *Austria Polyglotta*. (KRATOCHVÍL 1987, zu *Academia*: 24f. und 56-59 und Auszug 100-119).

Dávno Rakous nevěděl, do jakého se jména obláci;
 Austriak, Oestreicher, neb-li raděj Rakušan?
 Tamto Němec, zde Slovan, tu Rumun, Vlach tam, Maďar onde.
 Barvy to olejové, smísiti chtěls je vodou.¹⁰ (THON 1959: 61)

Die im Gedichtauszug aufgeworfene Frage wird durch den lateinischen Titel der Broschüre beantwortet. Latein kann die nach Purkyně sieben österreichischen Nationalitäten der Monarchie über die sprachlichen Unterschiede hinweg zu einem politischen Ganzen einigen. Die Österreichische Monarchie wäre demnach eine Gemeinschaft der Nationen, verbunden durch gemeinsame in die Antike reichende Wurzeln und Traditionen.

Dem entspricht auch der vorangestellte Leitspruch der Schrift: „Nur der Geist ist es, der alle Gegensätze versöhnt“. Das Motto erinnert eindeutig an Hegels Gedanken, dass im Begriff des „absoluten Geistes“ die extremsten Gegensätze und Widersprüche „aufgehoben“ – also „miteinander versöhnt“ – werden. Auch die Schlussfolgerung Hegels, dass erst im sittlichen, vernünftigen und daher wohlthuenden Staat die Freiheit zum allgemeinen Gut aller Individuen wäre, regte Purkyně an. Er, im damals preußischen Breslau lange Zeit tätig, übernimmt demnach den ihm sehr wohl bekannten theoretischen Rahmen des preußischen Staatsphilosophen in mehrfacher Hinsicht und versucht, ihn praktisch auf das Habsburger Reich anzuwenden.¹¹ Demnach soll die Schrift zu einem von Purkyně verschriebenen optimistischen Rezept werden, wie sein verehrtes Vaterland – die Donaumonarchie – von den damals aktuellen nationalpolitischen Problemen geheilt werden könnte.

3 Aufbau der Schrift

Auch der Aufbau der Schrift des Empirikers Purkyně ist von Hegels Gedanken stark beeinflusst worden. Nach einer Feststellung der quantitativen Angaben über die Nationalitätenverhältnisse in der Monarchie versucht Purkyně, die Nationalitäten anhand einer empirischen Analyse der subjektiv wahrgenommenen unmittelbaren Wirklichkeit zu charakterisieren. Die daraus sich ergebenden Schlussfolgerungen führen zum Ausloten der politischen Situation und der Suche nach einem vernünftigen Mechanismus, um die nationalpolitischen Spannungen zu lösen. Zum Schluss wird ein folgerichtiger Vorschlag unterbreitet, durch den eine vernünftige und plausible Lösung angebahnt werden könnte.

Der eigentliche wissenschaftliche Essay wird von einem als „politisches Märchen“ vorgestellten Text umrahmt. Dieser erinnert zwar vom Stil her – beginnend mit dem bezeichnenden „Es war einmal ...“ – an ein Märchen, doch der Leser findet im ganzen „politischen (Kunst) märchen“ abgesehen vom König des Reiches der sieben Nationen, der allerdings im Jahre 1867 eine Realität ist, keine Märchenfiguren mehr. Es gibt dort keine Zaubereien, phantastischen Elemente, sprechenden Gegenstände oder zumindest Tiere. Es geht auch gar nicht gut aus, sondern es endet düster mit einem Katastrophenszenario, ohne weitere Zukunft:

10 „Seit langem schon wusste kein Österreicher, in welchen Namen er sich einkleiden soll; Austriak [auf Polnisch Österreicher], Oestreicher [sic!], oder doch lieber Rakušan [auf Tschechisch Österreicher]? / Da ein Deutscher, hier ein Slawe, und dort wieder ein Rumäne, hie ein Welscher, dort ein Ungar gar./ Ölfarben das alles, wolltest du mit Wasser vermischen.“ (Übersetzung M. N.)

11 Vgl. z. B. die Gedichte Purkyněs aus seiner Breslauer Zeit: Duch jednoti protivy [Der Geist versöhnt die Streitigkeiten] S. 38. Bůh duch [Geist, der Gott] S. 37. S. 38 und 37 in THON 1959.

Damit schwand auch das wechselseitige Verhältnis der Nationen, welche nur durch die gemeinsame Regierung mit Gewalt zusammen gehalten wurden. So schwand auch die internationale Achtung und Liebe und die zartesten Blüten des menschlichen Geistes verwelkten; damit sank auch die Literatur, die Kunst und Wissenschaft auf immer niedrigere Stufen und wurde in kurzer Zeit von den benachbarten viel mächtigeren und in der Kultur fortgeschrittenen Völkern überboten. So floss allmählich das Königreich der sieben Nationen mit den benachbarten mächtigen Reichen zusammen und hinterliess nach sich keine Spur. (PURKYNĚ 1938: 62)

Es besteht also kein Zweifel, dass dieser Rahmentext kein Märchen aus einer fiktionalen Welt, sondern eine eindeutige Metapher für die reale Welt der Habsburger Monarchie ist. Die anschaulich herausgearbeitete Moral der Geschichte ist dann ein handfestes Warnsignal für die Monarchie im geschichtsträchtigen Krisenjahr 1867. *Austria Polyglotta* ist keine plumpe Kritik der Monarchie und kein pathetischer Ruf nach nationaler Versöhnung, sondern ein klarer Beitrag des erfahrenen und weisen Gelehrten zur politischen Debatte über die Überwindung der Notlage und vor allem Sicherung der Zukunft der Monarchie. Er sieht im gegenseitigen Erlernen der Landessprachen die Voraussetzung dafür, dass der multinationale Staat – hier die Monarchie – zukunftsfähig ist. Der Staat habe diese zu fördern und nicht zu unterbinden, lautet die eindeutige Botschaft dieses als „politisches Märchen“ getarnten Rahmens.

Im mittleren Teil – der eigentlichen soziologischen Studie einschließlich exakter Daten – untermauert der Autor seine Überzeugung mit Argumenten. Somit ergibt sich ein sinnvolles Ganzes. Die von Purkyně markierten Übergänge am Anfang „vom Märchen zur Wirklichkeit“ und zum Schluss „Des Märchens Ende“ sind daher als chronologische Zäsuren der Zeitenwende zu verstehen: Von dem verklärten geschichtlichen Abriss der Vergangenheit, über die soziologische Studie der Gegenwart mit exakten und realen, wissenschaftlich erhobenen Daten¹² bis zu einer dadurch angesteuerten Prognose für die Zukunft. Die Tatsache, dass die wissenschaftlich begründete Vorhersage des tschechischen Gelehrten nach 51 Jahren wahr geworden ist, weckt nun Neugier: zum einen auf die von Purkyně vorgeschlagenen Vorbeugungsmaßnahmen, zum anderen aber auch darauf, wie er zu seinen hellsichtigen Schlüssen überhaupt kam.

4 Nation und Staat

Die soziologische Abhandlung beginnt der Physiologe Purkyně mit einer statistischen Übersicht und folgender Charakterisierung der physischen und geistigen Anlagen der österreichischen Völker. Die einzelnen Nationen werden von ihm als Lebewesen dargestellt.

12 Die genaue Verortung kann leicht dechiffriert werden: So ist problemlos das „Siebenvölker Reich“ als Österreich aufgeschlüsselt, weil es zwar vier große (Sprach)Nationalitäten – die deutsche, die ungarische, die romanische und schließlich die slawische – gab, die letztere sich aber in weitere vier Dialekte teilte. Auch die im Märchen hervorgehobene Tatsache, dass der Herrscher, der Hof und der Adel mehrsprachig sind, entspricht der realen Situation des Jahres 1867, wie auch andere beschriebene Merkmale: Die königliche Residenz wird als Wien benannt, ein mächtiger Strom des Märchenlandes wird zur Donau, die Sendung des Landes ist, den Frieden zu stiften, was der damaligen Realität nach den verlorenen Kriegen gegen Italien und Preußen entsprach. Somit werden die Realien Österreichs dargelegt, wobei die ausführlichen Charakteristika der einzelnen ‚österreichischen‘ Völker wichtig sind.

Wie sich diese voneinander unterscheiden, so sind auch die Nationen mannigfaltig. Ihre unterschiedlichen Eigenschaften, die durch ihre geographische Lage geprägt sind und die man als Kultur zusammenfassen könnte, erklärt Purkyně anhand der damals gängigen, bis heute nicht ganz ausgemerzten Stereotype. Der damit hervorgerufene Eindruck der Oberflächlichkeit, den sich der Gelehrte leistet, wirkt zunächst befremdend, doch noch mehr überraschender ist der Umstand, dass seine Typisierungen keineswegs negativ ausfallen. Falls er Kritik ausüben will, wird sie zwischen den Zeilen vermittelt, wie das Beispiel der von der damaligen tschechischen Gesellschaft mit Sympathie betrachteten Ungarn verdeutlicht.¹³ In Purkyněs Wahrnehmung ist ein typischer Ungar:

[...] ein geborener Reiter, ein trefflicher Husar ..., [die Landschaft bietet] einen Überfluss an Wein, welcher nicht weniger beiträgt zur Weckung seines kräftigen, männlichen, herrischen Charakters, durch den er sich das benachbarte Taubenvolk der Slaven unterworfen hat. (PURKYNĚ 1938: 15)

Der von Herder unkritisch übernommene Stereotyp vom Taubenvolk der Slaven wird von Purkyně öfters zitiert. Doch vergisst er nicht, wieder sehr stereotypisch, zu verdeutlichen, dass sich die Tschechen „seit Jahrhunderten im Kampfe“ mit dem großen Deutschland und gar gegen die katholische Kirche für ihre nationale Selbständigkeit befänden (PURKYNĚ 1938: 16).

Beide Beispiele kennzeichnet eine dialektische Ambivalenz, die auch bei anderen dargebotenen Völkercharakteristiken zu finden ist. Sie deutet auf die Botschaft seines Essays hin: Purkyně ist sich der bestehenden national konnotierten Konflikte bewusst und will sie keineswegs verheimlichen, allerdings sieht er auf der anderen Seite gerade im kulturellen Reichtum aller Völker den Vorteil für den ganzen österreichischen Staat. Signifikant veranschaulicht diese Behauptung die Charakteristik des typischen Wieners,

der berufen ist, die schönsten Blüten des so fruchtbaren Reiches zu sammeln, indess die anderen vom Weiten herbeiströmenden Nationalen sie befruchten und ihr zur Blüte verhelfen, wenn es auch übrigens auf Unkosten ihrer eigenen Vaterlande geschehen sollte. (PURKYNĚ 1938: 14)

Auch die in den böhmischen Ländern lebenden Deutschen könnten nach Purkyně den Vorteil genießen, „getrennt von ihrem Centrum in enger Berührung mit der zahlreichen Nationalität eines anderen Stammes [zu]steh[en]“ (ebenda).

Die Kontakte zwischen den Nationalitäten innerhalb des Reiches deutet Purkyně eindeutig positiv, weil befruchtend. Sie helfen das Lebensniveau zu verbessern und sind daher zu unterstützen. Der Austausch ist gewinnbringend für alle, die sich daran beteiligen. Deshalb macht er auf die Möglichkeiten und Chancen aufmerksam, wenn er z. B. die Rumänen darstellt: „Dieses Volk [ist] heissblütig, öffnet sich erst in unseren Tagen mehr den Einflüssen der neueren Kultur, [...] seine Lage an der Schwelle zur orientalischen Welt bietet wirtschaftliche Vorteile“;

¹³ Vgl. dazu PURKYNĚ (1938: 33). „Die nationale Freiheit der Slawen soll nun dem magyarisch-deutschen Dualismus zum Opfer fallen. Der Dualismus [sei] als Divide et impera bezeichnet.“

wobei er darauf hinweist, dass „die Sprache [des an sich romanischen Volkes] stark mit Slavismus imprägniert ist“ (PURKYNĚ 1938: 19f.). Wenn die Eigenschaften der Nationen durch die Natur vorgegeben und von ihr beeinflusst sind, ist im Gegenteil der Staat als ein gesellschaftliches Konstrukt, das von den einzelnen Nationen ausgehandelt wird, charakterisiert. Er übernimmt dann die Aufgabe, für das Gedeihen der Nationen zu sorgen. Für Purkyně ist der nationale Gedanke ein unersetzliches Fundament der modernen Gesellschaft: „Heilig sei uns und jedem anderen Volke seine Nationalität, sie sei seine Religion.“ (PURKYNĚ 1938: 17). Folglich stellt sich für ihn nun die Frage, wie die Gedanken Hegels vom wohlthuenden Staat in der Praxis umzusetzen sind?

Die [bisherigen] Regierungen halten entweder an den alten verwitterten Formen [sic!], oder geben sich einer oder der anderen imponierenden Nationalität hin, ohne dass es ihnen bisher gelungen wäre, sei es aus Mangel des Verstandes oder aus Mangel des Gefühls für Rechtlichkeit, die richtige Methode zu erfinden, um verschiedene Nationalitäten in eine organische Einheit zu ordnen. (PURKYNĚ 1938: 22)

Allen damals gängigen Konzeptionen erteilt er eine klare Absage, genauso wie auch gewaltsamen Assimilationsprozessen (PURKYNĚ 1938: 22-24). Für die aktuelle Situation sei auch der intellektuelle Assimilationsprozess nicht mehr zu empfehlen, denn kulturlose Barbaren wie im Altertum gebe es nicht mehr.

5 Liebe und Humanität

Als den Hauptgrundsatz des modernen Umgangs mit der gegebenen Völkervielfalt macht Purkyně zwei Begriffe fest: Zum einen den der Humanität und zum anderen den der Liebe. Beide Begriffe vermisst er in der bisherigen Politik und deshalb plädiert er dafür, sie in die innere Politik Österreichs endlich einzuführen. Nur auf diese vernünftige Art und Weise kann ein Rezept gefunden werden, die kulturell ungleichen Völker zu einem Miteinander zu führen, also „die herrlichste Einheit der Nationen Oesterreichs zu errichten“ (PURKYNĚ 1938: 31). Um beide Begriffe in die politische Praxis einzuführen, muss der Staat, wie Hegel auch dachte, von einem aufgeklärten Monarchen geführt werden. Allerdings soll dieser Monarch ein wahres Genie sein, im Sinne von Plato: „Philosoph König oder König Philosoph“. Nur so wird gewährleistet, dass er „durch reine Liebe zu [sic!] Menschheit, besonders zu den Nationen, über die er herrscht“, durchdrungen sein werde. Damit wären nicht nur Glück und Wohlfahrt für den Staat gestiftet, sondern auf seiner Klugheit auch die Autorität des Königs aufgebaut. Auf gegenseitiger Sympathie und einer Sendung des Staates solle ein österreichischer Patriotismus beruhen. Die identitätsstiftende Aufgabe für Österreich übernimmt Purkyně von dem ihm persönlich bekannten böhmischen Historiker und tschechischen Politiker František Palacký: Ein konstitutionelles Österreich könnte ein Hort der Freiheit und Humanität für die Völker Mitteleuropas zwischen Deutschland [Großpreußen] und Russland sein.¹⁴

¹⁴ Purkyně lernte Palacký (1798-1876) kennen und schätzen, unterstützte ihn aber offensichtlich bei der Wahl in den Vorstand des Böhmischen Vaterlandsmuseum nicht, was zu einer Abkühlung der freundschaftlichen Beziehung führte. 1868 bekam der 81-jährige Purkyně eine persönliche Einladung zur Feier des 70. Geburtstages von Palacký, die er aus gesundheitlichen Gründen nicht annehmen konnte. Sein Ablehnungsschreiben unterschrieb er, wie schon in den 1830er und 1840er Jahren mit „inniger Freund“ (STOKLÁSKOVÁ 1999: 315).

Doch nicht nur „die Liebe zum Vaterlande, zur Menschheit zur Gerechtigkeit oder das Vertrauen in den guten Willen und den hohen Verstand der Anführer“ (PURKYŇ 1938: 42) soll letztendlich erfolgreich zur Verwirklichung eines guten Staates führen. Es ist noch eine andere Art der Liebe, die Purkyně *Kollegialität* nennt und, „welche bei allerhand öffentlichen Ämtern zu Tage kommt.“ Diese Kollegialität – oder Liebe zum Nächsten – ist zwar nach dem christlichen Vorbild konzipiert, aber der nationalbewusste Tscheche Purkyně, vielleicht auch in Anlehnung an Hegel, säkularisiert sie. Wohl im Hinblick auf die erzwungene Rekatholisierung seines Heimatlandes urteilt er gar: „Mit der Durchsetzung des Katholizismus [...] begann allerdings das Feuer der Liebe mehr zu erblässen und zu erkalten.“ (PURKYŇ 1938: 43). Die christliche Liebe soll also in die Idee der Humanität nach dem Vorbild der Freimaurer übergehen. Auch hier bleibt Purkyně, der aus dem Piaristenorden ausgetreten ist, der Empiriker und Kritiker der bisherigen politischen Zustände.

Auf seiner eigenen Erfahrung beruht auch der nächste wesentliche Punkt, wohl der Schlüsselpunkt seiner ganzen Überlegung: „Das ausgiebigste Mittel zur Näherung verschiedener Nationalitäten besteht darin, dass ein Volk das andere kennen lerne und lerne es achten und zu lieben. Das wird hauptsächlich durch Erlernung der Sprache des anderen Volkes erzielt“ (PURKYŇ 1938: 45). Liebe soll nicht nur in einer vertikalen Beziehung zwischen dem Monarchen und den Untertanen sein, genauso wichtig ist es, „wenn die Völker einander in Liebe genähert würden“ (PURKYŇ 1938: 40).

Ohne die Sprachenkenntnis ist nach Purkyně eine *Politik der Liebe* und dadurch eine Existenz der Monarchie nicht mehr zu gewährleisten, denn die Sprachenkämpfe bringen das ganze Staatsgebäude ins Wanken. Daher plädiert er für den gegenseitigen Spracherwerb: „Es ist nötig, dass von oben herab durch feste Gesetze die Erlernung der österreichischen Hauptsprachen zur Pflicht gemacht wird.“ (PURKYŇ 1938: 48).

6 Spracherwerb und seine Methoden

Auch beim Spracherwerb setzt Purkyně auf eine Verbindung zwischen Vernunft und Liebe. Zunächst sogar im wahrsten Sinne des Wortes. „Es wäre [...] zu wünschen, dass [...] [Misch-]Ehen in der Art gestiftet würden, dass mit ihnen zugleich eine Art herzlicher Näherung der untergebenen Nationen herbeigeführt würde.“ (PURKYŇ 1938: 42). Nach dem Vorbild des höheren Adels der Monarchie, der mehrsprachig und doch (staats-) patriotisch war, rät Purkyně zu Vernunftehen auch im Bürgertum, die gar von der Regierung unterstützt werden sollten. Purkyně, der Julia, die Tochter des Berliner Professors Rudolphi, heiratete, deren Mutter aus Schweden stammte, spricht erneut aus eigener Erfahrung, wie ein Brief Palackýs an seine Ehefrau Theresa aus Breslau im Jahre 1833 über seinen Besuch bei Purkyně bezeugt:

Es wird hier im Hause mehr böhmisch als deutsch gesprochen; Prof. Purkinje's Mutter ist eine Böhmin; seine Frau, eine Berlinerin, sehr gebildet, hat aus Liebe zu ihrem Manne böhmisch gelernt, daß sie nicht nur alle böhmischen Bücher gut versteht, sondern auch ziemlich geläufig spricht. So vergesse ich hier oft, daß ich mich im Auslande befinde. (zitiert nach KORÁLKA 2003: 131)

Der zufällige Erwerb der Sprachen durch alltägliche Privat- oder Berufskontakte wie sie in der Familie, im Handel, in der Armee oder bei ständigen Versetzungen von Staatsbeamten passieren, reicht nach Purkyně kaum. Er fordert einen systematischen Spracherwerb, der zu einer entschiedenen Tat des gütigen Staates werden und der durch andere Institutionen – wie z. B. von der Kirche und den Vereinen – unterstützt werden solle. Ausschlaggebend für die Einführung der Polyglottie sei im Urteil von Purkyně aber die Schule. Die Schlüsselrolle fällt dabei den Lehrern zu: „[Sie] sollen aller Hauptsprachen Österreichs mächtig sein. Ihre Bestimmung ist eben [sic!] die Polyglottie in Oesterreich einzuführen. Sie mögen daher gleich das erste Beispiel geben.“ (PURKYŇ 1938: 52). Um diese Aufgabe zu erfüllen, schlägt Purkyně vor, dreijährige Lehrerseminare zu schaffen, wo „nur“ [! M. N.] österreichische Hauptsprachen zu unterrichten seien.

Nachdem eine genügende Anzahl von Lehrern ausgebildet worden wäre, hätten auch alle Schulen praktisch zu Sprachschulen mutieren müssen. Mit den sieben im Staat üblichen Hauptsprachen (Deutsch, Ungarisch, Polnisch, Tschechisch, Ukrainisch, Rumänisch, Slowenisch und Italienisch) und ein bis zwei weiteren modernen Fremdsprachen (Französisch bzw. Englisch) kommt Purkyně zu dem schockierenden Ergebnis, dass die Schüler, schon ohne das klassische Latein und/oder Griechisch, weitere neun lebende Sprachen gleichzeitig zu lernen haben. Purkyně sieht in diesem Programm eine wahre Herausforderung, dennoch urteilt er:

[...] die inneren Verhältnisse des österreichischen Staates fordern dieses Opfer von der Regierung und von den Einzelnen, damit endlich die Näherung aller österreichischen Völker zur Tat werde und alle bisherigen Reibungen ihr Ende nehmen [...], sonst droht die endliche Zertrümmerung des österreichischen Staates. (PURKYŇ 1938: 55)

Die mögliche Skepsis, ob diese Aufgabe überhaupt bewältigt werden kann, versucht er gleich zu zerstreuen. Die Anlaufschwierigkeiten wären durch finanzielle Investitionen, durch Herausbildung guter Bedingungen und durch eine strenge Auswahl guter Kandidaten zu überwinden. Wichtiger noch sei das nötige Umkrempeln im Lehrplan und in den Unterrichtsmethoden. Der Unterricht in anderen Gegenständen, namentlich in klassischen Sprachen, Physik, Mathematik, Chemie und Geschichte müsste gekürzt werden, so dass zumindest einmal in der Woche die Schüler eine Stunde in der jeweiligen Sprache erhielten. Beim Unterricht würde man sich der direkten Methode bedienen, so „[...] wie das Kind die Muttersprache vom Munde zum Gehöre erlernt“ (PURKYŇ 1938: 53). Der auf sechs Jahre angelegte Lehrgang ermöglicht den Absolventen, nicht nur zu kommunizieren, sondern auch an der jeweiligen Sprachkultur teilzunehmen. Der Sprachunterricht würde zur Grundlage der Erziehung von einem modernen Menschen und österreichischen Staatsbürger mit moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Aspekten.

PURKYNĚS VORSCHLAG ZUR ERLERNUNG DER FREMDSPRACHEN IN ÖSTERREICH ¹⁵			
JAHRE für den Spracherwerb	METHODE	THEMENWAHL	ZIEL
1 - 2	Hören, Nach-Sprechen, selbstständiges Sprechen Vor-Lesen und Lesen	Ausschließlich nächste Umgebung des Schülers Allerlei für die Erziehung der Jugend taugliche Schriften	<u>geläufige Kommunikation</u> <u>Sittliche Erziehung</u>
3 - 4	Grammatik Schreiben	<u>Wohl wie vorher,</u> <u>keine weiteren Angaben</u>	Wohl wie vorher, keine weiteren Angaben „wie ein Eingeborener im Hören, Sprechen u. Schreiben gehörig geübt u. ausgebildet wäre“
5 - 6	Literatur und Kultur Schreiben von selbst- ständigen Aufsätzen Kennenlernen der unterschiedlichen Idiome	Kultur, Literatur, Prosa und Poesie	Gründliche Kenntnis der Literatur und der Geschichte der Sprache.

Seine Ausführungen beendet Purkyně mit subjektiven, auf eigener Erfahrung beruhenden Überlegungen, welche österreichischen Völker seine Gedanken am besten umsetzen bzw. welche dagegen sich widersetzen könnten. Es überrascht wohl kaum, dass in diesem Vergleich die zwei führenden Nationen der Doppelmonarchie – die Deutschen und die Ungarn – am schlechtesten abschneiden. Purkyně sieht es als ein psychisches und politisches Problem an. Aus diesem Grunde urteilt der aufmerksame Beobachter in beiden Fällen letztendlich optimistisch und mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit:

¹⁵ Vgl. PURKYNĚ (1938: 52-54): Die unterstrichenen Stellen ergeben sich aus dem Kontext, sind aber selbst von Purkyně nicht explizit angesprochen.

Der Widerstand [der Deutschen gegen den Erwerb der Landessprachen] ist aber ein künstlicher, ein gemachter, meistens in den grossdeutschen Zeitschriften unterhalten, welche den Irrtum verbreiten, dass durch die Erlernung der slavischen Sprachen die deutsche Nationalität einen Schaden erleiden würde. Man könnte doch aus der täglichen Erfahrung wissen, dass der einzelne Deutsche die französische, englische ja russische Sprache erlernt, ohne dass er aufhöre ein Deutscher zu sein, was allerdings nur auf seiner echt deutschen Gesinnung beruhen muss. (PURKYNĚ 1938: 58)

Und ähnlich fällt die Botschaft für die Magyaren aus, denn mit der Energie und dem Eifer der Ungarn [Magyaren, M. N.] und dank der Fügsamkeit der meisten in Ungarn lebenden Nationen sei die ‚Hungaria Polyglotta‘ zu erreichen.

Wir wollen nicht hoffen, dass der Stolz der Magyaren und Magyaronen eine solche Stufe des Wahnsinns erreichen könnte, wo dann von der Gleichberechtigung der Landessprachen keine Rede sein dürfte, da es bei den bisherigen Reibungen sein Verbleiben hätte. (PURKYNĚ 1938: 57)

Zur Durchsetzung seiner kühnen Pläne vorbestimmt sind für ihn seine tschechischsprachigen Landsleute, wie auch die Slawen in Preußen. Dies ist nicht nur auf die natürlichen Fähigkeiten zurückzuführen, urteilt der Mitbegründer der Physiologie, sondern auch auf den Umstand, dass die Germanisierung sehr erfolgreich bis in die niedrigsten Schichten durchgedrungen sei. Ein weiteres Argument ist schon bei seinen didaktischen Überlegungen ins Spiel gebracht worden: Die Slawen lernen leicht die anderen slawischen Idiome.

Dieses Urteil Purkyněs beruht auf seinen eigenen Erfahrungen vor allem aus Breslau, wo er um sich slawische Studenten versammelte (SIATKOWSKA 2003, PÁTA 1937). Es entspricht aber ebenfalls dem Urteil Herders und Hegels, über die zu erwartende Zukunft der ‚Slawischen Zeitepoche‘. In diesem Kontext muss deshalb auf den kulturellen Panslawismus Purkyněs aufmerksam gemacht werden. Denn schließlich gelangt Purkyně zu dem Schluss, dass die slawischen Völker in der Zukunft eine gemeinsame Sprache entwickeln sollten und damit als stärkste Nation in der Habsburger Monarchie daständen. Diese quantitative Stärke im kulturellen Panslawismus müsste dann politische Konsequenzen nach sich ziehen.

7 Fazit

Am Ende des Jahres 1867 wird die österreichische Verfassung, im Jahre 1868 die ungarische angenommen. Beide Konstitutionen ließen keinen Raum für die Pläne Purkyněs und daher veraltete seine Schrift, die als eine Stimme in der Debatte um die Ausgestaltung des durch die politische Krise erschütterten Reiches zu verstehen ist, von einem Tag auf den anderen. Denn die in der cis- wie auch in der transleithanischen Hälfte erarbeiteten Entwürfe zur Sprachenproblematik entsprachen keineswegs seinen Vorstellungen. Sie bewirkten

keine Beruhigung der Situation und Lösung der Nationalitätenkonflikte. Im Gegenteil: Das liberale österreichische wie auch das in der alltäglichen Praxis repressive ungarische Konzept führten zu einer Vertiefung der gegenseitigen nationalen Abschottung und in der Folge zu einer weiteren Radikalisierung des nationalen Diskurses im Vielvölkerreich. Beide förderten den Spracherwerb und die gegebene Mehrsprachigkeit der Bevölkerung nicht, ja sie waren sogar gegen sie ausgerichtet.¹⁶

Auch die tschechische politische Opposition reagierte auf den durch die Verfassungen gegebenen politischen Alltag mit Maßnahmen, die keine Schnittstellen zu dem in *Austria Polyglotta* geäußerten Programm Purkyně aufwiesen. Der schnelle Verlust an Aktualität und der daraus resultierende Mangel an Rezeption gleich nach dem Erscheinen sind die ausschlaggebenden Gründe dafür, warum die Broschüre und die hier geäußerten Gedanken Purkyně in Vergessenheit geraten sind. Die von Anfang an ausgebliebene Resonanz konnte auch in den nächsten Jahren kaum wettgemacht werden. Wer hätte sich mit Plänen für einen Umbau der Monarchie nach deren Zerfall 1918 noch beschäftigen wollen? Welcher Nationalist hätte im Zeitalter des radikalen Nationalismus und der ethnischen Homogenisierung für das Erlernen von neun Sprachen plädieren sollen? Und welcher Politologe, Soziologe oder gar Historiker würde ein Buch von einem Naturwissenschaftler beachten, das als Märchen beginnt und eigentlich in vielen Aspekten ziemlich idealistisch ja gar utopisch wirkt?

Und dennoch erfuhr *Austria Polyglotta* eine zweite – nur deutschsprachige (!) – Auflage. Unmittelbar nach dem Münchener Abkommen gab Vladimír Klecanda¹⁷ die Schrift Purkyně mit folgendem aktualisierten Nachwort heraus:

[...] Als eine Äußerung eines unerschütterten Glaubens an unseren Leitsatz „Die Wahrheit wird siegen“ und mit fester Überzeugung dieser Wahrheit mit allen Kräften zum Sieg zu helfen, habe ich dieses Büchlein mir und meinen Freunden zur Bekräftigung des erschlaffenden Geistes herausgegeben. (KLECANDA in: PURKYNĚ 1938: 72)

16 Der Paragraph 19 Artikel 3 der österreichischen Verfassung legte fest, dass kein Staatsbürger zur Erlernung einer ihm fremden Landessprache gezwungen werden dürfe. Für den Schulbereich bedeutete dies im Klartext, dass die Landessprachen in der Schule nicht zu obligatorischen Fächern gemacht werden durften. Auch in der ungarischen Reichshälfte verfehlten die liberalen, aber auf die einheitliche ungarische politische Nation abzielenden Sprach- und Schulgesetze im Alltag ihr Ziel. Sie führten in der Realität des ungarischen Staates zur Magyarisierung der anderssprachigen Staatsbürger. Beide Konzepte unterstützten statt einem gegenseitigen Spracherwerb die Einsprachigkeit (vgl. BURGER 1995: 37, VON PUTTKAMER 2003: 33f., 170f.).

17 PhDr. Vladimír Klecanda (1888-1946) studierte Geschichte an der tschechischen Universität in Prag (1907-1912), arbeitete nach dem I. Weltkrieg im Böhmisches Landesarchiv in Prag und beteiligte sich in den Jahren 1921-1924 als Fachexperte an der Durchführung von Archivbeständeteilungen zwischen der Tschechoslowakei und Österreich. 1924 habilitierte er sich an der Preßburger Komenský-Universität, wurde dort 1928 zum ordentlichen Professor ernannt und lehrte in Preßburg Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Als Forscher widmete er sich dem Bereich der historischen Hilfswissenschaften und bildete junge slowakische Archivare aus. 1936-37 war er Dekan der philosophischen Fakultät in Preßburg. Klecanda gehörte zu den Mitbegründern der Šafařík-Gesellschaft in Preßburg und war von 1933 bis zu seiner erzwungenen Emigration ihr Geschäftsführer. Während des II. Weltkrieges lebte er in Großbritannien und arbeitete für die BBC. Nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei bis zu seinem Tod 1946 war er Abgeordneter der Tschechischen Nationalen Sozialisten im Prager Parlament (MLYNÁRIK 1994: 182f.).

Das Büchlein für Mitglieder der im slowakischen Preßburg/Bratislava tätigen Šafařík-Gesellschaft hatte eindeutig die Aufgabe, in der politisch komplizierten und emotional sehr beängstigenden Situation auf die positiven tschechischen Tugenden aufmerksam zu machen. Neben einer Reihe von Zitaten Nietzsches, Hitlers, Rosenbergs und Görings, die den „deutschen Geist“ repräsentieren, wurden noch Palacký, Beneš und Masaryk vor dem Hintergrund der Schrift Purkyně zitiert. Damit entstehen „Zwei Welten“, wie Klecanda sein Nachwort betitelt: Dem tschechischen Genius stehe die deutschsprachige Barbarei gegenüber, der Humanität, Liebe und nationalen Versöhnung, die als tschechisch konnotiert werden, zeigt Klecanda den deutschen Chauvinismus, die Gewalt und nationale Überheblichkeit. Purkyně wird zur Waffe gegen ein verbrecherisches politisches System instrumentalisiert. Diese Aktualisierung Purkyně im politischen und eigentlich auch nationalen Kampf, der in der Slowakei erst vor dem Höhepunkt stand, ist nur aus der Perspektive des Oktobers 1938 und der Zerschlagung der Ersten Tschechoslowakischen Republik zu verstehen.

Ich möchte zumindest aus zwei weiteren Gründen für die soziologische Schrift des berühmten Empirikers Purkyně eine Lanze brechen. Zum einen stellt die Broschüre einen Schlüssel zum Menschen, Universalgelehrten und Politiker Purkyně dar und beweist den wechselseitigen gewinnbringenden Austausch zwischen Kulturen und Wissenschaften, den er selbst erfuhr und von dem er profitierte. Sie zeigt auch seine politischen Ansichten, die eng an den Austroslawismus Palackýs angelehnt waren. Zum anderen wirken die pädagogischen Ausführungen Purkyněs ansprechend, wenn auch unter ganz anderen politischen Rahmenbedingungen. Noch 1938 bringt Franz Krause die pädagogische Maxime Purkyněs, ohne allerdings auf *Austria Polyglotta* zu sprechen zu kommen, prägnant auf den Punkt:

Das Ziel dieser Schule ist nicht ein national spezialisierter Volksgenosse oder Staatsbürger, sondern der aus dem engen Kreise der Familie, der weiteren Schicksalsgemeinschaft des Volkes mit seiner eigentümlichen Sprache, Wesensart, Geschichte praktisch, ästhetisch und intellektuell herauswachsende Vollmensch, Weltbürger. (KRAUSE 1937: 8f.)

Neben den zeitlosen Begriffen Liebe, Kollegialität und Vernunft, die eine Grundlage zwischenmenschlicher Beziehungen bilden, würde ich den Aspekt der kulturellen Befruchtung bei einer gleichzeitigen Ablehnung der kulturellen Assimilation und ohne die Arroganz der Kulturträger hervorheben. So erkläre ich mir die nicht gerade gemäßigte Forderung, neun verschiedenen Sprachen zu lernen, anstatt eine einzige bzw. quasi zwei Hauptsprachen einzuführen. Purkyně wusste, dass durch den Pragmatismus in der sprachlichen Frage eine kulturelle Nivellierung geschähe und wichtige Teile der europäischen Kultur verschwinden. Während die ‚kleinen Sprachkulturen‘ mit dem Problem der Assimilation zu kämpfen haben, verstärken diese Maßnahmen die ‚Arroganz‘ der ‚großen Sprachkulturen‘, in denen die Bereitschaft ihrer Mitglieder schwindet,

Fremdsprachen überhaupt zu lernen.¹⁸ Gegen diese Verarmung, die sich z. B. auch in der heutigen Globalisierung in sprachlicher Hinsicht mit der Durchsetzung des Englischen abzeichnet, ist die letzte Schrift Purkyněs *Austria Polyglotta* gerichtet. Die Schrift kann also auch als ein Appell an die heutige europäische Politik gelesen werden, und zugleich verheißt sie doch eine Zukunft für die nicht-englischen Philologien in der globalen und vom Englischen dominierten Welt.

Literaturverzeichnis:

- BURGER, Hannelore (1995): Sprachenrecht und Sprachengerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918. Wien: Akad. Wiss. (= Studien zur Geschichte der österreichischen Monarchie 26).
- ENGLOVÁ, Jana/TOMÍČEK, David (2009): Jan Evangelista Purkyně. Ústí nad Labem: UJEP.
- FRÝDKOVÁ [Stoklásková], Zdenka (1992): Johann E. Purkinje und sein Bild in der Forschung der Achtziger Jahre in der Tschechoslowakei. In: *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 33, Heft 2, S. 371–380.
- HLAVÁČKOVÁ, Ludmila: Čeština v medicíně a na pražské lékařské fakultě 1784–1918 (2003). In: *Národní jazyky v kontextu dobového práva, vzdělanosti a vědy v habsburské monarchii 1867–1918*. Hrsg. v. Harald Binder, Barbora Křivohlavá u. Luboš Velek, Praha: Výzkumné centrum pro dějiny vědy, S. 327–344.
- KOŘALKA, Jiří (Hrsg.) (2003): František Palacký: Briefe an Therese. Korrespondenz von František Palacký mit seiner Braut und späteren Frau aus den Jahren 1826–1860. Dresden: Thelem (=Mittleuropa-Bibliothek 3).
- KRATOCHVÍL, Milan (1987): Jan Evangelista Purkyně a jeho snahy o reformu české školy. Praha: SPN.
- KRAUSE, Franz (1938): Des Goetheanisten Johannes Evangelista Purkyně pädagogischen Ideen. Brünn: Selbstverlag.
- LOUŽIL, Jaromír (1987): Naturfilozofie. In: Purkyně, Jan Evangelista: *Útržky ze zápisníku zemřelého přírodopisce*. Praha: Mladá fronta, S. 62–72.
- MANDLEROVÁ, Jana (2003): K angažovanosti akademické inteligence v národně politických sporech v Čechách v letech 1867–1918. In: *Národní jazyky v kontextu dobového práva, vzdělanosti a vědy v habsburské monarchii 1867–1918*. Hrsg. v. Harald Binder, Barbora Křivohlavá u. Luboš Velek. Praha: Výzkumné centrum pro dějiny vědy, S. 273–283.
- MLYNÁRIK, Ján (1994): *Českí profesori na Slovensku. I. diel. Českí profesori a ich slovenskí žiaci na Univerzite Komenského v rokoch 1919–1949*. Praha: Danubius.
- PÁTA, Josef (1937): Purkyně a lužičtí Srbové. In: *Jan Ev. Purkyně 1787–1937. Sborník statí*. Praha: Purkyňova společnost, S. 260–285.
- PLATTIG, Karl-Heinz (2009): Johann Evangelist Purkinje (1787–1869). Ehrenmitglied der Physikalisch-medizinischen Sozietät zu Erlangen. Jan Evangelista Purkyně. Čestný člen vědecké společnosti Societas physico-medica Erlangensis. Erlangen und Jena: Palm & Enke.
- PURKYNĚ, J[ohann] E[vangalista] (1938): *Austria Polyglotta*. 2. Auflage [nach der Erstauflage 1867]. Hrsg. v. Vladimír Klecanda. Bratislava: Universum.
- PUTTKAMER, Joachim von (2003): *Schulalltag und nationale Integration in Ungarn. Slowaken, Rumänen und Siebenbürgersachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914*. München: Oldenbourg.

- RÁDL, Emanuel (1910): O rázu filosofování Purkyňova. In: Purkyně, J. E.: *Útržky ze zápisníku zemřelého přírodopisce*, Praha: Otto, S. 3–10.
- SIATKOWSKA, Ewa (2003): *Dzieło czyni mistrza. Wrocławscy uczniowie J. E. Purkyniego i F. L. Čelakovskiego*. In: *Wrocław w Czechach – Czesi we Wrocławiu. Literatura, język, kultura*. Hrsg. v. Zofia Tarajło-Lipowska und Jarosław Malicki. Wrocław: Oficyna Wydawnicza Atut, S. 148–154.
- STOKLÁSKOVÁ, Zdenka (1999): *Spojení sil pro vznešené cíle – František Palacký a Jan Evangelista Purkyně*. In: *František Palacký 1798/1998. Dějiny a dnešek*. Hrsg. v. František Šmahel u. Eva Doležalová. Praha: Historický ústav AV ČR, S. 301–316.
- ŠTRBÁŇOVÁ, Soňa/Janko, Jan (2003): Uplatnění nového českého přírodovědného názvosloví na českých vysokých školách v průběhu 19. století. In: *Národní jazyky v kontextu dobového práva, vzdělanosti a vědy v Habsburské monarchii 1867–1918*. Hrsg. v. Harald Binder, Barbora Křivohlavá u. Luboš Velek. Praha: Výzkumné centrum pro dějiny vědy, S. 297–311.
- TĚŠŇSKÁ, Emílie (2003): *Vznik a působnost přírodovědeckého spolku „Lotos“ v českých zemích*. In: *Národní jazyky v kontextu dobového práva, vzdělanosti a vědy v Habsburské monarchii 1867–1918*. Hrsg. v. Harald Binder, Barbora Křivohlavá u. Luboš Velek, Praha: Výzkumné centrum pro dějiny vědy, S. 345–399.
- THON, Jan (Hrsg.) (1959): *Básnický glosář Jana Evangelisty Purkyně*. Praha: Státní nakladatelství krásné literatury, hudby a umění.
- URZIDIL, Johannes (1937): Goethe und J. E. Purkyně. In: *Prager Rundschau* 6, S. 423–443.

18 Dies ist bei den Deutschen in den böhmischen Ländern vor 1918 zu beobachten, wie auch heute u. a. bei US-Amerikanern oder bei britischen Schülern und Studenten. Vgl. u. a.: <http://sprachennetz.blogspot.com/2010/08/immer-weniger-britische-schuler-lernen.html>, http://www.bbc.co.uk/blogs/seealso/2010/08/daily_view_decline_in_students.html, aber auch: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,723801,00.html>.

WEGE DER SPRACHWISSENSCHAFT

EVA ČULENOVÁ/LADISLAV GYÖRGY/JANA MIŠKOVSKÁ/ EVA SCHWARZOVÁ

Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Slowakischen. Eine konfrontativ-kontrastive linguistische Analyse

Der Beitrag präsentiert die Problematik der Possessivität in zwei typologisch diversen Sprachsystemen. Die Autoren analysieren die Ausdrucksweisen und die Spezifika der Kategorie der Possessivität in der deutschen Sprache (als einem Repräsentanten der germanischen Sprachgruppe) und in der slowakischen Sprache (als einem Repräsentanten der slawischen Sprachgruppe und zugleich der Muttersprache der Autoren). Es werden die vielseitigen semantischen und strukturellen Aspekte in beiden Sprachen beschrieben, wobei die konfrontative und kontrastive Betrachtung von Bedeutung ist. Es wurden die Konstruktionen beider Sprachen ausgewählt, die nach der von den Autoren angenommenen Begriffsbestimmung der Possessivität als possessiv zu betrachten sind. Die präsentierte Problematik kann für weitere Analysen und Untersuchungen sowohl im Bereich der Sprachwissenschaft als auch für die Erweiterung der interlingualen Kompetenz in beiden Sprachsystemen inspirierend und hilfreich sein.

1 Charakteristische Züge der Possessivität im Allgemeinen

Die Possessivität ist prototypisch als eine Beziehung der Zugehörigkeit zwischen zwei Entitäten zu verstehen, von denen die eine, welche die Possessivität ausübt, als Possessor fungiert, während die andere, welche der Possessivität unterliegt, als Possessum auftritt. „Der Possessor ist prototypisch belebt und vorzugsweise menschlich, [...]. Das Possessum kann genauso belebt wie unbelebt sein“ (SEILER 1988: 81).

Jede Sprache realisiert den Ausdruck der Besitzverhältnisse anders. Die Sprache spiegelt die spezifische Realitätswahrnehmung einer jeden Nation wider. Diese Wahrnehmung wird durch die Mentalität, Lebensverhältnisse und Geschichte bedingt und geprägt. Die Wahrnehmungsunterschiede zwischen einzelnen Nationen kann man auch in der Art und Weise der sprachlichen Realisierung der Possessivität beobachten. Dieser Beitrag bietet einen Einblick in die sprachliche Gestaltung der Besitzverhältnisse in zwei Sprachsystemen (wie oben erwähnt), wobei auf die Affinitäten, aber auch auf die Differenzen hingewiesen wird.

Posesivita v sebe zahrňa, obsahuje vlastnenie, disponovanie. Jej sémantickým signálom je sloveso *mať* so synonymnými paralelami *vlastniť*, *vládnuť*, teda, pokladať niečo za svoje na základe práva, byť majiteľom niečoho. (KRÁTKY SLOVNÍK SLOVENSKEHO JAZYKA 1997: 803).¹

¹ In der Possessivität ist das Besitzen von jmdm./etw. und das Verfügen über jmdn./etw. inbegriffen. Ihr semantisches Signal ist das Verb *mať* (haben) mit seinen Synonymen *vlastniť* (besitzen), *vládnuť* (innehaben, beherrschen), also etwas aufgrund des Rechts sein Eigen nennen, der Besitzer von etw. sein (Übersetzung des Zitates, Autoren).

Gerlaková definiert eine solche Beziehung als die Sphäre des Subjekts (vor allem geht es um den Menschen), seine räumliche Reichweite, dem das folgende semantische Modell zu Grunde liegt: Der Possessor hat/besitzt das Possessum. Die formale Realisierung dieser inhaltlichen Ebene in der Sprache muss nicht immer die gleiche sein. Zum Ausdruck der Possessivität existieren in der Sprache viele spezifische Formen (vgl. GERLAKOVÁ 2010: 144). Zu dieser Problematik äußert sich auch DOBRÍK (2010: 62f.), er weist zugleich auf parallele und differente semantische Schattierungen in den verglichenen Sprachen hin.

2 Possessivität im Deutschen

Im Deutschen umfasst der Begriff Possessivität unterschiedliche Verbundenheitsrelationen und verschiedene Beziehungen. Die Besitzverhältnisse sind nicht die einzige Beziehungsart, die mittels dieser Ausdrücke realisiert werden kann. Es handelt sich um eine innere Zugehörigkeit, eine innere Verbundenheit, eine Art Angemessenheit u. a., die weiter klassifiziert werden können: z. B. als Teil-Ganzes-Relationen oder verschiedene soziale Beziehungen wie die der Verwandtschaft. Diese verschiedenen Arten von Beziehungen müssen nicht unbedingt durch bestimmte Wörter sprachlich realisiert sein, sondern sie werden vielmehr als solche empfunden. Diese Empfindungen kommen durch die Kombination bzw. durch den „Zusammenbau“ der possessiven Sprachmittel zum Ausdruck. Possessive Konstruktionen gründen ihre semantische Funktion auf verschiedene Beziehungen, die nicht an einem konkreten Wort hängen, sondern zwischen den Gliedern hergestellt sind.

Nach ŠTÍCHA (2003: 230) kann die Possessivität explizit und implizit ausgedrückt werden. Explizit wird die Possessivität auf morphologischer Ebene durch Possessivpronomen, Possessivsubstantive und Possessivadjektive realisiert, auf syntaktischer Ebene durch Attribut und Prädikat. Implizite Ausdrucksweisen der Possessivität verzichten auf einen konkreten sprachlichen Possessivausdruck, d. h. das entsprechende Substantiv wird ohne oder mit bestimmtem Artikel gebraucht (vgl. ŠTÍCHA 2003: 230). Die Art und Weise, wie die Possessivität sprachlich ausgedrückt wird, hängt oft vom Typ der Entität ab, die der Possessivität unterliegt.

a) Prädikate als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Der prädikative Ausdruck der Possessivität realisiert sich im Deutschen nur durch verbaltige Syntagmen, die possessive Relation wird mittels gewisser lexikalischer Elemente expliziert. Hier erwähnen wir drei wichtige Verben, die diese Funktion erfüllen:

- *haben* – ist u. a. ein zweistelliges Verb. Es etabliert eine Possessor-Possessum-Relation, die sich syntaktisch als /A hat B/ und grammatisch als Subjekt-Objekt-Relation manifestiert. Aufgrund seiner Verwendungsvielfalt im possessiven Bereich wird (*haben*) im Vergleich mit anderen adverbialen Ausdrucksmitteln eine zentrale Rolle zugeschrieben und es tritt außer im possessiven in einer Vielzahl weiterer Kontexte auf. Ausdrucksmittel der Possessivität sind z. B.:
 - (1) *Peter hat ein Haus.* (*haben* als besitzen);
 - (2) *Das Haus hat drei Eingänge.* (*haben* als in einem Ganzen als Teil enthalten sein);
 - (3) *Die Frau hat viele Kleider.* (*haben* als zur Verfügung haben) usw.

- *besitzen* – wie bei (*haben*) geht die Richtung der Relation vom Possessor zum Possessum. Durch (*besitzen*) können nicht alle possessiven Relationen signalisiert werden, sondern nur die Besitz-Relation, was durch die lexikalische Bedeutung des Verbs bestimmt ist. Eine weitere kontextuelle Interpretation ist nicht erforderlich. Dieses Verb hat das höchste semantische Gewicht beim Ausdruck possessiver Verhältnisse und das nicht nur im Vergleich mit (*haben*), das über keine lexikalische Bedeutung verfügt, sondern auch im Vergleich zu (*gehören*), das nicht in der Lage ist, die Art der Relation so genau zu bestimmen wie (*besitzen*) (vgl. NOURELHODA 2001: 89ff.).

- *gehören* – die Zuordnungsrichtung, die durch (*gehören*)-Sätze realisiert wird, geht im Gegensatz zu (*haben*) und (*besitzen*) vom Possessum zum Possessor. Syntaktisch bedeutet das, dass das Possessum als Subjekt auftritt, während der Possessor in den Prädikatsraum integriert wird. Im Vergleich zu (*haben*) ist (*gehören*) stärker selektiv und bezeichnet eine Besitzer-Besitz-Relation zwischen einem belebten Referenten und einem belebten/unbelebten, abstrakten/konkreten Objekt, z. B.:

(4) *Der Hund gehört mir.*

(5) *Der Raum gehört der Universität.* usw.

Im letzten Beispiel handelt es sich um eine abstrakte menschliche (metonymische) Übertragung. Wichtig ist zu erwähnen, dass der Possessor, der im Dativ steht, ein menschliches Wesen sein muss (vgl. NOURELHODA 2001: 87ff.).

b) das Kasussystem als Ausdrucksmittel der Possessivität (Genitiv und Dativ):

Der Genitiv – seine Hauptfunktion im Deutschen ist, Attribute zu bilden. Er fungiert als beziehungsbildendes Mittel zwischen zwei Substantiven. In der Regel sind die Genitivattribute postponiert, z. B. *das Buch des Lehrers*, doch es gibt auch anteponierte Genitivkonstruktionen (bei denen das regierende Element dem regierten vorangeht und mit -s oder Apostroph endet). Dieser wird meistens von Personennamen oder geographischen Bezeichnungen gebildet, z. B. *Peters Frauen*. Das Genitivattribut drückt verschiedene possessive Relationen aus:

- Teil-Ganzes-Relation – *die Fenster des Hauses*;
- Besitz-Relation (in diesem Falle sprechen wir vom Genitivus possessivus) – *das Geld des Vaters*;
- Zugehörigkeitsrelation – *die Kinder meines Freundes*; u. a.

Der Genitiv kann beim Ausdruck bestimmter Possessiv-Relationen durch ein Präpositionalattribut ersetzt werden, z. B. bei geographischen Bezeichnungen *die Türme von Berlin*.

Der Dativ – fungiert semantisch als attributive, aber auf syntaktischer Ebene als prädikative Ausdrucksweise der Possessivität. Dativkonstruktionen integrieren den Possessor zusammen mit einer dritten Entität in die verbale Phrase (vgl. NOURELHODA 2001: 111).

Im Zusammenhang mit dem Ausdruck der Possessivität spricht man vor allem vom sog. Pertinenzdativ. Die Pertinenzrelation wird als „physischer Kontakt zwischen Possessor und Possessum“ verstanden (WEGENER 1985: 89), d. h. darunter kann man Körperteile, Kleidungsstücke, Eigenschaften, Gewohnheiten, soziale Relationen und sogar Fahrzeuge subsumieren. Zu diesen possessiven Relationen gehören Relationen wie: verfügen über, besitzen, ein Teil von etwas sein, verwandt sein, eine Eigenschaft haben u. a. Die Dativ-Entität in deutschen Pertinenzdativ-Konstruktionen ist belebt, bezeichnet

am häufigsten die Relation des Ganzen gegenüber dem Teil und realisiert sich nominal und pronominal, z. B.

(6) *Ich wasche dem Kind die Hände. Ich wasche mir die Hände.*

c) Adjektive als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Im Deutschen treten Adjektive immer vorangestellt auf und bilden damit präterminierende Attribute, d. h. das Bezugswort wird durch ein adjektivisches Element determiniert. Solche Konstruktionen sind (wie alle adjektivischen Attribute) durch unendliche Erweiterung gekennzeichnet. Die adjektivische Possessivität hat im Deutschen keinen breiten Verwendungsbereich. Durch Adjektive und gleichwertige Partizipien können Eigenschaften bezeichnet werden, mit denen ein Objekt ausgestattet ist z. B.: *rotgestreift, steinig, schmutzig* usw.

(7) *Ein rotgestreiftes Kleid ist ein Kleid, das rote Streifen hat und eine steinige Straße ist eine Straße, die Steine hat.*

Hier kann man eine klare Tendenz zur Eigenschaftsbeschreibung beobachten (vgl. NOURELHODA 2001: 77f.).

d) Pronomen als Ausdrucksmittel der Possessivität (Possessivpronomen):

Possessivpronomen sind prototypische Ausdrucksmittel der Possessivität im Deutschen. Es handelt sich um Verbindungen mit folgendem Muster: Possessivpronomen + Nomen (*meine Tante*) (vgl. SEILER 1988: 85). Die deutschen Possessivpronomina sind folgende: *mein, dein, sein, ihr, unser, euer, ihr*. Zum Ausdruck der Possessivität benutzt man sie im Deutschen in drei Gebrauchsweisen:

- als Attribut – die adjektivische Gebrauchsweise ist die häufigste, z. B. *mein Hund*;
- als Bestandteil des Prädikats – z. B. (8) *Der Hund ist mein*. Die Possessivität wird hier durch das kontraktile (Hilfs)Verb sein realisiert. In diesem Falle sind die flektierten und flexionslosen Formen des Pronomens zu unterscheiden. In den flexionslosen Formen (*Der Hund ist mein*.) wird das Possessum durch Satzkonvention inferiert. In den flektierten Formen (oft in Verbindung mit dem bestimmten Artikel, z. B. *Dieser Hund ist der meine*.) wird mit Nachdruck die emotionale (stilistische) Färbung realisiert und zugleich wird direkt auf das Geschlecht (des Possessums), indirekt auf die Rolle des Possessors (Hörers, Sprechers) oder seine An/Abwesenheit hingewiesen;
- als Substantiv – z. B. (9) *Dein Notebook funktioniert nicht, doch meines schon*. In der Rolle des Substantivs übernimmt das Pronomen auch dessen Eigenschaften (Artikel und Flexion). Eine Bedingung für den Ausdruck der Possessivität durch substantivierte Pronomen ist, dass das Possessum bekannt ist oder es sich um ein Idiom handelt – z. B. *Wie geht es den Deinen?*

e) Nomina als Ausdrucksmittel der Possessivität (Possessivsubstantive und Komposita):

Explizit und rein lexikalisch kann die Possessivität mittels der sog. Possessivsubstantive wie z. B. *Besitzer, Besitz, Eigentum, Eigentümer* realisiert werden. Die possessive Relation ist in den Nomen inbegriffen.

Als Ausdrucksmittel der Possessivität werden auch sog. Possessivkomposita angesehen. Es geht vor allem um Komposita mit adjektivischem Bestimmungswort, das die Tendenz zur Eigenschaftszuweisung am besten demonstriert. Das Bestimmungswort weist die referentielle Funktion nicht aus, die aber für den Possessor prototypisch ist. Deshalb kann man

Komposita den Ausdrucksmitteln der Possessivität nur peripher zuordnen (z. B. *Wertungen Mutterglück, Vaterstolz* oder Verweise auf soziale Funktionen wie *Regierungsvorsitzender*) (vgl. NOURELHODA 2001: 50 ff.).

3 Possessivität im Slowakischen

Die Kategorie der Possessivität ist mit der Semantik des gegebenen Wortes, der Wortverbindung bzw. auch der gesamten Satzkonstruktion verbunden. Die Semantik steht im Vordergrund und wird mit grammatischen Mitteln realisiert (es gibt im Slowakischen Fälle, bei denen die grammatische Erscheinung implizit, durch sich selbst die spezifische Semantik ausdrückt).

CHOMOŤ (2010) konkretisiert folgende semantische Schattierungen der possessiven Beziehungen:

- Zugehörigkeit im engeren Sinne als Oberbegriff für den Ausdruck eines Verhältnisses zwischen zwei Entitäten. Die Zugehörigkeit untergliedert die Autorin nach dem Charakter der Partizipanten, d. h. diese kann außer eines engen possessiven Verhältnisses zwischen dem Personen-Possessor und dem Gegenstand-Possessum auch die Zugehörigkeit abstrakter Entitäten umfassen, die als Possessiv-Relation zu bewerten ist;
- Zugehörigkeit im weiteren Sinne. Diese Verhältnisse stehen dem Besitzen nahe, aber sie beinhalten auch andere Qualitäten des Besitzens, welche durch gegenständliches Eigentum repräsentiert werden:
 - Beherrschen – das Verhältnis zwischen einem personalen Possessor und einem belebten (nicht personalen) Possessum – die Bedingung ist, über die beherrschte Entität frei zu verfügen (als Hintergrund für temporal verstandenes Eigentum);
 - Autorenschaft, Beziehung des Urhebers – die spezifische Beziehung zu den Ergebnissen menschlicher Tätigkeit, zu Artefakten (gegenständlichen und auch geistigen);
 - abstraktes Besitzen – der Besitz von abstrakten Entitäten – z. B. eine Stimme besitzen;
- psychische und physische Eigenschaften als Grundlage der Subjekt- oder Objekt- Deskription:
 - Qualifizierung: possessive Formen werden zur Objekt-Deskription genutzt, wodurch im gedanklich-inhaltlichen Bereich die besessene Entität zum neuen Argument wird;
 - der Handlungsträger – ist gebunden an die Vorstellung des Possessors als Gesamtorganismus, von dem die Tätigkeit und deren Ergebnisse nicht zu trennen sind (diese Abtrennung ist an den Prozess der Interiorisierung gebunden);
- Besitz, spezifische Relation als Ergebnis der Gesamtheit von Entstehungs- und Erhaltungsprozessen einer Entität (Zueignung). Das Zentrum dieser Beziehung ist gegenständlicher Besitz im Sinne des Eigentums, das Besitzverhältnis umfasst zugleich auch das Verfügen über die besessene Entität, es trägt auch Züge des zeitweiligen Besitzes/Gebrauchs mit dem Recht der beliebigen Verfügung über diese Entität. Der Possessor kann in diesem Fall nur eine Person sein; hierher gehört rechtlich bestätigtes Eigentum als Gesamtheit der Dinge, die jemandem gehören (Vermögen);
- spezifische Beziehungen der Zugehörigkeit:
 - Teil-Ganzes-Relation – die Zusammengehörigkeit eines inhärenten Bestandteils und des Possessors (untrennbare Verbundenheit, dauerhafte Positionierung eines Elements);

- Teil-von-Relation – ein Bestandteil eines organischen Ganzen, dies betrifft nur die Bezeichnungen der Körperteile von Personen und Tieren, ausgedrückt wird wesenhafte/innere Verbundenheit (als gegenseitige Beziehung zwischen dem Possessor und der Entität);

- gesellschaftliche/soziale Relationen und Verwandtschaft – als spezifische aus der genauen Alters- und Generationendifferenzierung der Partizipanten resultierende Relationen, gebunden an einen spezifischen Realitätsausschnitt (vgl. CHOMOVÁ 2010: 237f.).

Das Slowakische hat ein relativ breites Spektrum an sprachlichen Mitteln zum Ausdruck der Possessivität:

a) Prädikate als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Eine possessive Beziehung kann man primär mittels prädikativer Konstruktionen ausdrücken, vor allem mit dem Basisverb *mať* (haben), z. B.: (10) *Mám mačku.* (Ich habe eine Katze.) Dieses Verb integriert mehrere semantische Schattierungen und zwar: *vlastniť* (besitzen), *patriť* (gehören), *nosiť* (tragen), *obsahovať* (beinhalten), *dostávať* (bekommen) usw. Diese grammatische Konstruktion ist im Slowakischen die Basiskonstruktion zum Ausdruck einer possessiven Beziehung, weil das Verb *mať* (haben) primär auf den Ausdruck des Besitzverhältnisses zentriert ist. In dieser Konstruktion steht der Possessor in der Position des Subjektes – im Slowakischen kann es ausgedrückt oder nicht ausgedrückt sein (in diesem Falle weist ein entsprechendes Suffix auf das Subjekt hin). Das Possessum steht in der Position des Akkusativobjektes. Das Verb *mať* (haben) kann durch das Hilfsverb *byť* (sein) ersetzt werden, falls dieses an ein entsprechendes Substantiv oder Pronomen gebunden ist, z. B.: (11) *Mačka je moja.* (Die Katze ist mein.) In diesem Fall wird das Akkusativobjekt zum Subjekt und das Subjekt (Possessor) „versteckt sich“ implizit im Possessivpronomen *moja* (mein).

b) das Kasussystem als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Das Slowakische benutzt bei der Versprachlichung der Possessivität mithilfe des Kasussystems vor allem das determinative Syntagma. Das Besitzverhältnis wird vor allem durch Genitiv und Dativ ausgedrückt, der erstere ist semantisch primär an den Ausdruck des Eigentums gebunden und wird vor allem mittels des entsprechenden Suffixes realisiert, z. B.: *dom mamy* (das Haus der Mutter, Mutters Haus), oder *báseň od Shakespeara* (das Gedicht von Shakespeare). Falls die Possessivität durch den Genitiv ausgedrückt wird, benutzt das Slowakische keine Präpositionen, diese kann man immer in die Verbindung von possessivem Adjektiv und Substantiv transformieren, wobei das possessive Adjektiv semantisch den Possessor und das Substantiv das Possessum ausdrückt, z. B.: *zoznam lekára – lekárov zoznam* (die Liste des Arztes – Arztes Liste). Der slowakische Genitiv kennt aber auch präpositionale Verbindungen. Doch dies modifiziert die semantische Schattierung des Besitzverhältnisses, z. B.: *báseň od Shakespeara* (das Gedicht von Shakespeare). Daraus resultiert, dass die possessive Beziehung durch die Bewegung von einem Possessor zum anderen modifiziert ist. Die Präposition *od* (von) deutet an, dass das gegebene Possessum vom entsprechenden Possessor nicht immer besessen wurde (in der Vergangenheit), d. h. in den Kontext tritt der temporale Faktor mit ein. Die Ganzes-Teil-Relation drückt das Slowakische in Genitivverbindungen mittels der Präposition *z* (aus), z. B.: *skriňa z domu* (der Schrank aus dem Haus), wobei dies oft die Bewegung vom Possessor weg signalisiert. Damit wird angedeutet, dass das gegebene Possessum Bestandteil des Possessors ist, doch nur für eine bestimmte Zeit, es kann gewisse Zeit auch außerhalb des Possessors existieren. Dabei spielt der temporale Faktor im Kontext der Aussage wieder eine Rolle.

Der Dativ ist im Slowakischen der primäre Kasus der Possessivität, z. B.: (12) */Dám/mame knihu* (Ich gebe der Mutter das Buch.). Das Besitzverhältnis wird durch das Suffix des entsprechenden Substantivs ausgedrückt, nicht durch eine Präposition. Dieser Kasus bezeichnet nicht das aktuelle/direkte Besitzverhältnis, sondern das zukünftige, bevorstehende, z. B.: (13) */Prinesiem/ bratovi knihu* (Ich bringe dem Bruder das Buch. aber auch: Ich werde dem Bruder das Buch bringen.). Das zukünftige Besitzverhältnis wird (ähnlich wie auch in Genitivverbindungen) durch das Suffix des Possessor-Substantivs ausgedrückt.

Außerdem benutzt man den Präpositionalinstrumental (der 7. Fall im slowakischen Kasussystem) – z. B. *mama s dcérou* (die Mutter mit der Tochter). Hier wird implizit ein stabiles Besitzverhältnis ausgedrückt (Possessor hat Possessum). Indirekt wird darauf hingewiesen, dass sich der gegebene Possessor (bzw. das Possessum) in der gegebenen Situation gerade irgendwo befindet. So tritt im Kontext der räumliche Faktor hinzu.

Der Lokativ (der 6. Fall des slowakischen Kasussystems) drückt vor allem die Zugehörigkeit eines Teils zu einem Ganzen aus – z. B.: *izba v dome* (ein Zimmer im Haus). Diese Konstruktionen drücken primär die Verbundenheit des Ganzen mit dem Teil aus, doch die Präpositionen modifizieren die semantische Schattierung leicht, sodass sie indirekt auf den Ort/Raum hinweisen, in dem sich das gegebene Possessum befindet. Die Aussage wird also konkretisiert und genauer formuliert, indem der Ort/Raum angeführt wird.

c) Adjektive als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Adjektive werden im Slowakischen nach bestimmten Deklinationsmustern gebeugt. Zu den possessiven Adjektiven gehören im Slowakischen vor allem diejenigen, die nach den Beugungsmustern *otcov*, *matkin* dekliniert werden. Durch diese Adjektive werden Besitzverhältnisse von Personen/Tieren ausgedrückt. Die Deklinationsmuster *otcov* (Maskulinum) und *matkin* (Femininum) beziehen sich semantisch auf Lebewesen, z. B.: *dedov klobúk* (Opas Hut). Die angeführten Deklinationsmuster der Adjektive indizieren primär nur lebende Possessoren (bzw. einen potenziell lebenden Possessor oder einen, der in der Vergangenheit lebte), sie schließen also die Bedeutungen z. B. der Teil-Ganzes-Relation aus.

Nach CHOMOVÁ (2010: 243f.) können zu dieser Art des Ausdrucks von Possessivität auch abgeleitete und zusammengesetzte lexikalische Einheiten gezählt werden, z. B.: *bradatý* (bärtig). Diese Einheiten kann man folgendermaßen transformieren: *má bradu* (er hat einen Bart). Diese lexikalischen Einheiten drücken primär eine bestimmte Eigenschaft des Subjekts (Possessors) aus, indirekt weisen sie aber darauf hin, dass der Possessor diese Eigenschaft besitzt/hat. In solchen Fällen geht es im Prinzip nur um den Ausdruck eines abstrakten Besitzens einer Qualität.

Ein spezifisches possessives Adjektiv ist das Adjektiv *vlastný* (eigenes/eigene), z. B.: *vlastný brat* (der eigene Bruder). Dieses Wort drückt primär die Tatsache aus, dass der Possessor etwas hat/besitzt. Falls im Slowakischen dieses Adjektiv benutzt wird, ist die Anwendung anderer Possessivausdrücke redundant. Unauffällige semantische Schattierungen dieses Adjektivs weisen z. B. auf eine längere Dauer des Besitzens hin, dadurch wird angedeutet, dass der Possessor zum Possessum ein engeres Besitzverhältnis hat und das kann bedeuten, dass der Possessor zum gegebenen Objekt eine engere Beziehung hat.

d) Pronomen als Ausdrucksmittel der Possessivität:

Eine weitere Möglichkeit, Possessivität im Slowakischen auszudrücken, stellen die Possessivpronomen dar: *môj* (mein), *tvoj* (dein), *jeho/jej* (sein/ihr), *náš* (unser), *váš* (euer), *ich* (ihr, Ihr) (*môj brat* – mein Bruder). Die angeführten Pronomen sind die Basispronomen für den Ausdruck eines Besitzverhältnisses. Bei der Anwendung in konkreten Texten dienen diese Pronomen oft zur Hervorhebung des Besitzverhältnisses, z. B.: (14) *Náš dom stojí v poli* (Unser Haus steht im Feld). Das spezifische Pronomen *svoj* hat im Deutschen keine Entsprechung, sondern in diesem Sinne werden die einzelnen Possessivpronomen verwendet (mein, dein usw.). Im Slowakischen wird es zur Hervorhebung des Besitzverhältnisses benutzt: (15) *Vezmi si svoj kabát a pod!* (Nimm deinen Mantel und komm!) – im Sinne eines Appells: der Betroffene soll gehen und dabei seinen Mantel mitnehmen – die einzige Sache, die ihn hindert wegzugehen.

4 Fazit

Kontraste zwischen zwei Sprachen sind nicht nur in diversen Sprachsystemen zu beobachten. Jede Sprache spiegelt die Denkweise und Kultur ihrer Benutzer wider. Je einzigartiger und unterschiedlicher die Sprachen sind, desto unterschiedlicher sind auch die Kulturen und die Kommunikationsakte. Aufgrund unserer Analyse der Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Slowakischen sind wir zu folgenden Resultaten und Schlussfolgerungen gekommen:

a) Prädikate als Ausdruck der Possessivität werden sowohl im Deutschen als auch im Slowakischen explizit durch das Basisverb *haben/mať* realisiert. Dieses Verb beinhaltet mehrere semantische Schattierungen und aufgrund seiner Verwendungsvielfalt im Bereich der Possessivität spielt es in beiden Sprachen eine zentrale Rolle. Verben wie *besitzen/vlastniť*, *gehören/patriť* usw. verzeichnen in beiden Sprachen eine spezifische lexikalische Bedeutung, wobei eine weitere Interpretation nicht erforderlich ist.

b) das Kasussystem als Ausdrucksmittel der Possessivität wird in beiden Sprachen durch identische aber auch divergente Varianten repräsentiert. Im Deutschen sind der Genitiv und der Dativ von Bedeutung, wobei man mehrere Eventualitäten der possessiven Relationen beachten sollte (spezifisch ist der Genitivus possessivus und der Pertinenzdativ, der possessive Dativ). Im Slowakischen gibt es neben dem Genitiv und dem Dativ auch den sog. Präpositionalinstrumental und den Lokativ (implizite Varianten der possessiven Relationen).

c) Adjektive erfüllen im Deutschen vor allem die Funktion der Eigenschaftsbeschreibung, die adjektivische Possessivität hat keinen breiten Verwendungsbereich. Im Slowakischen gibt es außerdem die possessiven Adjektive, die nach den Beugungsmustern *otcov*, *matkin* dekliniert werden. Es handelt sich um Adjektive, die die Besitzverhältnisse von Lebewesen ausdrücken. Identisch gebraucht wird in beiden Sprachen das spezifische possessive Adjektiv *eigen/vlastný*.

d) Pronomen repräsentieren in beiden Sprachen ein wichtiges Mittel zum Ausdruck der Possessivität. Eine explizite Realisierung bieten die Possessivpronomen sowohl im Deutschen als auch im Slowakischen, wobei im Deutschen erheblich häufiger Possessivpronomen verwendet werden als im Slowakischen. Ein Unterschied besteht bei dem spezifischen

slowakischen Pronomen *svoj* (sehr oft in der Kommunikation verwendet), das kein entsprechendes Äquivalent im Deutschen hat, sondern jeweils durch Possessivpronomen für die einzelnen Personen ersetzt wird.

e) Nomina bzw. Komposita werden vor allem im Deutschen verwendet. Komposition ist im Vergleich zum Slowakischen, in dem Mehrwortbenennungen überwiegen, ein wichtiges Wortbildungsverfahren. Als Mittel des Possessivitätsausdrucks kann man im Deutschen die sog. Possessivkomposita erwähnen, die aber aufgrund ihrer possessiven Eigenschaften zu den peripheren Mitteln gehören, z. B. *Regierungsvorsitzender/predseda vlády*.

Die Problematik der Ausdrucksweisen der Possessivität ist sehr breit und hängt von vielen anderen sprachlichen und außersprachlichen Phänomenen ab, deshalb kann dieser Beitrag als Inspiration für weitere tiefere Analysen und Konfrontationen hilfreich sein. Die heutigen Perspektiven und Tendenzen in der Sprachforschung richten sich nicht nur isoliert auf die Sprache als System, sondern nehmen vor allem den Sprachbenutzer und seine Kognition in den Blick, wobei die globale Gesellschaft und Mehrsprachigkeit eine wichtige Rolle spielen.

Literaturverzeichnis:

- CHOMOVÁ, Alexandra (2010): Charakteristika vyjadrenia posesívnosti v slovenčine na pozadí jej protikladných vlastností. URL: http://www.pulib.sk/elpub2/FF/Olostiak1/pdf_doc/25.pdf [8. 11. 2010]
- ČULENOVÁ, Eva/GYÖRGY, Ladislav/MIŠKOVSKÁ, Jana/SCHWARZOVÁ, Eva (2011): Vyjadrenie posesívnosti v slovenčine, nemčine, arabčine a v taliančine. In: Jazyk a komunikácia v súvislostiach III: Zborník príspevkov z medzinárodnej vedeckej konferencie konanej 8.–9. 9. 2010 na Katedre slovenského jazyka Filozofickej fakulty UK v Bratislave. Hrsg. v. Olga Orgoňová. Bratislava: UK, S. 341-357.
- DOBŘÍK, Zdenko (2010): Sémantika v slovtvorbe slovenčiny a nemčiny. Banská Bystrica: Fakulta humanitných vied UMB.
- DROSDOWSKI, Günther (Hrsg.) (1998): Duden Grammatik. Duden Band 4. 5., völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- EISENBERG, Peter (1999): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2. Der Satz. Stuttgart: Metzler.
- GERLAKOVÁ, Alexandra: Posesor, posesum a posesívny vzťah v procese komunikácie. URL: [http://www2.fhv.umb.sk/Publikacie/2004/Contemporary Language Communication with Interdisciplinary Connections/2 JAZYK V MEDZILUDSKEJ KOMUNIKACII/143-151 gerlakova.pdf](http://www2.fhv.umb.sk/Publikacie/2004/Contemporary%20Language%20Communication%20with%20Interdisciplinary%20Connections/2%20JAZYK%20V%20MEDZILUDSKEJ%20KOMUNIKACII/143-151%20gerlakova.pdf) [15. 12. 2010]
- HELBIG, Gerhard/BUSCHA, Joachim (1996): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig: Langenscheidt.
- Krátky slovník slovenského jazyka (1997). Bratislava: Veda.
- NOURELHODA, Elkady (2001): Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Arabischen. Eine konfrontative Studie. Dissertation. Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Gesamthochschule Siegen. URL: <http://dokumentix.uni-siegen.de/opus/volltexte/2006/122/pdf/elkady.pdf> [12. 1. 2011]
- ORAVEC, Ján/BAJZÍKOVÁ, Eugénia/FURDÍK, Juraj (1984): Súčasný slovenský spisovný jazyk. Morfológia. Bratislava: Slovenské pedagogické nakladateľstvo.
- SEILER, Hansjakob (1988): Die universalen Dimensionen der Sprache. Eine vorläufige Bilanz. Vorlesung im WS 1985/86. Köln: Institut für Sprachwissenschaft.
- ŠTÍCHA, František (2003): Česko-německá srovnávací gramatika. Praha: ARGO.
- WEGENER, Heide (1985): Der Dativ im heutigen Deutsch. Tübingen: Narr.

HANA BERGEROVÁ

Lernerlexikographie und Fremdsprachenerwerb. Desiderata und Perspektiven am Beispiel phraseologischer Lernerwörterbücher¹

Ausgehend von der Ansicht, dass Wörterbücher als kulturelle Gebrauchsgegenstände, als Werkzeuge aufzufassen sind, widmet sich der Beitrag ausgewählten Fragestellungen der phraseologischen Lernerlexikographie. Anhand von Überlegungen über die Benutzer-(gruppen), Benutzersituationen und Benutzerbedürfnisse wird auf die Frage eingegangen, warum die Praxis des Fremdsprachenerwerbs solche Wörterbücher braucht und was deren Autoren beherzigen sollten. Am Beispiel von Idiomen aus dem semantischen Feld ÄRGER werden Probleme der Auswahl sowie Möglichkeiten korpusbasierter Beschreibung von Phraseologismen angesprochen. Abgerundet wird der Beitrag durch eine Bildgeschichte, die ein typisches ärgerbezogenes Handlungsszenario reflektiert und sich somit zu einer lernfördernden Präsentation von Phraseologismen aus diesem semantischen Feld eignet.

1 Metalexikographische Vorbemerkungen: Wörterbücher als Werkzeuge

Seit dem Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzte sich in der Lexikographie die Ansicht durch, dass Wörterbücher Werkzeuge seien (vgl. BERGENHOLTZ/TARP 2005: 14). Jedes Werkzeug, also auch ein Wörterbuch, ist ein Hilfsmittel zur Lösung bestimmter Aufgaben. Um ein Qualitätswerkzeug optimal herstellen zu können, muss man wissen, wem es in welchen Situationen und zu welchem Zweck dienen soll. Diese drei Faktoren – Benutzer, Benutzersituationen und Benutzerbedürfnisse – spielen naturgemäß auch bei der Herstellung der im Folgenden fokussierten phraseologischen Lernerwörterbücher eine entscheidende Rolle. Auf den obigen drei Faktoren aufbauend, soll – so BERGENHOLTZ/TARP (2005: 21) – das Konzept der Wörterbuchfunktionen entwickelt werden. Sie betrachten Wörterbuchfunktionen als den Ausgangspunkt für sämtliche andere lexikographische Entscheidungen und somit als den Dreh- und Angelpunkt bei der Konzeption und der Ausarbeitung eines Wörterbuchs. Die lexikographische Funktion eines gegebenen Wörterbuchs definieren BERGENHOLTZ/TARP (2005: 19) folgendermaßen: „Hilfe zu leisten für eine spezifische Benutzergruppe mit spezifischen Merkmalen für eine Menge von Fragen und Bedürfnissen, die in spezifischen Problemsituationen entstehen können“. Ein konkretes Wörterbuch kann monofunktional sein, ist aber in der Regel (und zwar nicht nur aus ökonomischen Gründen, vgl. BARZ 2001: 206) polyfunktional. Aus der Summe seiner vorgesehenen Funktionen ergibt sich sein genuiner Zweck (vgl. BERGENHOLTZ/TARP 2005: 19).

¹ Bei diesem Beitrag handelt es um eine überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 01. 07. 2010 bei der EUROPHRAS-Tagung an der Universität Granada gehalten wurde.

2 Einleitendes zur Lernerlexikographie und zu Lernerwörterbüchern

Unter Lernerlexikographie (auch Lernlexikographie genannt²) wird im Folgenden ein Teil der pädagogischen Lexikographie verstanden. Diese zielt darauf ab, Spracherwerbswörterbücher (auch didaktische Wörterbücher genannt) zu erstellen. Das gemeinsame Merkmal aller Spracherwerbswörterbücher ist darin zu sehen, dass die Benutzer sie „nicht nur aufgrund punktueller Kompetenzdefizite“, also zum Zwecke des Nachschlagens, „sondern auch im Rahmen jeweiliger Lernstadien eines auf die Mutter- oder eine Fremdsprache bezogenen Spracherwerbsprozesses“ gebrauchen (WIEGAND 1998b: X). Zu den Spracherwerbswörterbüchern werden somit nicht nur die an nicht-muttersprachliche Benutzer adressierten Lernerwörterbücher (mit ihren verschiedenen Untertypen) gezählt, sondern auch die Kinder- und Schulwörterbücher, deren Adressaten muttersprachliche Benutzer sind.

Die Forderung nach didaktisch konzipierten und daher im Unterricht zur systematischen Wortschatzarbeit einzusetzenden Wörterbüchern hat zwar eine lange Tradition (vgl. KÜHN 1989: 120), jedoch erlebt die Lernerlexikographie erst in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. ihre Blütezeit: zunächst in Großbritannien und Frankreich, seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts auch in Deutschland. WIEGAND (2009: 1) zufolge stellen Lernerwörterbücher sogar die einzige wirkliche Neuentwicklung im Bereich der Printwörterbücher des 20. Jhs. dar. Ihre innovative Funktion zeige sich „sowohl mit Bezug auf den Wörterbuchgegenstand als auch bei der Gestaltung der Wörterbuchform“ (ebenda). Lernerwörterbücher stellen reichhaltige funktional aufeinander bezogene Textverbunde dar, zu deren Konstituenten neben dem Wörterverzeichnis und seinen Artikeln auch „integrierte vor- und nachspanninterne Umtexte, Einschübe und eingelagerte Binnentexte“ (ebenda) gehören.

3 Phraseologische Lernerwörterbücher im Lichte der lexikographischen w-Fragen

3.1 Was ist ein phraseologisches Lernerwörterbuch?

HESSKY/ETTINGER (1997: XVI) fassen im Vorwort zu ihrem Wörter- und Arbeitsbuch das Anliegen solcher Wörterbücher folgendermaßen zusammen:

Ein phraseologisches Lernwörterbuch hat die grundlegende Aufgabe, eine ausgewählte, von der Frequenz her nicht unwichtige Teilmenge der Redewendungen lernfördernd zu präsentieren, ihre Gebrauchsbedingungen präziser als traditionelle Wörterbücher anzugeben und mit Hilfe von Übungen ihr Erlernen zu erleichtern.

² In der vorliegenden Arbeit werden die Ausdrücke Lern- bzw. Lernerlexikographie und Lern- bzw. Lernerwörterbuch synonymisch gebraucht. Es wird also nicht – wie von BERGENHOLTZ (2002: 39) empfohlen – zwischen ihnen getrennt. Er bezeichnet als Lernwörterbücher solche, die für den Spracherwerb erstellt wurden und wissensbezogene Funktionen erfüllen. Unter Lernerwörterbüchern versteht er hingegen „speziell für Sprachlerner geeignete textbezogene Wörterbücher“. Im Folgenden wird mit einem Lern(er)-wörterbuch eine Mischform beider Typen gemeint.

Dem möchte ich lediglich hinzufügen, dass ich in meinen Ausführungen nicht nur die so genannten Redewendungen (Idiome) ins Auge fasse, sondern den Terminus „phraseologisch“ gezielt in seiner weiten Auslegung verwende. Es ist mir dabei bewusst, dass Idiome sicher immer das Gros eines phraseologischen Lernerwörterbuches ausmachen werden, andererseits halte ich das Einbeziehen von Kollokationen, Routineformeln, Sprichwörtern bzw. auch von anderen phraseologischen Subgruppen für ausgesprochen notwendig und nützlich, wenn man bedenkt, welche vielfältigen Anforderungen an diesen Wörterbuchtyp gestellt werden. Um diesen später zu präzisierenden Anforderungen (Funktionen) (vgl. 3.3) gerecht zu werden, müssten solche Wörterbücher kombiniert onomasiologisch-semasiologisch geordnet sein, wie zum Beispiel das bereits erwähnte Wörter- und Arbeitsbuch von HESSKY/ETTINGER (1997). Der Vorteil einer onomasiologischen Anordnung besteht darin, dass dadurch das in textuelle Nähe gerückt wird, was im Gedächtnis der Sprecher in ähnlicher Weise als zusammengehörig assoziiert wird (vgl. WIEGAND 2004: 91). Dies fördert das Behalten der sprachlichen Einheiten und erleichtert somit das Lernen. Falls sich ein solches Wörterbuch an einen sprachlich homogenen Benutzerkreis richtet, wie das im Folgenden thematisierte, ist DOBROVOL'SKIJ (1995: 132) beizupflichten, dass dessen Potenzial nur dann ausgeschöpft werde, wenn es mit einem traditionellen zweisprachigen Übersetzungswörterbuch und einem Übungsbuch kombiniert werde.

3.2 Wer sind die potentiellen Benutzer eines zweisprachigen phraseologischen Lernerwörterbuchs?

Glücklicherweise hat der potentielle Benutzer eines zweisprachigen phraselologischen Lernerwörterbuchs relativ klare Umrissse. Seiner Charakterisierung durch JESENŠEK (2005: 96) ist wenig hinzuzufügen. Primäre Benutzer sind für sie nicht-muttersprachliche Laienbenutzer – DaF-Lernende, ferner DaF-Lehrende und Übersetzer mit besonderem Interesse an der gegenwartssprachlichen deutschen Phraseologie. Ergänzend zu JESENŠEK möchte ich noch einige weitere Hypothesen formulieren. Ich gehe davon aus, dass sich der potentielle Benutzer in der Regel unter folgenden Charakteristika wiederfinden dürfte:

- ein Erwachsener mit guter bis ausgezeichneter mündlicher sowie schriftlicher Kompetenz in seiner Muttersprache;
- im Hinblick auf die Benutzerfertigkeiten ein kundiger und geschulter Wörterbuchbenutzer im Sinne WIEGANDS (1998a: 506f.);³
- in der Fremdsprache Deutsch (weit) fortgeschritten (schätzungsweise mindestens Sprachniveau B1 gemäß dem Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen);
- linguistisch mehr oder weniger vorgebildet.

³ Ein kundiger Benutzer kann ein Wörterbuch so benutzen, wie es den Erwartungen des/der Wörterbuchverfasser(s) entspricht, ein geschulter Benutzer verfügt über so viele Kenntnisse zur Lexikographie, dass er in einer gegebenen Benutzungssituation eine bewusste Wörterbuchwahl treffen kann.

Es ist m. E. nicht damit zu rechnen, dass Lernende im Anfangsstadium (auf dem Sprachniveau A1-A2) auf so ein Wörterbuch aufmerksam werden, denn eine bewusste, gezielte Beschäftigung mit der Phraseologie ist erst bei fortgeschrittenen Lernenden anzusetzen. Es ist andererseits nicht auszuschließen, dass Lehrende, die es in ihrer Praxis mit Anfängern bzw. leicht Fortgeschrittenen zu tun haben, so ein Wörterbuch im Unterricht sinnvoll einsetzen können, wenn die Wörterbuchautoren diese Sprachstufe ebenfalls im Visier hatten und entsprechende Übungen entwickelten, wie es beispielsweise in dem mehrsprachigen phraseologischen Lernerwörterbuch E-PHRAS (2006) der Fall ist.

Für den sekundären, bedeutend selteneren Benutzerkreis halte ich mit JESENŠEK (2005: 95) Wissenschaftler: Sprachwissenschaftler (insbes. Phraseologen), Wörterbuchautoren oder Wörterbuchforscher.

3.3 Welche Bedürfnisse in welchen Situationen veranlassen die potentiellen Benutzer zum Griff nach einem zweisprachigen phraseologischen Lernerwörterbuch?

Es wird immer wieder hervorgehoben (vgl. WOTJAK 2005: 371, JESENŠEK 2005: 95), dass Lernerwörterbücher gleichzeitig Rezeptions-, Produktions-, Übersetzungs- und Sprachlernbedürfnisse nicht-muttersprachlicher Benutzer befriedigen sollen. Sie werden also sowohl in kommunikationsbezogenen als auch in wissensbezogenen Situationen herangezogen (vgl. BERGENHOLTZ/TARP 2005: 16f.). In den wissensbezogenen Benutzersituationen wünscht der Benutzer eines Spracherwerbswörterbuchs Informationen über eine Sprache, die er besser beherrschen möchte. In unserem Fall wünscht er Informationen über das phraseologische Subsystem des Deutschen. In den kommunikationsbezogenen Benutzersituationen hingegen geht es um Kommunikationsprobleme, die im Rahmen einer schriftlichen oder mündlichen Kommunikation zwischen zwei oder mehreren Personen entstanden sind und die entweder mit der Textrezeption, -produktion oder mit der Übersetzung zusammenhängen (zu möglichen Benutzungsanlässen und -gründen bei einem zweisprachigen phraseologischen Lernerwörterbuch s. BERGEROVÁ 2009). Ein zweisprachiges phraseologisches Lernerwörterbuch erfüllt folglich sowohl kommunikationsbezogene/textbezogene als auch wissensbezogene Wörterbuchfunktionen (vgl. BERGENHOLTZ 2002: 36-38).

3.4 Warum braucht man ein (zweisprachiges) phraseologisches Lernerwörterbuch?

Da sowohl allgemeine einsprachige (Lerner-)Wörterbücher als auch allgemeine zweisprachige Wörterbücher viele Phraseologismen enthalten, könnte sich so mancher (Verleger) diese Frage durchaus stellen. Ich möchte im Folgenden einige Gründe nennen, warum ein (zweisprachiges) phraseologisches Lernerwörterbuch gegenüber den anderen genannten Wörterbuchtypen unübersehbare Vorteile hat und weshalb es für die Praxis des Fremdspracherwerbs so wichtig ist.

1. Die Auffindbarkeit eines Phraseologismus (weiter nur Phr) in einem allgemeinen einsprachigen wie auch zweisprachigen Wörterbuch kann u. U. ein zeitaufwendiges (und nicht immer erfolgreiches) Unterfangen aufgrund heterogener und nicht konsequent eingehaltener Lemmatisierungskriterien darstellen. Zudem lässt auch die Qualität der Einträge oft zu wünschen übrig, weil die Wörterbuchautoren naturgemäß die Phraseologie nicht fokussieren.

2. Ein onomasiologisch-semasiologisch angelegtes zweisprachiges phraseologisches Lernerwörterbuch ermöglicht vielfältige Zugänge zur Phraseologie der Fremdsprache (FS) Deutsch, die mit den unter 3.3 angesprochenen Benutzerbedürfnissen korrelieren. Da sich unser Wörterbuch an einen im Hinblick auf die Muttersprache (MS) homogenen Benutzerkreis richtet, kann und sollte es zu jedem aufgenommenen deutschen Phr auch eine (oder mehrere) muttersprachliche Entsprechung(en) beinhalten. Diese sollten ebenfalls in einem alphabetischen Zugriffsregister mit Verweisen auf das entsprechende Kapitel aufgelistet sein. Ein solches Wörterbuch kann somit ebenfalls bei „gestörter Textproduktion“ in der FS bzw. bei „gestörter Übersetzungstätigkeit“ (Begriffe nach WIEGAND 2004: 40) aus der MS in die FS gebraucht werden und folglich mit dem allgemeinen zweisprachigen Wörterbuch sowie dem zweisprachigen phraseologischen Wörterbuch konkurrieren. Aufgrund der onomasiologischen Gliederung eröffnet es dem Benutzer zudem den Blick auf andere semantisch verwandte, feste Wortverbindungen in der Umgebung des von ihm wegen gestörter Textproduktion oder -übersetzung gesuchten Phraseologismus, was keines der oben genannten anderen Wörterbücher bieten kann. An dieser Stelle möchte ich an die Luke/Schaufenster-Metapher von WIEGAND (2004: 52) erinnern: Durch die Luke des gesuchten Phraseologismus öffnet sich vor den Augen des Benutzers ein großes Schaufenster mit verschiedenen anderen „Warenangeboten“ – Ausdrucksmöglichkeiten. Dank des Umstands: „Zwar nicht gesucht, aber doch gefunden“, ist es nicht auszuschließen, dass diese Erfahrung den Benutzer zum Umdenken in seiner Formulationsstrategie bei der Textproduktion/-übersetzung bewegt oder ihn zumindest auf andere Möglichkeiten aufmerksam macht, auf die er in Zukunft zurückgreifen kann. Ein zweisprachiges phraseologisches Lernerwörterbuch kann ferner – auch wenn nur bedingt aufgrund der begrenzten Menge der aufgenommenen Phr – bei gestörter Textrezeption in der FS konsultiert werden.

3. Ein zweisprachig angelegtes phraseologisches Lernerwörterbuch kann bereits bei der Auswahl der aufzunehmenden Phr und selbstverständlich auch bei deren lexikographischen Bearbeitung sowie didaktischen Aufbereitung die zu erwartenden muttersprachlichen Einflüsse berücksichtigen, indem die zwischensprachliche Äquivalenz in die Überlegungen einbezogen wird. Phraseologismen, die im lexikalischen, strukturellen sowie funktionalen Sinne volläquivalent sind, können kurz abgehandelt werden und brauchen auch nicht sonderlich eingeübt zu werden. Anders sieht es hingegen bei „falschen Freunden“ oder bei Fällen der partiellen Äquivalenz bzw. der rein semantischen Äquivalenz bei völliger formaler Inkongruenz aus. Besondere Aufmerksamkeit verdienen ebenfalls Phr mit schwer durchschaubarer und in der Muttersprache der Benutzer nicht üblicher Metaphorik oder Phr mit Phraseogesten, die den Benutzern nicht bekannt sind oder missverstanden werden könnten.

4. Ein phraseologisches Lernerwörterbuch in dem oben definierten Sinne beinhaltet einen Aufgaben- und Übungsteil (mit Lösungsvorschlägen oder zumindest Lösungshilfen) und eignet sich somit explizit als Lern- und Lehrhilfsmittel, und zwar sowohl in gesteuerten als auch in autonomen Lernprozessen. Angesichts der oft erwähnten Misere auf dem Markt mit geeigneten Lehr- und Lernmaterialien zur Phraseologie im Allgemeinen und für das Sprachenpaar Deutsch-

Tschechisch im Besonderen (vgl. BERGEROVÁ 2004) scheint diese Marktlücke geradezu nach Schließung zu schreien, solange der phraseologische Boom noch anhält, wie ETTINGER (2007: 904) berechtigt anmerkt. Wird so ein Wörterbuch für das Medium CD-ROM oder Internet erarbeitet, bietet es bis dato ungeahnte Möglichkeiten im Hinblick auf den Umfang der Daten und deren benutzerfreundliche Strukturierung sowie auf die einfallsreiche Aufbereitung des Aufgaben- und Übungsteils.

3.5 Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Wörterbuchautoren?

Wie oben erwähnt, soll ein phraseologisches Lernerwörterbuch eine repräsentative Teilmenge von Phr einer Sprache aufnehmen und bearbeiten. Um die Repräsentativität der Auswahl zu sichern, muss sie auf zuverlässigen Daten über Gebräuchlichkeit und Frequenz von Phr der gegebenen Sprache basieren. Bei den ausgewählten Phr werden präzise Angaben zur Semantik und zu Gebrauchsbedingungen sowie zu morphosyntaktischen Präferenzen bzw. Restriktionen erwartet. Diese können nur auf der Basis detaillierter korpusbasierter Untersuchungen ermittelt werden. Von den Autoren wird ferner eine gut durchdachte didaktische Aufbereitung sowie eine lernfördernde Präsentation der Phr erwartet, bei der eine sprachvergleichende Perspektive im Hinblick auf Transferenzen und Interferenzen aus der Muttersprache einzubeziehen ist.

Nachfolgend soll zunächst erläutert werden, warum die Wahl auf das semantische Feld ÄRGER fiel und welche Überlegungen bei seiner Ein- und Abgrenzung eine Rolle spielten. Anschließend werden am Beispiel von Idiomen Aspekte diskutiert, die für die Auswahl der in einem Lernerwörterbuch zu behandelnden Phraseologismen von Bedeutung sind. Des Weiteren werden Möglichkeiten einer korpusbasierten Beschreibung angesprochen und am Beispiel des Idioms *jmdm. platzt der Kragen* veranschaulicht. Zuletzt wird ein prototypisches Ärger-Szenario anhand einer Bildgeschichte präsentiert, die eine auf die Bedürfnisse des DaF-Unterrichts abgestimmte kontextuelle Einbettung von mehreren phraseologischen Einheiten ermöglicht.

4 Zur Wahl, Ein- und Abgrenzung des phraseosemantischen Feldes ÄRGER

Da ein phraseologisches Lernerwörterbuch onomasiologisch-semasiologisch geordnet sein soll, muss man bei seiner Konzeption von einer bestimmten Gliederung der Welt ausgehen. Bei allen Problemen, die damit verbunden sind, scheint mir der Bereich der inneren Befindlichkeit des Menschen, seiner Gefühle, relativ unumstritten. Deshalb habe ich mich entschieden, für die nachfolgenden Überlegungen ein Subfeld aus dem Bereich der Emotionen auszuwählen.

Bekanntlich werden insbesondere negative Emotionen häufig phraseologisch ausgedrückt. Laut einer Studie von HARTMANN (2005: 57, 59) besetzt die Hauptgruppe „Fühlen, Affekte, Charaktereigenschaften“ Rang 3 unter den phraseologismenreichen Hauptgruppen im deutschen Wortschatz, wobei die Sachgruppe „Zorn“ an erster Stelle steht. Ich favorisiere im Folgenden als Oberbegriff für das gesamte Feld den Ausdruck „Ärger“ anstelle von „Zorn“ bzw. „Wut“, die ebenfalls gebräuchlich sind.

Möchte man alle Phr berücksichtigen, die in irgendeiner Form mit der Emotion Ärger zusammenhängen, würde das untersuchte Feld unüberschaubare Ausmaße annehmen. Deshalb wird im Folgenden von einem enger gefassten Feld ÄRGER ausgegangen. Ich habe mich entschieden, weitgehend alle Phraseologismen auszusondern, die die Ursachen und Folgen von Ärger versprachlichen, wohl wissend, dass eine saubere Trennung zwischen den Ursachen, Bestandteilen, begleitenden Handlungen und Folgen dieser Emotion kaum möglich ist und dass deswegen der subjektive und somit willkürliche Charakter meiner Grenzziehung eine unumgängliche Folge dieses Vorgehens ist. Konkret heißt dies, dass z. B. *jmdm. den Kopf waschen, sich in die Haare geraten* oder *bei jmdm. ins Fettnäpfchen treten* nicht berücksichtigt wurden.

5 Zur Auswahl der Phraseologismen am Beispiel der Idiome

Ich konzentriere mich im Folgenden aus Platzgründen nur auf Idiome aus dem anvisierten onomasiologischen Feld, d. h. Routineformeln zum Ausdruck der Verärgerung (*Verflucht und zugenäht*), Kollokationen (*der Ärger/die Wut/der Zorn verraucht*) bzw. Sprichwörter (*Wut tut selten gut*) werden außer Acht gelassen und bleiben späteren Untersuchungen vorbehalten.

Ich habe zum Anliegen eines phraseologischen Lernerwörterbuches bereits unter 3.1 HESKY/ETTINGER (1997) zitiert. Sie haben hervorgehoben, dass so ein Wörterbuch eine ausgewählte, von der Frequenz her nicht unwichtige Teilmenge der Phr, hier zunächst nur der Idiome, bearbeiten sollte. Daraus ergab sich für mich die Frage, welche Teilmenge aus meinem relativ umfangreichen deutschen Korpus repräsentativ ist. Für klare Favoriten halte ich solche Idiome, die nach HALLSTEINSDÓTTIR/ŠAJÁNKOVÁ/QUASTHOFF (2006) aufgrund ihrer Frequenz und Gebräuchlichkeit zum phraseologischen Optimum für Deutsch als Fremdsprache gehören sollten. Es handelt sich um *jmdm. ein Dorn im Auge sein, (gleich/schnell/leicht) in die Luft gehen, jmdn. auf die Palme bringen/treiben, es ist/herrscht dicke Luft, jmdm. platzt der Kragen* und *mit dem linken Bein/Fuß zuerst aufgestanden sein*. Die Übersicht von Hallsteinsdóttir/Šajánková/Quasthoff habe ich mit der Liste der intersubjektiv geläufigen deutschen Idiome von DOBROVOL'SKIJ (1997: 265-288) verglichen und daraufhin noch durch folgende Idiome ergänzt: *aus der Haut fahren, jmdm. ist eine Laus über die Leber gelaufen, bei jmdm. brennt die Sicherung durch* und *jmdn. zur Weißglut bringen*. Alle diese Idiome verdienen aufgrund ihrer Geläufigkeit und Frequenz eine detaillierte korpusbasierte Analyse, die neben der Morphosyntax und Semantik insbesondere pragmatische Aspekte ihres Gebrauchs unter die Lupe nimmt, beispielsweise die bis jetzt in den Wörterbüchern nur ansatzweise berücksichtigten Sprechereinstellungen und -bewertungen, die Domänengebundenheit sowie illokutive Aspekte des Gebrauchs (vgl. BURGER 2010: 195, SCHEMANN 2000).

Auf einen späteren Zeitpunkt muss ferner die Überlegung verschoben werden, in welchem Umfang diese Liste der geläufigen Idiome zum Ausdruck von Ärger erweitert werden sollte. Es wäre beispielsweise eine Ausdehnung auf Idiome, die zwar nicht so gebräuchlich und frequent sind, aber aus interlingualer deutsch-tschechischer Perspektive gewisse interessante Aspekte verkörpern oder als voraussagbare Fehlerquelle einzuschätzen sind, denkbar. Ich habe dabei

zum Beispiel folgende deutsche Idiome mit Fahrtmetaphorik, welche bei tschechischen Idiomen nicht vertreten ist, im Blick: *jmdn. auf achtzig/neunzig/hundert/hundertzehn/hundertachtzig bringen*⁴, *auf achtzig/neunzig/hundert/hundertzehn/hundertachtzig kommen*, *auf achtzig/neunzig/hundert/hundertzehn/hundertachtzig sein*, *in Fahrt geraten/kommen/sein*. Interessant ist ebenfalls der Bildspenderbereich des anschwellenden Halses bzw. der Halsadern, der im Tschechischen zwar in einer Kollokation vorkommt (*někomu naběhly zlostí žily na krku*), aber nicht idiomatisch realisiert wird. Im Deutschen hingegen wird diese ärgerbegleitende Körperreaktion in den Idiomen *so einen Hals (auf jmdn.) haben/bekommen/kriegen* und *einen (dicken) Hals haben/bekommen/kriegen* explizit reflektiert, indirekt spielt auch das Idiom *jmdm. platzt der Kragen* darauf an. Ersteres ist zudem mit einer Geste verbunden, was aus didaktischer Sicht einen willkommenen Sonderfall darstellt. Aus deutsch-tschechischer Perspektive hingegen unspektakulär, weil volläquivalent, ist z. B. *jmdn. in Rage bringen*, *in Rage kommen* und *in Rage sein*.

6 Zum Potenzial korpusbasierter Untersuchungen: eine Fallstudie zu *jmdm. platzt der Kragen*

Für meine Fallstudie habe ich einen prototypischen Vertreter des thematisierten Feldes ausgewählt – das Idiom *jmdm. platzt der Kragen*. Seine hohe Frequenz belegen 3 193 Treffer in allen Korpora des Archivs der geschriebenen Sprache des IDS Mannheim (Stand: 06.06.2010). Es handelt sich um ein Idiom mit einer festgelegten Subjektbesetzung und folglich mit einem in Person, Numerus und Genus nicht variablen finiten Verb. Was variieren kann, sind Tempus und Modus. Es liegt jedoch eine klare Restriktion in Bezug auf den Imperativ vor, die damit zu tun hat, dass Idiome mit der Bedeutung ‚wütend sein bzw. werden‘ nicht in der illokutiven Funktion der Aufforderung gebraucht werden können (vgl. SCHEMANN 2000: 63). Aus der Recherche in den Korpora geschriebener Sprache des IDS Mannheim ging hervor, dass das Idiom in seinem Gebrauch eher unspektakulär ist. Es zeigten sich jedoch gewisse Gebrauchspräferenzen, die sich in den Beispielsätzen in einem Lernerwörterbuch – jedoch mit gewisser Vorsicht aufgrund der Zusammensetzung des Korpus, d. h. einer klaren Dominanz publizistischer Texte und einer Unterrepräsentativität gesprochener Sprache – widerspiegeln sollten.

1) Das Verb steht meist im Indikativ Präteritum.

Das Präteritum ist mit knapp 50% das vorherrschende Tempus. An zweiter Stelle liegt weit abgeschlagen der Indikativ Präsens mit knapp 18%. Alle anderen Verbformen gehören in den Randbereich. Diese Angaben beziehen sich auf die Gesamtzahl der gefundenen Belege. Die Dominanz des Präteritums dürfte mit der berichtenden Funktion der zugrundeliegenden publizistischen Texte zusammenhängen und muss deshalb relativiert werden.

⁴ Vgl. die Erklärungen in Duden 11 (2008: 34, 385), denen zufolge mit der Zahl achtzig usw. Stundenkilometer gemeint sind. Die Wendungen sind in einer Zeit entstanden, in der die angegebene Geschwindigkeit als besonders hoch galt. Je höher die Geschwindigkeit, umso jünger die Wendung.

2) Das wendungsexterne Dativobjekt *jmdm.* wird überwiegend in der 3. Person Sg. realisiert. Dies ergab meine Recherche in einem kleinen Teilkorpus aus 95 Belegen, von denen knapp 75% das Dativobjekt in dieser Person aufweisen. Weitere 15% bilden Belege mit dem Objekt in der 3. Person Pl., in knapp 7,5% der Belege ist derjenige, dem der Kragen platzt, der Sprecher selbst. Es ist mir bewusst, dass auch dieses Ergebnis aus der Zusammensetzung des Korpus resultiert. In der gesprochenen Sprache sähe das mit Sicherheit anders aus. Den statistisch unbedeutenden Rest umfassen Belege, in denen das Objekt ausgespart wurde. Dies unterstützt die übliche Wörterbuch-Praxis, denn das wendungsexterne Objekt *jmdm.* wird als obligatorisch angegeben.

3) Aus dem Kontext zahlreicher Belege ergibt sich, dass die Person, der der Kragen platzt, im Vorfeld eine Menge Geduld bewiesen hat, bis es zum Verlust der Selbstkontrolle kam. Der Sprecher/Schreiber beobachtet dieses Verhalten in der Regel mit Verständnis, weil er es als nachvollziehbar und gerechtfertigt empfindet und daher nicht negativ bewertet, obwohl Selbstkontrollverlust und Wutausbrüche normalerweise missbilligt werden. Dieser pragmatische Aspekt könnte sich in den Beispielsätzen durch den Einsatz bestimmter Adverbiale widerspiegeln. *Endgültig* ist laut meiner Recherche das häufigste.

Wie sollte also ein prototypischer Beispielsatz für *jmdm. platzt der Kragen* aussehen? Es ist hinlänglich bekannt, dass ein Beispiel in einem Lernerwörterbuch nur dann aussagekräftig ist, wenn es keine einfache Verlängerung des Phraseologismus zu einem Satz darstellt, sondern seine „besondere kommunikative Verwendung“ (KÜHN 2003: 113) illustriert. Das heißt mit anderen Worten: Ein Beispielsatz sollte typische Situationen, Partnerkonstellationen, Textsorten, sprecher-/schreiberbezogene Einstellungen, kommunikative Absichten u. Ä. veranschaulichen. An dieser Stelle sei HEINE (2009: 247) beizupflichten, dass authentische Belege nicht unbedingt wortwörtlich zitiert werden müssen, sondern eher als sprachliche Muster aufzufassen sind, „an denen sich zunächst der Lexikograf bei der Auswahl seiner Beispiele und später der Wörterbuchbenutzer bei der Produktion seiner Texte orientieren kann“. Bei meinen Beispielvorschlägen handelt es sich zwar nicht um authentische Belege, sie fußen jedoch auf sich in den untersuchten IDS-Korpora häufig wiederholenden Kontexten und berücksichtigen zudem die festgestellten morphosyntaktischen Präferenzen. Um abzusichern, dass die Beispiele in der Tat den Sprachgebrauch in allen Facetten dokumentieren, wären jedoch weitere Untersuchungen, z. B. Befragungen unter Muttersprachlern, vonnöten.

*Seit Monaten schuldet Familie H. Herrn König das Geld für die Miete. Gestern **platzte ihm endgültig der Kragen**. Er drohte ihnen mit Gericht und einer fristlosen Kündigung.*

oder

*Angesichts der erneut schwachen Leistung seiner Mannschaft **platzte dem Trainer der Kragen**. Er stampfte vor Wut und Enttäuschung mit den Füßen und schimpfte.*

7 Einige Überlegungen zur didaktischen Aufbereitung anhand einer Bildgeschichte

Wie bereits oben erwähnt, sollte ein phraseologisches Lernerwörterbuch durch einen Aufgaben- und Übungsteil abgerundet sein. An dieser Stelle kann auf detaillierte phraseodidaktische Überlegungen nicht eingegangen werden, sodass dieser Aspekt im Folgenden am Beispiel einer Bildgeschichte, die als Ausgangstext für den Aufgaben- und Übungsteil vorstellbar wäre, nur gestreift wird. Diese Geschichte wurde von einer Muttersprachlerin gezielt für diesen Beitrag erfunden. Das Ziel war, ein prototypisches Handlungsszenario zu entwerfen, das es erlauben würde, verschiedene Verbalisierungsmöglichkeiten der Emotion Ärger mittels Phraseologismen in einen natürlichen situativen Kontext einzubetten. Durch geeignete Zeichnungen sollte der Textinhalt zudem sichtbar und anschaulich gemacht werden.⁵ Im Text kommen insgesamt 17 phraseologische Wortverbindungen – Idiome, Kollokationen, eine Routineformel und ein Sprichwort – vor. Das ist sicher viel, aber meiner Meinung nach nicht zu viel, denn aus der Handlung der Geschichte ergibt sich die Vielfalt der Ärger-Ausdrücke relativ ungezwungen von selbst. Fragen der sich daran anschließenden Übungstypologie und Übungsprogression müssen hier außer Acht gelassen werden.

8 Abschließende Bemerkungen

Der vorliegende Beitrag geht von der Überzeugung aus, dass Kompetenzen auf dem Gebiet der (Lerner-)Wörterbuchbenutzung – hier insbesondere der phraseologischen Lernerwörterbücher – einen wichtigen Bestandteil derjenigen Kompetenzen darstellen, über die Deutschlernende im Allgemeinen und Germanistikstudierende im Besonderen verfügen sollten. Bedauerlicherweise können sich tschechische Muttersprachler, die ihre Kompetenzen im Bereich der deutschen Phraseologie ausbauen und vertiefen wollen, auf kein geeignetes Lernerwörterbuch stützen: Ein (zweisprachiges) phraseologisches Lernerwörterbuch, das den erwarteten Ansprüchen genügen würde, ist nach wie vor ein Desiderat. Welche Vorarbeiten müssten geleistet werden, um ein solches Vorhaben zu verwirklichen?

1. Zunächst müsste geklärt werden, welche Bereiche des menschlichen Daseins einbezogen werden sollen. Glücklicherweise gibt es (Lerner-)Wörterbücher, bei denen man sich Anregungen holen könnte, bspw. DORNSEIFF et al. (2004), E-PHRAS (2006), HESKY/ETTINGER (1997), KOLEČKOVÁ/HAUPENTHAL (2002) oder SCHEMANN (1991).

2. In einem zweiten Schritt müsste man zu den gewählten Bereichen ein deutsches Korpus erstellen. Als wichtigste Quelle wäre auf jeden Fall Duden 11 zu betrachten, in dem Idiome,

Sprichwörter sowie Routineformeln verzeichnet sind. Für den Bereich der Kollokationen stellt QUASTHOFF (2010) eine geeignete Quelle dar. Eine vorzügliche Quelle für das Korpus deutscher Sprichwörter verkörpert die seit 2010 online zugängliche fünfsprachige Sprichwort-Datenbank (vgl. JESENŠEK in diesem Band).

3. Ein solches Korpus sollte im Hinblick auf Idiome mit den Ergebnissen der Studien von DOBROVOL'SKIJ (1997) und HALLSTEINSDÓTTIR/ŠAJÁNKOVÁ/QUASTHOFF (2006) abgeglichen werden, um seine Repräsentativität zu gewährleisten. Gleichzeitig wäre zu überlegen, ob unter Einbeziehung des interlingualen Aspekts nicht auch noch weitere, wenn auch nicht so frequente phraseologische Einheiten, insbesondere Idiome, zu berücksichtigen sind, bspw. „falsche Freunde“ oder Einheiten mit für tschechische Muttersprachler schwer nachvollziehbarer Motivationsbasis.

4. In einem weiteren Schritt müssten die Form, die Semantik sowie die Gebrauchspräferenzen bzw. -restriktionen der ausgewählten Phraseologismen einer Überprüfung anhand elektronischer Korpora unterzogen werden, sofern nicht zuverlässige, sprich: korpuskontrollierte, aktuelle Daten aus anderen Projekten vorliegen. Ein Musterbeispiel eines solchen Projekts stellt die oben erwähnte Sprichwort-Plattform dar.

5. In einem zweisprachig angelegten Wörterbuch spielt die Suche nach entsprechenden Äquivalenten eine wichtige Rolle. Glücklicherweise hat sich die Lage für das Sprachenpaar Deutsch-Tschechisch beachtlich gebessert, nachdem 2009 ein umfangreiches deutsch-tschechisches phraseologisches Wörterbuch erschienen ist (vgl. HEŘMAN/BLAŽEJOVÁ/GOLDHAHN et al. 2009).

6. Wie bereits oben erwähnt, gehört zu einem phraseologischen Lernerwörterbuch untrennbar ein Aufgaben- und Übungsteil. Anhand authentischer Texte (bzw. Texte, die ihnen sehr nahe kommen, wie der hier präsentierten Bildgeschichte) sollten geeignete Aufgaben und Übungen entwickelt werden. Diese sollten eine Übungsprogression in vier Phasen (Erkennen, Verstehen, Festigen und Anwenden) berücksichtigen sowie die zwischensprachliche (deutsch-tschechische) Perspektive einbeziehen. Dies wäre der letzte Schritt auf einem langen und nicht unbeschwerlichen Weg zu einem phraseologischen Lernerwörterbuch für tschechische Deutschlernende.

Das Anliegen dieses Beitrags war es, auf die Bedeutsamkeit eines solchen Wörterbuchs hinzuweisen sowie einige Wege (oder zumindest Pfade) aufzuzeigen, auf denen dieses zukunftsfrüchtige Forschungsziel der tschechischen Germanistik erreicht werden könnte.

⁵ Für die Geschichte bedanke ich mich bei der ehemaligen Lektorin der Österreich-Kooperation an meiner Heimatuniversität Susanne Christof, für die Zeichnungen bei Jan Hrubeš, einem Studenten des Faches Kunsterziehung ebenda.

Eine kleine Geschichte vom großen Ärger oder Wut tut selten gut



Zwischen Frau Schultz und Frau Albrecht herrscht dicke Luft. Warum? Das ist eine längere Geschichte. Frau Schultz liebt Blumen. Es war ihr schon immer ein Dorn im Auge, dass die Kinder von Frau Albrecht beim Spielen ihre Blumen abbrechen und ihre Beete zertrampeln. Lange hat sie ihren Ärger hinuntergeschluckt und nichts gesagt.

Als sie aber eines Tages vom Fenster beobachtete, wie der kleine Jonas ihren wunderschönen Pfingstrosen die Köpfe abknickte, platzte ihr schließlich doch der Kragen. Sie lief hinaus und verbot den Kindern vorm Haus zu spielen. Die Kinder rannten nach Hause und erzählten ihrer Mutter davon.



Was fällt Ihnen ein, verdammt noch mal! Das ist nicht Ihr Privatgrundstück.

Frau Albrecht brachte das Verhalten der Nachbarin auf die Palme. Zitternd vor Wut lief sie hinaus und schrie Frau Schultz an: „Was fällt Ihnen ein, verdammt noch mal! Das ist nicht Ihr Privatgrundstück.“ Ein Wort ergab das andere und seitdem reden die Frauen nicht miteinander, sie grüßen sich nicht einmal mehr. Glücklicherweise sind aber beide nicht darüber. Frau Albrechts Wut ist längst verraucht und

auch Frau Schultz' Zorn ist schon lange verflogen. Wut tut selten gut, denken beide und überlegen, wie sie die Wogen wieder glätten könnten.



Es tut mir leid, Frau Schultz, ich werde Ihren Blumen nicht mehr wehtun.

Eines Morgens klingelt es bei Frau Schultz. Sie öffnet die Tür und sieht Frau Albrecht mit den Kindern. Der kleine Jonas gibt ihr eine wunderschöne Blume und entschuldigt sich: „Es tut mir leid, Frau Schultz, ich werde Ihren Blumen nicht mehr wehtun.“



Mir tut es auch leid, dass ich dermaßen in die Luft gegangen bin.

Nicht so schlimm, Frau Albrecht, das kann jedem passieren.



„Ich hatte damals einen schweren Tag“, erklärt seine Mutter. „Mein Chef ist wieder einmal mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden. An solchen Tagen lässt er die Wut gern an seinen Mitarbeitern aus. Ich kam total gereizt nach Hause. Als dann die Kinder erzählten, dass Sie ihnen verboten haben,

vorm Haus zu spielen, habe ich nur noch rot gesehen.“ „Nicht so schlimm, Frau Albrecht, es kann doch jedem passieren, dass ihn die Wut überkommt, und er sie an anderen auslässt. Ich hätte viel früher mit Ihnen darüber sprechen und nicht so lange meinen Zorn in mich hineinfressen sollen. Wir hätten uns eine Menge Ärger erspart, nicht wahr?“



Wie sagt man so schön: Wut tut selten gut.

Hauptsache, wir haben uns ausgesprochen. Ende gut, alles gut.

Literaturverzeichnis:

- BARZ, Irmhild (2001): Wörterbücher. In: Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Hrsg. v. Gerhard Helbig, Lutz Götze, Gert Henrici u. Hans-Jürgen Krumm. Berlin/New York: de Gruyter, S. 204-214.
- BERGENHOLTZ, Henning (2002): Das de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache und das neue Duden-Wörterbuch in zehn Bänden. Ein Vergleich im Hinblick auf die Grammatik. In: Perspektiven der pädagogischen Lexikographie II. Untersuchungen anhand des „de Gruyter Wörterbuchs Deutsch als Fremdsprache“. Hrsg. v. Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: Niemeyer, S. 35-53.
- BERGENHOLTZ, Henning/TARP, Sven (2005): Wörterbuchfunktionen. In: Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch. Hrsg. v. Irmhild Barz, Henning Bergenholtz u. Jarmo Korhonen. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 11-25.
- BERGEROVÁ, Hana (2004): Zum phraseodidaktischen Erwachen aus deutsch-tschechischer Sicht. In: „Wo ein Herz spricht, da hört ein Herz!“ Festschrift für Dagmar Blei. Hrsg. v. Dorothea Spaniel u. Manuela Thomas. Dresden: TU, S. 119-124.
- BERGEROVÁ, Hana (2009): Nachdenken über ein phraseologisches Lernerwörterbuch. In: Deutsche Sprache in der Slowakei. Hrsg. v. Peter Ďurčo, Ružena Kozmová u. Daniela Drinková. Bratislava, Trnava: FF UCM/SUNG, S. 39-50.
- BURGER, Harald (*2010): Phraseologie: eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt.
- DOBROVOĽSKIJ, Dmitrij (1995): Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik: Studien zum Thesaurus deutscher Idiome. Tübingen: Narr.
- DOBROVOĽSKIJ, Dmitrij (1997): Idiome im mentalen Lexikon: Ziele und Methoden der kognitivbasierten Phraseologieforschung. Trier: WVT.
- DORNSEIFF, Franz (2004): Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 8., völlig neu bearbeitete und mit einem vollständigen alphabetischen Zugriffsregister versehene Auflage von Uwe Quasthoff. Mit einer lexikographisch-historischen Einführung und einer ausgewählten Bibliographie zur Lexikographie und Onomasiologie von Herbert Ernst Wiegand. Berlin/New York: de Gruyter.
- DUDEN 11: Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten (²2008). Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- E-PHRAS. Ein mehrsprachiges phraseologisches Lernmaterial (2006). Maribor: Projektgruppe EPHRAS (EU-Projekt, Socrates Lingua 2).
- ETTINGER, Stefan (2007): Phraseme im Fremdsprachenunterricht. In: Phraseologie/Phraseology. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research. Hrsg. v. Harald Burger et al. Berlin/New York: de Gruyter, S. 893-908.
- HALLSTEINSDÓTTIR, Erla/ŠAJÁNKOVÁ, Monika/QUASTHOFF, Uwe (2006): Phraseologisches Optimum für Deutsch als Fremdsprache: Ein Vorschlag auf der Basis von Frequenz- und Geläufigkeitsuntersuchungen. In: Linguistik online 27, 2/06, S. 117-132.
- HARTMANN, Dietrich (2005): Onomasiologische Strukturen im phraseologischen Wortschatz des Deutschen. In: Der Deutschunterricht 5/2005, S. 54-61.
- HEINE, Antje (2009): Möglichkeiten und Grenzen der Korpusanalyse für die Lexikografie am Beispiel eines Wörterbuches deutscher Funktionsverbgefüge mit finnischen Äquivalenten. In: Beiträge zur Phraseologie aus textueller Sicht. Hrsg. v. Carmen Mellado Blanco. Hamburg: Dr. Kovač, S. 233-250.
- HEŘMAN, Karel/BLAŽEJOVÁ, Markéta/GOLDHAHN, Helge et al. (2009): Deutsch-tschechisches Wörterbuch der Phraseologismen und festgeprägten Wendungen. Německo-český slovník frazeologismů a ustálených spojení. Praha: C. H. Beck.
- HESSKY, Regina/ETTINGER, Stefan (1997): Deutsche Redewendungen: Ein Wörter- und Arbeitsbuch für Fortgeschrittene. Tübingen: Narr.
- JESENŠEK, Vida (2005): Zum Benutzer und zur Benutzung eines mehrsprachigen phraseologischen Lernerwörterbuches: Überlegungen am Konzept eines phraseographischen Projekts. In: Kontrastive Lexikologie und zweisprachige Lexikographie. Hrsg. v. Birgit Igl, Pavel Petkov u. Herbert Ernst Wiegand. Hildesheim/New York: Georg Olms, S. 91-101.
- JESENŠEK, Vida (2011): Sprichwörter kommen selten aus der Mode oder wie kann man sie im Sprachenlernen einsetzen. Über das EU-geförderte Projekt SprichWort. In: Aussiger Beiträge 5 (2011), S. 216-218
- KOLEČKOVÁ, Olga/HAUPENTHAL, Thomas (2002): Německé idiomy v praxi. Praha: Polyglot.
- KÜHN, Peter (1989): Typologie der Wörterbücher nach Benutzungsmöglichkeiten. In: Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. 1. Halbband. Hrsg. v. Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand u. Ladislav Zgusta. Berlin/New York: de Gruyter, S. 111-128.
- KÜHN, Peter (2003): Phraseme im Lexikographie-Check: Erfassung und Beschreibung von Phrasemen im einsprachigen Lernerwörterbuch. In: Lexicographica 19, S. 97-118.
- QUASTHOFF, Uwe (2010): Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen. Berlin/New York: de Gruyter.
- SCHEMANN, Hans (1991): Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten. Stuttgart/Dresden: Klett.
- SCHEMANN, Hans (2000): Lexikalisierte Sprecherhaltung und Wörterbucheintrag: Untersuchungen anhand zweisprachiger idiomatischer Wörterbücher mit Deutsch. In: Studien zur zweisprachigen Lexikographie mit Deutsch IV. Hrsg. v. Herbert Ernst Wiegand. Hildesheim/New York: Georg Olms, S. 35-70.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1998a): Wörterbuchforschung: Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. Berlin/New York: de Gruyter.
- WIEGAND, Herbert Ernst (1998b): Vorwort. In: Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen: Untersuchungen anhand von „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“. Hrsg. v. Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: Niemeyer, S. IX-X.
- WIEGAND, Herbert Ernst (2004): Lexikographisch-historische Einführung. In: Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 8., völlig neu bearb. und mit einem vollständigen alphabetischen Zugriffsregister versehene Aufl. Hrsg. v. Franz Dornseiff, Uwe Quasthoff u. Herbert Ernst Wiegand. Berlin/New York: de Gruyter, S. 9-91.
- WIEGAND, Herbert Ernst (2009): Kurze Vorbemerkung zum thematischen Teil. In: Lexicographica 25/2009. S. 1-2.
- WOTJAK, Barbara (2005): Routineformeln im Lernerwörterbuch. In: Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch. Hrsg. v. Irmhild Barz, Henning Bergenholtz u. Jarmo Korhonen. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 371-387.

Internetquellen

SprichWort: <http://www.sprichwort-plattform.org> [18. 05. 2011]

Dieser Beitrag ist im Rahmen des Forschungsprojektes GA 405/09/0718 der „Grantová agentura“ der Tschechischen Republik entstanden.

II

REZENSIONEN UND KOMMENTARE

ANDREA BARTL / STEPHANIE CATANI (Hrsg.): **Bastard: Figurationen des Hybriden zwischen Ausgrenzung und Entgrenzung**. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2010, ISBN 978-3-8260-4173-0, 368 S.

Der besprochene Sammelband unternimmt das ehrgeizige Projekt, den „Leitbegriff“ „Bastard“, der als „Verkörperung der Hybridität, Ortlosigkeit und semantischen Inkohärenz interdiskursiv beständig neu zu verhandeln“ sei (12), aus interdisziplinärer Perspektive zu untersuchen. Das gelingt nur zum Teil. Einige der aufgenommenen Beiträge sind auch mit wohlwollender Ausdehnung des Gegenstandsbereichs in Richtung Grenzphänomene, Grenzüberschreitungen oder Prozesse der Hybridisierung nicht in den in der Einleitung der Herausgeberinnen (S. 9-23) abgesteckten Rahmen einzugliedern. Die Bezugnahme auf das Thema des Bandes besteht bei einigen Beiträgen gerade einmal in einem vorangestellten Satz. Dieses Manko und der Umstand, dass die einzelnen Beiträge nicht aufeinander Bezug nehmen und daher die gleiche Definition der Schlüsselbegriffe mehrfach wiederholt wird, sind allerdings in umfangreichen Sammelbänden wie dem vorliegenden oft zu finden, vor allem dann, wenn die Textauswahl nicht ausschließlich inhaltsgeleitet erfolgte. Dabei sind die Voraussetzungen für eine kohärente und in sich stimmige Darstellung des Themenfelds im besprochenen Band gut. Für einen großen Bogen bzw. eine Klammer der einzelnen Beiträge könnte die Einleitung sorgen, in der es den Herausgeberinnen gelingt, in knapper Form ihr Anliegen darzustellen und jeden der aufgenommenen Texte zumindest in seiner Besonderheit, wenn auch nicht in seinem Zusammenhang mit dem übergreifenden Thema, zu würdigen. Die beiden ersten Beiträge aus der Sprachwissenschaft und aus der Biologie (die einzigen aus diesen Fächern) leisten eine Art Rundumschlag bei der disziplinspezifischen Definition des Begriffs „Bastard“ bzw. Hybrid und wären als Bezugspunkte für den folgenden literatur- und medienwissenschaftlichen Schwerpunkt des Bandes bestens geeignet. Sowohl die epistemologischen Veränderung als auch die Wechsel in der Konnotation werden in den beiden Aufsätzen von **Helmut Glück** (Sprachwissenschaft) und **N. Brede / K. Schwenk / B. Streit** (Biologie) aus der jeweiligen Fachperspektive für die intendierte interdisziplinäre Leserschaft des Sammelbandes verständlich dargestellt. Die Beiträge des literaturwissenschaftlichen Teils (insgesamt zehn) sind chronologisch nach den untersuchten Texten bzw. Autor(inn)en geordnet, beginnend bei **Simona Slaničkas** informationsreichem Beitrag *Der zweifarbige Bastard. Exemplarische Mischlinge im Mittelalter*, und beschlossen von den grundsätzlichen gattungstheoretischen Überlegung von **Julia Schöll** unter dem Titel *Die Vermittlung des Unmittelbaren. Ideen zur Erzählbarkeit des Performativen*. Dazwischen finden sich Beiträge, die „Bastard“ in der Bedeutung von Mischling im weitesten Sinn für Personen, literarische Gattungen, literarische Figuren und für Sprachwechsel mehr oder weniger erfolgreich heuristisch nutzen. Die weiteren acht Beiträge im Sammelband sind den Bereichen Film- und Musikwissenschaft, Philosophie, Bildende Kunst und Architektur zugeordnet. Hier werden unter anderem gemischte Gattungen (das Dokudrama im Beitrag von **Kerstin Stutterheim** und der ironisierte HipHop von Fettes Brot im Beitrag von **Anja Gerigk**) und Intermedialität (Visuelle Poesie im Beitrag von **Thomas Keith** und Musikerimages im Beitrag von **Jürgen Arndt**) unter dem Leitbegriff „Bastard“ untersucht. Neben der titelgebenden „Verkörperung der Hybridität“, dem Bastard, steht in einigen der Beiträge nicht das Ergebnis,

sondern der Prozess der Vermischung bzw. die Bewegung der Grenzüberschreitung im Zentrum des Interesses. Vermischung und Herkunft von zweierlei Art sind gleichrangige Untersuchungsobjekte neben Mischlingen und Hybriden im weitesten Sinn. Die Feststellung der Herausgeberinnen, dass es seit Jahren ein gesteigertes kulturtheoretisches Interesse an einem Dritten, das sich vor, neben oder außerhalb festgefügt binärer Ordnungen befindet, gibt, wird durch die versammelten Beiträge in ihrer Richtigkeit bestätigt. Dem Sammelband wäre ein passender Titel zu wünschen gewesen.

Karin S. Wozonig (Hamburg)

IWONA BARTOSZEWICZ / MAREK HAŁUB / EUGENIUSZ TOMICZEK (Hrsg.): Germanica Wratislaviensia 131 (2010): Literatur und Sprache in Kontexten. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, 2010, ISBN 978-83-229-3168-4, 216 S.

Bei der Zeitschrift *Germanica Wratislaviensia* (GW) handelt es sich um die älteste germanistische Zeitschrift Polens, die seit dem Jahre 1954 ein- bis zweimal jährlich erscheint und vom Institut für germanistische Philologie der Universität Wrocław herausgegeben wird. Sie versammelt eine große Bandbreite internationaler wissenschaftlicher Artikel aus den Bereichen Literatur-, Sprach- und Kulturwissenschaft sowie Glottodidaktik. Nachfolgend werden die einzelnen Beiträge der neuesten Ausgabe Nummer 131 mit dem Titel *Literatur und Sprache in Kontexten* kurz vorgestellt.

Im literaturwissenschaftlichen Teil besprechen vier Aufsätze aus unterschiedlicher Perspektive die deutschsprachige Literatur nach 1945. So kommen verschiedene Genres, verschiedene Thematiken und im Grunde verschiedene inzwischen schon etablierte Arbeitsweisen der zeitgenössischen Literaturwissenschaft zum Vorschein. Die Bandbreite reicht von einer narratologischen Analyse (Wolfgang Brylla) über eine kulturhistorische Untersuchung (Sebastian Mrožek) bis hin zur Analyse der kulturellen Verortung dreier zeitgenössischer deutscher Autorinnen (Agnieszka Kodzis-Sofińska und Gerda Nogal).

Wolfgang Bryllas Vorsatz, das Motiv der Eisenbahn als narratologisches Element in drei Kurzgeschichten Wolfgang Borchert zu untersuchen, mündet in der wenig überraschenden Feststellung, dass „der Inhalt der *Eisenbahnen* mit der Form einen Konsens eingegangen ist, und die inhaltlich-formelle Kohäsion der Textstruktur nicht zuletzt der Hybridisierung der Konstruktion zu verdanken ist“ (S. 15)¹. Außerdem rekonstruierte Brylla die Verfahren der „Hybridisierung“ in zwei weiteren Kurzgeschichten. Seine plausiblen Ergebnisse rechtfertigen jedoch kaum den theoretischen Aufwand und die nahezu unverständliche Ausdrucksweise². Anschließend analysiert **Sebastian Mrožek** die publizistischen Texte von Hans Werner Richter in seiner Zeitschrift „Der Ruf“ von 1946 bis 1947 und zeichnet ein einsichtiges Bild der „jungen Generation“ der Heimkehrer. Richter schwebte ein politisch-gesellschaftliches Projekt des dritten Weges zwischen dem „Sozialismus des Ostens“ und der „Demokratie des Westens“

1 Das Inhaltsverzeichnis des Heftes ist einsehbar unter: <http://www.ifg.uni.wroc.pl/publ/wydawnictwa/germanica/zeszyty/Heft131.pdf>.

2 Ausdrücke wie „simultane Opposition zwischen der Interniertheit und Externiertheit“ erschweren unnötig das Verstehen (vgl. S. 9).

vor (so zitiert auf S. 32). Das politisch untragbare Konzept deutet Mrožek als relevant für den Neuanfang der Nachkriegsliteratur mit der Gruppe 47. Mit zwei weiteren Beiträgen rücken die neuesten Literaturscheinungen aus Deutschland ins Blickfeld. Die Autorinnen beobachten einerseits die moderne Lebensweise in ihrer Bedeutsamkeit für die Literaturproduktion, andererseits wird die thematische Universalität der Literatur am Beispiel der Rezeption deutscher Kindertheaterstücke in Polen überprüft. **Agnieszka Kodzis-Sofińska** berichtet über die Stücke der deutschen Autorin Ingeborg von Zadow (geb. 1970) auf polnischen Bühnen (bis heute drei Übersetzungen). Ihre detaillierte Darstellung wird mit Sicherheit die Rezeption von Zadows in Polen, die sich bisher mit einer Ausnahme (1995) auf Laien-Theatergruppen beschränkt, vorantreiben. Der Aufsatz dokumentiert ein Beispiel von Kulturtransfer, auch wenn die Autorin die Methoden der Kulturtransferforschung eher intuitiv als gezielt einsetzt. **Gerda Nogal** stellt sehr berechtigt zur Diskussion, „ob und inwieweit das äußere wie psychische Verhalten der Figuren durch gesellschaftliche Modernisierungsphänomene und zeitspezifische Lebensstile determiniert ist“ (S. 55). Indem sie die weiblichen Figuren der Romane von Silke Scheuermann (geb. 1973) und Alexa Hennig von Lange (geb. 1973) mit großer Sensibilität für die Problematik und zugleich erzähltechnisch ergründet, verfällt sie leider manchmal in eine verallgemeinernde Diktion. Sowohl ihre Untersuchung wie auch die Romanfiguren erfassen keinesfalls die „zeitspezifischen Modernisierungsphänomene“ (S. 62), sondern lediglich einen kleinen großstädtisch-mittelständischen Ausschnitt. Die Festlegung eines „rasanten Wechsel[s] der Lebensformen“ auf „die letzte Jahrtausendwende“ (S. 63) ist ebenfalls ein wenig voreilig. Mit der „traditionellen, monotonen Ausrichtung auf das Leben als Ehefrau und das familiär-häusliche Handlungsfeld“ (S. 58), was auch immer das im Konkreten heißen mag, haben mit einer nicht minderen inneren Widersprüchlichkeit schließlich schon literarische Frauenfiguren bei Theodor Fontane und bei vielen anderen gerungen.

Die Rubrik Sprachwissenschaft eröffnet **Zuzana Bohušová** Beitrag zu *Soziophonetischen und translatorischen Aspekten des fremden Akzents*. Darin diskutiert sie die Frage, ob man tatsächlich von einem fremden Akzent sprechen kann, oder ob hier nicht eher der Plural *fremde Akzente* vorzuziehen wäre. Daneben geht die Autorin auch auf die Problematik des Umgangs mit Akzenten beim Dolmetschen ein. Nachfolgend wertet **Sandra Innerwinkler** verschiedene Beispiele von Wahlwerbung aus dem österreichischen Nationalratswahlkampf 2008 hinsichtlich der darin verwendeten Personaldeiktika und -pronomina aus und erläutert deren Einsatz und beabsichtige sowie erzielte Wirkung. Der Artikel von **Hana Jilková** ist dem Bereich der Genderlinguistik gewidmet und untersucht anhand eines Korpus von 1 400 besonders gebräuchlichen Redensarten das Vorkommen sexusgebundener Phraseologismen im Deutschen. Dabei kommt sie zu dem überraschenden Ergebnis, dass lediglich ein Bruchteil sexusgebunden ist und davon wiederum männlich markierte Idiome die Mehrzahl ausmachen. **Lászlo Kovács** vergleicht in seinem Beitrag zunächst psycholinguistische und kognitionslinguistische Modelle zur Analyse des mentalen Lexikons, um daran anschließend Möglichkeiten der Untersuchung auf Grundlage der Netzwerkforschung aufzuzeigen. Im folgenden Artikel bespricht **Anna Małgorzewicz** kritisch die derzeitige Situation der translatologischen Ausbildung und des daran anknüpfenden Prüfungssystems in Polen und kommt zu dem Ergebnis, dass es gerade ersterem an klaren Vorgaben mangelt. Basierend auf ihrer vorherigen Darstellung der Ausbildungslage plädiert sie daher für eine Umgestaltung

der Ausbildung von Translatologen in Polen. Der vorletzte Beitrag des Themenbereichs Sprachwissenschaft befasst sich mit dem Einsatz metakommunikativer Strategien in der Werbung und beleuchtet deren Funktion und Wirkungsweise. **Roman Opilowski** kommt, nachdem er die Funktionen metakommunikativer Elemente erläutert hat, zu dem Schluss, dass der Einsatz solcher Elemente die Interaktion zwischen Rezipient und Werbung fördert und somit ein wirksames Werbemittel darstellt. Die Rubrik schließt mit einem Artikel **Burkhard Schaeders**, in welchem er der umstrittenen Frage nachgeht, ob der Abrogans als ältestes Wörterbuch der deutschen Sprache angesehen werden kann. Im Anschluss an einen kurzen Abriss der bisherigen Forschungserkenntnisse und eine Systematik der einzelnen Lehrmeinungen, verneint er diese Ausgangsfrage, betont jedoch die Wichtigkeit des Abrogans als Zeugnis lexikographischer Praxis.

Das Themenfeld Glottodidaktik umfasst in der vorliegenden Ausgabe 131 der GW lediglich drei Beiträge, auf die nachfolgend kurz eingegangen werden soll. Der erste Artikel von **Małgorzata Czarnecka** widmet sich den Erwerbsstadien, die in Bezug auf das morphosyntaktische Regelsystem in der Erstsprache (L1) durchlaufen werden. Die Autorin geht darin zunächst auf die Einheiten ein, die von Kindern vorrangig extrahiert werden und beschreibt weiterhin den Zusammenhang der einzelnen Erwerbsphasen. Im anschließenden Beitrag verdeutlicht **Maria M. Kaden-Jánska** die Bedeutung der Förderung des Schriftspracherwerbs im Vorschulalter. Sie erläutert die dabei durchlaufenen Stufen und hebt hervor, dass einige bereits vor dem Schuleintrittsalter erreicht werden. Daher fordert sie, untermauert durch ein detailliert ausgearbeitetes Beispiel für eine schriftfreundliche Kindertagesstätte, die Wichtigkeit der vorschulischen Auseinandersetzung mit Schrift anzuerkennen und die Arbeit in den Kindertagesstätten dementsprechend auszubauen. Abschließend befasst sich **Erika Kegyes** im letzten Beitrag des Bandes mit der Situation der deutschen Sprache in Nordungarn, die trotz einer relativ großen deutschen Minderheit im Rückzug begriffen ist. Um diese Tendenz aufzuhalten, schlägt die Autorin mehrere Fördermöglichkeiten in Hinblick auf die unterschiedlichen Bildungseinrichtungen vor.

Die Zeitschrift *Germanica Wratislaviensia* ist mit ihrer inzwischen 57jährigen Tradition nicht nur die älteste germanistische Zeitschrift Polens, sondern sicherlich auch eine der traditionsreichsten (auslands)germanistischen Zeitschriften überhaupt. Wie die Autorinnen dieses Artikels versucht haben aufzuzeigen, überzeugt sie durch außerordentliche Themenvielfalt sowie hohe qualitative Ansprüche und ist somit ein würdiges Aushängeschild der polnischen Germanistik.

Gabriela Brudzyńska-Němec, Kristina Wermes (Ústí nad Labem)

MAXIMILIAN BERGENGRUEN / KLAUS MÜLLER-WILLE/ CAROLINE PROSS (Hrsg.): *Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur.* Reihe Litterae. Freiburg i. Br.: Rombach Verlag, 2010, ISBN 978-3-7930-9619-1, 426 S.

Das nervöse Zeitalter, von Nietzsche einst ausgerufen, in der wilhelminischen Ära vielfach beschworen und in der „nationalen Nervenprobe“ des 1. Weltkrieges endend, bildet einen assoziationsreichen Epochenbegriff, der die wesentlichen Entwicklungen der Moderne am

Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts umspannt. Dennoch dauerte es fast 100 Jahre, ehe die Geschichtswissenschaften diesen Schlüsselbegriff wiederentdeckten, um daraus fruchtbare Zugänge zu gewinnen – nicht zuletzt durch die bahnbrechenden Studien von Joachim Radkau, Volker Roelcke, Paul Lerner, Hans-Georg Hofer u. a. Autoren. In besonderer Weise wurde in diesen Arbeiten stets der Zusammenhang der Nervosität mit dem zeittypischen Krankheitsbild der Neurasthenie betont, um daran die Frage zu knüpfen: Inwiefern vermag ein Krankheitsbild tatsächlich den Zustand einer Gesellschaft zu spiegeln? Erinnert sei in dem Zusammenhang auch an facheinschlägige Publikationen, die ausgehend von dieser Frage aufschlussreiche Verbindungen zur Konstruktion geschlechtsspezifischer oder kollektiver Krankheitsbilder zogen, wie beispielsweise Christina von Brauns *Warum Gender-Studies?* sowie Céline Kaisers / Marie-Luise Wünsches Sammelband *Die „Nervosität der Juden“ und andere Leiden an der Zivilisation.*

Die historische Betrachtung der Nervosität, eingebettet in ihre neuro-psychiatrischen Diskurse und sozialgeschichtlichen Kontexte, hat mittlerweile ein ausgedehntes, breit gefächertes Forschungsfeld hervorgebracht. Daran anknüpfend zeigt sich in den letzten Jahren auch in der Literaturwissenschaft ein verstärktes (freilich oft nur exkursiv auf einzelne Autorenbiographien beschränktes) Interesse an der Nervosität: als Krankheit, als Metapher oder als Reflexionsfigur einer Moderne, die ihre Bestandsaufnahmen der Selbstentfremdung und andere Krisenerfahrungen begrifflich ins Bild rückt.

Literarische Signaturen im Zeichen der Neurasthenie untersucht so auch der jüngst erschienene Sammelband von Maximilian Bergengruen / Klaus Müller-Wille / Caroline Pross (Hrsg.): *Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die Moderne Literatur.* Bereits der Titel deutet an, dass es hier um vielfältige Bezüge von Literatur und Krankheit geht: Aber nicht vordergründig um pathologisch-literarische Befunde sind die Beiträge bemüht, sondern um die Aufnahme markanter Schnittstellen, die den Nervendiskurs mit der Ausprägung individueller Schreibweisen in der Moderne verbinden. Pointiert wird dabei nach dem Einfluss gefragt, den die Rede von den Nerven auf die Begründung ästhetischer Kategorien hat.

In der Vielfältigkeit der Beiträge und ihrer breitgestreuten Nervositäts-Bezüge liegen sicher auch die Grenzen dieses Sammelbandes. Doch es ist verständlich, dass Systematik hier gar nicht erst angestrebt wurde. Die Fülle der – überwiegend interessanten und qualitativ hochstehenden – Beiträge vermittelt Einblicke in ein Forschungsfeld, dessen Schwerpunkte sich teilweise noch in Diskussion befinden und dessen Themenspektrum grundsätzlich erweiterbar ist. Gerade diese Offenheit des Diskurses bietet Chancen und Möglichkeiten – für eine interdisziplinär aufgeschlossene Literaturwissenschaft. Als anschlussfähig erweisen sich so auch die im Sammelband vertieften Untersuchungen zu den „Neurasthenischen Narrationen“ (Kap. I.), „Semiologien des Nervenlebens“ (Kap. II.), und weiteren „Stilfragen“ (Kap. III.), die ihre Fragestellungen jeweils anhand exemplarischer Schreibprofile (T. Storm, R. Müller, J. K. Huysman, A. Strindberg, O. Hansson, P. Kovalevskij, P. Borborykin, G. Benn, H. Conradi, T. Mann, H. Balzac, M. Proust, W. Benjamin u. a.) vertiefen. Die hier angeführte Namenliste macht deutlich, dass es den Herausgebern nicht um eine vordergründig germanistische, sondern um eine fächerübergreifende Perspektive geht – was den im Vorwort dargelegten kulturwissenschaftlichen Ansatz sinnvoll untermauert und in komparatistische Gefilde lenkt.

Freilich wäre es aus dieser Sicht nur konsequent, hier auch Autoren aus dem Herkunftsland des Neurasthenie-Begriffs bzw. der sogenannten „American Nervousness“ einen Platz einzuräumen. So bleibt es allein Esther Fischer-Hombergers Eingangskapitel (S. 23-69) vorbehalten, die Genese des Begriffs auf G. M. Beard's folgenreiches Neurasthenie-Konzept zurückzuführen, um von hier aus seinen diskursiven Weg nach Europa zu beschreiben.

Was die Auswahl repräsentativer Autoren der Moderne betrifft, werden versierte Leser hier sicher noch Namen wie Peter Altenberg, Martin Beradt, Franz Kafka, Octave Mirbeau, Franziska zu Reventlow oder Oskar Schmidt vermissen. Doch eine solche Fülle an Beiträgen würde den mit 426 Seiten ohnehin schon opulent wirkenden Sammelband nicht nur materiell überlasten – vermutlich würde damit auch die gesamteuropäische Perspektive des Konzepts einseitig verlagert werden. So leistet der Sammelband in hervorragender Weise eine Arbeit, die sich auf Wesentliches beschränkt und dennoch Beachtliches hervorbringt. Er löst den Begriff der Neurasthenie behutsam aus den terminologischen Verankerungen medizinhistorischer Diskurse (ohne diese Wurzeln aus dem Blick zu verlieren), markiert gesellschaftliche Kontexte und macht an namhaften Beispielen die Facetten eines Krankheitsbegriffs bzw. dessen Tragweite und Diskussion in der literarischen Moderne anschaulich.

Insgesamt 12 international ausgewiesene Wissenschaftler sind am Sammelband beteiligt. Das Ergebnis dieser kollektiven Anstrengung ist weit mehr als nur die Summe der Beiträge: ein anderer Blick auf die klassische Moderne. In diesem Sinne wird hier nicht nur ein produktives Paradigma literaturwissenschaftlicher Betrachtung (re)generiert, sondern erstmals auch ein Untersuchungsfeld vermessen, dessen weitere Bearbeitung noch ansteht. Ob es gelingt, damit die Vorbehalte all jener philologischen Türhüter abzubauen, die in der Thematisierung von Krankheitsbildern einen zunftschädigenden Tabubruch sehen, bleibt abzuwarten. Den Herausgebern muss das aber keine Sorge bereiten: Der Sammelband wird genügend interessierte Leser finden, die seine Impulse dankbar aufnehmen und in eigenen Lektüren fortsetzen werden.

Ekkehard W. Haring (Nitra)

EVA CIEŠLAROVÁ: Phraseologismen im Wörterbuch und im deutschen und tschechischen Sprachgebrauch. Am Beispiel von Phraseologismen mit dem Bild von Mann und Frau. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2010, ISBN 978-80-7368-846-2, 228 S.

Im Zentrum der Studie von Eva Ciešlarová stehen die geschlechtsspezifischen Phraseologismen. Die Monographie setzt sich zum Ziel, diese Phraselogramme im deutsch-tschechischen Kontrast zu untersuchen, und zwar nicht nur auf Grund ihrer Speicherung im Wörterbuch, sondern auch in ihrem Gebrauch anhand von Textbelegen in deutschen und tschechischen Korpora. Klar formulierte Ziele (Kapitel 1: Forschungsvorhaben) ermöglichen eine gute Orientierung in der ganzen Studie und zeugen von einer wohl durchdachten Konzeption bei der Erforschung dieser Problematik.

In der Studie werden zunächst die grundlegende Terminologie in Bezug auf allgemeine Phraseologie sowie die kontrastive Phraseologie dargelegt und der kognitive Ansatz in der Phraseologieforschung vorgestellt. Darauf folgen die Beschreibung der korpuslinguistischen

Grunderkenntnisse und die Korpusbeschreibung. Als Erstes werden die geschlechtsspezifischen Phraseologismen in deutschen Wörterbüchern ermittelt und analysiert. Bei der Analyse wird auf ihre Genderspezifität eingegangen. Der zweite, kontrastive Teil der Monographie ist korpusbasiert. Die deutschen Phraseologismen werden anhand von Belegen aus den Korpora des IDS Mannheim charakterisiert. Die tschechischen Beispiele, die zunächst dem Wörterbuch der tschechischen Phraseologie und Idiomatik von František Čermák et al. entnommen wurden, wurden anschließend im Kontext anhand des Tschechischen Nationalkorpus (ČNK) belegt.

Das Kapitel 2 (Begriffsbestimmung) ermittelt kurz und übersichtlich die Grundbegriffe der Phraseologie, ohne die grundlegenden phraseologischen Prämissen (Definitionen und charakteristische Merkmale von Phraseologismen) zu wiederholen. Positiv ist zu bewerten, dass die Autorin die modernsten Erkenntnisse der gegenwärtigen Phraseologieforschung (Burger 2007 und seine Mischklassifikation der Phraseologismen, kognitive Phraseologie nach Dobrovol'skij) reflektiert.

Die Einbeziehung der Korpuslinguistik, die im Kapitel 3 (Methodik der Untersuchung) erklärt wird, erweist sich als ausschlaggebend für die Analyse des zahlreichen und ergiebigen phraseologischen Beweismaterials. Zuerst widmet die Autorin jedoch ihre Aufmerksamkeit den phraseologischen Belegen in Wörterbüchern (Kapitel 4). Diese als „Vorbereitungsphase“ notwendige und wichtige Stufe der Bearbeitung des phraseologischen Materials liefert außer vielen Informationen auch zahlreiche Beweise in Bezug auf die Mängel in der Phraseographie: Es werden Fragen der Auswahl, Behandlung und Klassifizierung von Phraselogrammen (nicht nur) im Hinblick auf „Gender“ gestellt. In Bezug auf die Genderproblematik werden die Phraseologismen in zwei Gruppen geteilt (S. 50-52): in diejenigen im Zentrum (z. B. *das schwache, schöne, zarte Geschlecht*) und die in der Peripherie (z. B. *ein tolles Weibsbild*). Eva Ciešlarová bewertet die Beispiele in Wörterbüchern kritisch im Vergleich zu den Belegen aus den Korpora, die „lebendiger“ sind. Es ist jedoch ihrer Anmerkung zuzustimmen: „Es scheint einfacher die Wörterbücher zu kritisieren, als diese Werke zu erschaffen. Aus der konstruktiven Kritik ergeben sich [...] Verbesserungsvorschläge und Hinweise, die den Gestaltern von Wörterbüchern Hilfe leisten können.“ (S. 67).

Den Kern der Monographie bildet das Kapitel 5: Konzepte. Unter Anwendung der kognitiven Linguistik skizziert die Autorin die einzelnen deutschen und tschechischen Konzepte (MENSCH IST TIER – GEGENSTAND – NATURPHÄNOMEN – NAHRUNG – RELIGIÖSE/MYTHISCHE FIGUR u. a.). Die Konzeptualisierungen werden detailliert dargestellt (Unterkonzepte spielen ebenso eine wichtige Rolle) und mit zahlreichen interessanten Beispielen illustriert. Methodisch erweist sich als vorteilhaft, beide Sprachen getrennt zu untersuchen, um dann die Konzepte zu vergleichen.

Bei der Kontrastierung der deutschen und tschechischen Gender-Konzepte in der Phraseologie gelangt die Autorin zu Ergebnissen, die nicht nur zahlreiche Übereinstimmungen (z. B. Konzept TIERE IM AUSSEHEN DER MÄNNER / FRAUEN) dokumentieren, sondern auch bemerkenswerte und überraschende Unterschiede zwischen beiden phraseologischen Systemen zum Ausdruck bringen: So ergibt sich aus den Untersuchungen (neben den bekannten Tatsachen, dass die deutschen Komposita wie *Wespentaille* im Tschechischen analytische Formen aufweisen: *vosí pas*, oder dass es im Tschechischen mehr Diminutivformen gibt), dass im Tschechischen bei vielen Konzepten (Tiere, Gegenstände, mythische/religiöse

Figuren, Märchenfiguren) mehr (originelle) Vergleiche vorkommen, wogegen im Deutschen Idiome (Phraseologismen im engeren Sinne) überwiegen.

Die Monographie von Eva Cieslarová stellt einen bedeutenden Beitrag zur kontrastiven Erforschung der gendergebundenen Phraseologismen dar. Sie basiert auf gegenwärtigen linguistischen Grundlagen, nützt moderne Untersuchungsmethoden und führt eine Vielfalt von illustrativen Beispielen auf: Das alles macht diese Studie zu einer höchst interessanten Lektüre für Linguist(inn)en sowie für Studierende der Germanistik und Bohemistik.

Jiřina Malá (Brno)

KLAUS JOHANN / VERA SCHNEIDER (Hrsg.): HinterNational. Johannes Urzidil – Ein Lesebuch von Klaus Johann und Vera Schneider. Mit Audio-CD. Potsdam: Deutsches Kulturforum östliches Europa, 2010, ISBN 978-3-936168-55-6, 372 S.

Schon in ihrem Vorwort zum Lesebuch bezeichnen die Herausgeber Johannes Urzidil im Hinblick auf Namen und Werk als einen für die deutsche Leserschaft „im doppelten Sinne fremd[en]“ (9) Literaten und als in vielerlei Hinsicht auf eine (Neu-)Entdeckung wartenden kreativen Geist. Sich diesem Fremden anzunähern, den man zwar als Dichter und Literaten titulieren, dem man damit jedoch in seiner Rolle für die deutschsprachige Literatur und das deutschsprachige Geistesleben Prags und seines späteren Exils beileibe nicht gerecht werden kann, ist das Anliegen dieses Lesebuchs. Dabei ist die Bezeichnung Lesebuch etwas irreführend, denn die einzelnen Abschnitte (Passagen – Stationen – Gestalten – Bohemismus und Hinternationalismus sowie Stimmen und Essays) sind mitnichten lediglich eine Aneinanderreihung von Textauszügen. Vielmehr ist das Buch eine gelungene Mischung aus Annäherung an Künstlerbiografie und Werkschaffen Urzidils auf der einen und kritischem Hinterfragen der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte vor dem Hintergrund seiner Selbsteinschätzung, nämlich der, „hinternational“ zu sein, mit all der Vielschichtigkeit, die sich dahinter verbirgt, auf der anderen Seite. Als Sohn eines nationalen Deutschböhmen und einer tschechischen Mutter mit jüdischer Herkunft und als Repräsentant einer jüngeren Dichtergeneration des Prager Kreises, der in gewisser Weise nicht zwischen Tschechen und Deutschen, sondern neben ihnen zu stehen scheint, gleichsam beobachtend wie analysierend, ohne sich dabei selbst von der Betrachtung auszuschließen, ist er ein auf Ausgleich und Toleranz bedachter Kenner und Interpret der Besonderheiten seiner böhmischen Heimat, die er als so genannter Halbjuden nach der nationalsozialistischen Okkupation verlassen musste und danach nie wiedersehen sollte. Doch auch aus dem fernen amerikanischen Exil wirken die Beschreibungen seiner „verlorenen Geliebten“, seine erheiternden und gleichsam bittersüßen Analysen einer schwindenden liberalen Gesellschaft so detailgetreu und innig, ergänzen sich seine erzählerischen Fertigkeiten so vorteilhaft mit seinem Geschichtsverständnis und gesellschaftspolitischen Weitblick, dass man mitunter seinen Augen nicht traut, wenn man – gerade im Kapitel „Bohemismus – Hinternationalismus“ (237ff.) – einen Blick auf das Veröffentlichungsdatum einiger Schriften wirft.

Einzig hier würde man sich noch ein paar mehr zusätzliche Informationen und textkritische Anmerkungen wünschen, die in den editorischen Notizen zwar angelegt aber – sicher der Art

des Buches und seiner Gesamtkonzeption geschuldet – nicht sehr umfangreich ausgeführt sind. Auch mit Blick auf die geplante Gesamtausgabe der Werke Urzidils mag dies aber ein guter Weg sein, die Neugierde beim geneigten Leser weiter zu wecken.

Die mit Bedacht ausgewählten Werke, die sich dem ersten Abschnitt, der – zunächst etwas gewöhnungsbedürftig – die biografischen Fakten mit unterschiedlich langen Einschüben aus chronologisch passenden Werkausschnitten oder Korrespondenzen mischt, zeichnen das Bild eines Schriftstellers nach, der sich stilistisch ebenso wenig in ein Korsett zwängen lässt wie im Hinblick auf WerkGattungen. Es ist die Präzision eines brillanten Zeitkommentators, seine Fähigkeit vorurteilsfrei zu beobachten, zu hinterfragen und zu interpretieren, mit der Urzidil selbst viele Historiker problemlos in den Schatten stellt. In den in Auszügen veröffentlichten Aufsätzen und Studien wird auch klar, warum er in Prag wie im Exil sofort Anschluss an führende intellektuelle Persönlichkeiten seiner Zeit findet und mit welcher Tiefgründigkeit er sich mit allen tatsächlichen und scheinbaren Eigentümlichkeiten und liebenswerten Sonderbarkeiten seiner böhmischen Heimat und ihrer unterschiedlichen Bewohner befasst. Auch die im dritten Abschnitt in Auswahl präsentierten literarischen Annäherungen Urzidils an Persönlichkeiten wie Kafka oder Stifter zeugen neben der Beobachtungsgabe eines wissbegierig Suchenden, dem Wortwitz eines gewandten Literaten und der Urteilsgabe eines Menschenfreundes vor allem von der Bescheidenheit eines sich selbst zurücknehmenden kreativen Geistes, der jenen künstlerischen Glanz bei anderen herauszustellen und zu beschreiben vermag, der ihn selbst zweifellos umgibt.

Die unablässige Heiterkeit, der unterschwellige Humor in vielen seiner Werke wird besonders dann deutlich, wenn man die dem Buch beigelegte CD mit einem Audiofeature von Ingo Kottkamp nicht erst nach der Lektüre hört. Insbesondere die Tondokumente, bei denen Urzidil selbst zu Wort kommt, mit dem unnachahmlichen Prager Deutsch und einer gleichsam prägnanten wie einprägsamen Stimme vermögen eine längst verloren geglaubte Zeit wiederzubeleben. Aus jedem im Anschluss daran gelesenen Abschnitt des Buches meint man den Autor selbst sprechen zu hören. Ein gelungener Einfall für eine literarische Entdeckungsreise, die Johannes Urzidil möglichst in der ganzen Breite seines Schaffens zumindest im Ansatz zu portraituren versucht.

Das Lesebuch schließt mit den Betrachtungen und Würdigungen Urzidils durch Hartmut Binder, Peter Demetz und Gerhard Trapp, wobei insbesondere das Urteil von Peter Demetz, der Urzidil ebenso als Literaten verstanden wissen will wie als Essayisten, Verfasser von Kulturkritiken und Analytiker der politischen Lage (294), zum Ausdruck bringt, warum gerade eine Persönlichkeit wie Johannes Urzidil längst wieder ihren Platz im deutsch-tschechischen Bewusstsein haben sollte. Auf dem sicher noch langen Weg dahin ist das Lesebuch eine gelungene Zusammenstellung von Werkausschnitten und Lebensimpressionen des „Hinternationalen“, dem ein großer Leserkreis zu wünschen ist.

Anke Zimmermann (Prag)

ADELHEID HU / MICHAEL BYRAM (Hrsg.): **Interkulturelle Kompetenz und fremdsprachliches Lernen. Modelle, Empirie, Evaluation.** Tübingen: Gunter Narr, 2009, ISBN 978-3-8233-6448-1, 287 S.

Obwohl seit den 80er Jahren interkulturelle Kompetenz als Lernziel des Fremdsprachenunterrichts postuliert wurde, sind sowohl empirische Studien als auch konkrete Handlungsempfehlungen für Lehrer, wie diese entwickelt werden kann, nach wie vor selten. Durch den Paradigmenwechsel der Outputorientierung im europäischen Bildungswesen geraten gleichzeitig Inhalte unter Druck, die den Nachweis der möglichen Überprüfbarkeit schuldig bleiben. So gibt es seit längerem das Bestreben, die unterschiedlichen Ansätze zur „interkulturellen Kompetenz“ zusammen zu führen. Bislang liegen Arbeiten aus der Literaturdidaktik zum Fremdverstehen (vgl. BREDELLA/CHRIST 1995), der kulturvergleichenden Psychologie (vgl. THOMAS/WAGNER 1999), der Pädagogik (HESSE/GÖBEL 2007) und der interkulturellen Wirtschaftskommunikation (BOLTON 2007) vor. Während eines internationalen Symposiums an der Universität Hamburg im Mai 2008 diskutierten Kollegen der verschiedenen Fächer erstmalig zusammen folgende Fragen (S. XIII):

- Welche Modelle interkultureller Kompetenz gibt es in den jeweiligen Disziplinen?
- Welche empirischen Studien liegen vor, um den Nachweis der Entwicklung interkultureller Kompetenz bei Kindern und jungen Lernern zu erbringen?
- Welche Möglichkeiten werden in den unterschiedlichen Fächern gesehen, um interkulturelle Kompetenz „messbar“ zu machen.

Obwohl die Teilnehmer unterschiedliche Herangehensweisen an die Fragestellungen haben, besteht Einigkeit darin, dass interkulturelle Kompetenz mehrfaktoriell beschrieben werden muss und sich die Einflussfaktoren auf der Ebene des Wissens, Könnens und Handelns befinden.

Die Aufsätze der Autoren in englischer oder deutscher Sprache werden in der Tagungsdokumentation inhaltlich nach Modellen, Forschungsperspektiven, messtheoretischen Erfahrungen und Instrumenten unterteilt. So geht der Beitrag von **Mike Fleming** einleitend der Geschichte des Kompetenz-Begriffes nach, während **Karen Risager** zwei von ihr favorisierte Modelle aus der Anthropologie vorstellt, um sich dem Begriff interkulturelle Kompetenz zu nähern. Aus Sicht der Wirtschaftskommunikation arbeitet **Terry Mughan** die Rolle von Sprache für das Fremdverstehen heraus, wenn er schreibt: „Language has become a critical element in the understanding of organizations because of its association with concepts of power, leadership and social identity in contemporary cultural theory.“ (S. 33). Zudem setzt er sich mit dem populären Modell Geert Hofstede (HOFSTED 1980) auseinander, das bis heute in vielen Wirtschaftslehrbüchern der Beschreibung unterschiedlicher Kulturen dient (S. 34). Hauptkritikpunkt an diesem Vorgehen ist das monolithisch-statische Verständnis von Kultur, das in einer von Migration und Globalisierung geprägten Welt keine

Entsprechung mehr findet. Dem gegenüber steht das von **Claus Altmayer** für den Fremdsprachenunterricht entwickelte Konzept kultureller Deutungsmuster (S. 127f.), das für **Arnd Witte** Ausgangspunkt der Entwicklung eines Modells interkultureller Progression (S. 53) bildet. Er orientiert sich ebenso an dem oft zitierten Modell interkulturellen Bewusstseins des amerikanischen Kulturpsychologen BENNETT (1993), auf das sich auch andere Autoren im Buch (vgl. **Hermann-Günter Hesse**, **Kerstin Göbel** und **Stefan Papenberg**) beziehen.

Aus Sicht der Entwicklungspsychologie konkurrieren hingegen zwei Ansätze, um „den individuellen Entwicklungsverlauf interkulturellen Verständnisses“ (S. 89) zu beschreiben. Während sich einige Autoren auf das Stufenmodell der kognitiven Entwicklungstheorie PIAGETs (1972) berufen, wie hier **Christiane Grosch & Ernst Hany**, grenzen sich andere explizit davon ab und betonen wie **Martyn Barrett** die große Varianz der kindlichen Entwicklung, abhängig von:

[...] the particular outgroups, which are involved, the particular national situation within which the child is growing up, the particular parental attitudes and practices to which the child is exposed at home, and the particular type of school which the child attends (S. 75).

Die Bedeutung des schulischen Fremdsprachenunterrichts zur Entwicklung interkultureller Kompetenz stellt **Claire Kramsch** in ihrem Beitrag heraus, wobei sie symbolische statt kommunikative Kompetenz als übergeordnetes Lernziel (vgl. S. 114) ansieht.

Wenn es um Instrumente der empirischen Erforschung interkultureller Kompetenz geht, knüpfen verschiedene Autoren an die qualitativen Untersuchungsmethoden an, die im Rahmen des Gießener Graduierten-Kollegs um Lothar Bredella und Herbert Christ entstanden. So auch **Mark Bechtel** mit seiner diskursanalytischen Auswertung von Äußerungen in deutsch-französischen Tandemkursen. Im Vordergrund steht hier die Frage, ob sich Tandempartner über fremde Perspektiven austauschen, zwischen diesen vermitteln bzw. diese übernehmen (vgl. S. 144).

Quantitativ orientiert sind demgegenüber die Versuche, ein Messmodell interkultureller Kompetenz im Rahmen der Langzeituntersuchung zu entwickeln. Die von der Kultusministerkonferenz in Deutschland in Auftrag gegebene Studie zur Erfassung der Leistungen von Schülern der 9. Klasse in den Fächern Deutsch und Englisch sollte neben den Sprachkenntnissen auch interkulturelle Kompetenz erheben, allerdings unter den Bedingungen zeitlicher Einschränkung und Replizierbarkeit. Das Forscherteam stellte sich 2001 dieser großen Herausforderung. In Anlehnung an die Entwicklungsstufen Bennetts wurden für die einzelnen Etappen Typisierungen vorgenommen, die **Hermann-Günter Hesse** in seinem Beitrag beschreibt (S. 165). **Günter Nold** weist darauf hin, dass es nicht möglich war, produktive oder interaktive Fähigkeiten der Schüler zu überprüfen, sodass interkulturelle Kompetenz über die Analyse und Bewertung kritischer Ereignisse („critical incidents“) und das sprachliche Bewusstsein („language awareness“) operationalisiert wurde (vgl. S. 175). **Kerstin Göbel** lenkt in ihrer Auswertung der DESI-Video-Studie den Fokus darauf, welche Voraussetzungen der Lehrkräfte sich als relevant für die Förderung interkultureller Kompetenz erwiesen haben. Die Ergebnisse zeigen einen

großen Bedarf an Weiterbildung, denn obwohl die neueren Lehrwerke viele Angebote in Bezug auf interkulturelle Sensibilisierung machen, gelingt es nach ihren Ergebnissen nur Lehrpersonen mit Kulturkontakterfahrungen, diese für die Schüler reflektierbar zu machen (vgl. S. 198).

Einen Einblick in unterschiedliche Instrumente zur Messung interkultureller Kompetenz liefert im Weiteren die Schilderung des Dissertationsprojektes von **Stefan Papenberg**, der eine 10. Klasse ein halbes Jahr lang begleitet und mit Hilfe standardisierter Fragebögen und Interviews die Überwindung ethnozentrischer Sichtweisen durch den Einsatz literarischer Texte erfasst hat, wobei er sich wie die Autoren der DESI-Studie auf das DIMS-Modell (Developmental Model of Intercultural Sensitivity) von BENNETT (1993) bezieht. Dem gegenüber versucht **Jan-Oliver Eberhardt** in einer Studie mit Französischlernern der 10. Klasse, Deskriptoren interkultureller Teilkompetenzen nach dem Kompetenzstrukturmodell von BYRAM (1997) abzuleiten.

Den letzten Teil des Buches „Evaluation and/or Assessment“ leitet **Michael Byram** mit seinem Beitrag zu zwei europäischen Projekten, INCA und LOLIPOP, ein. Die Besonderheit dieser Programme liegt darin, dass sie versuchen, die pädagogischen Anforderungen an ein Modell interkultureller Kompetenz mit Test- und Prüfverfahren zu verbinden, die der wachsenden Heterogenität der Gesellschaften Rechnung tragen (vgl. S. 222). So kann die Grundlage der Bewertung interkultureller Kompetenz nicht das Konzept vom kritischen Diskurs westlicher Gesellschaften sein, wenn es Kulturen gibt, die ihre Kohäsion im Konsens begründen. Politische Bildung („education for citizenship“) kann seiner Meinung nach nur durch Selbstreflexion interkultureller Begegnungen erfolgen, wie es die Portfolio-Arbeit in dem Dokument „Autobiography of Intercultural Encounters“ des Europarates (S. 224) vorschlägt. Ihre Erfahrungen mit Selbsteinschätzungen asiatischer Lerner in Bezug auf interkulturelle Kompetenz in Vorbereitung auf Studienaufenthalte im Ausland beschreiben anschließend **Anwei Feng & Mike Fleming**.

Den Abschluss des Bandes liefern **Daniela Caspari & Andrea Schinschke** in ihrer Analyse von Aufgaben zur Überprüfung interkultureller Kompetenzen, um daraus eine Typologie abzuleiten (vgl. S. 275). Materialgrundlage für die Analyse sind Prüfungsaufgaben, da die Autoren davon ausgehen, dass eine Tendenz bei Lehrern besteht, „nicht explizit überprüfte Fertigkeiten und Inhalte des Unterrichts weniger zu berücksichtigen als die in Leistungsüberprüfungen zentralen Gebiete“ (S. 274). Damit belegt der vorliegende Tagungsband wiederholt, dass das Thema Förderung interkultureller Kompetenz, unabhängig davon, welche Meinung man zur Messbarkeit dieses Konstruktes vertritt, nicht nur für Forscher, Bildungsplaner, Curricula- und Lehrwerksautoren, sondern auch Fremdsprachenlehrer Pflichtlektüre sein sollte.

Dorothea Spaniel-Weise (Jena)

Literaturverzeichnis:

- BENNETT, Milton A. (1993): Towards ethnorelativism. A developmental model of intercultural sensitivity. In: Education for the Intercultural Experience. Hrsg. v. Michael R. Paige. Yarmouth: Intercultural Press, S. 21-71.
- BOLTON, Jürgen (2007): Was heißt „Interkulturelle Kompetenz“? Perspektiven für die internationale Personalentwicklung. In: Wirtschaft als interkulturelle Herausforderung. Hrsg. v. Jutta Berninghausen u. Vera Kuenzer. Frankfurt/M.: IKO-Verlag, S. 21-42.

- BREDELLA, Lothar/CHRIST, Herbert (Hrsg.) (1995): Didaktik des Fremdverstehens. Tübingen: Narr.
- BYRAM, Michael (1997): Teaching and assessing intercultural communicative competence. Clevedon: Multilingual Matters.
- HESSE, Hermann-Günter/GÖBEL, Kerstin (2007): Interkulturelle Kompetenz. In: Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung. DESI-Studie. Hrsg. v. Bärbel Beck u. Eckhard Klieme. Weinheim/Basel: Beltz, S. 256-272.
- HOFSTEDTE, Geert H. (1980): Culture's Consequences. International differences in work-related values. Beverly Hills: Sage.
- PIAGET, Jean (1972): Intellectual evolution from adolescence to adulthood. In: Human Development 15, S. 1-12.
- THOMAS, Alexander/WAGNER, Karl-Heinz (1999): Von der Fremdheitserfahrung zum interkulturellen Verstehen. In: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 46, S. 227-236.

VESNA KONDRIČ HORVAT (Hrsg.): Franz Kafka und Robert Walser im Dialog. Berlin: Weidler Buchverlag, 2010, ISBN 978-3-89693-284-6, 529 S.

Der Titel des Bandes spiegelt unmissverständlich den Hauptakzent des ambitionierten Vorhabens wieder: in der Fülle der ausgedehnten Kafka-Forschung und vor dem Hintergrund des in den letzten Jahren stark gestiegenen wissenschaftlichen und editorischen Interesses an dem exzentrischen Schweizer Autor Robert Walser neue Perspektiven auf die facettenreichen Korrespondenzen zwischen den beiden Klassikern der Moderne zu eröffnen, ihre gegenseitige literarische Beziehung zu beleuchten und somit, mit Worten der Herausgeberin Vesna Kondrič Horvat, auf die „Möglichkeiten des inter- oder gar transkulturellen Dialogs“ zu verweisen.

Die insgesamt 25 Beiträge des umfangreichen Bandes gliedern sich in drei Abschnitte, die – obwohl nicht eigens betitelt – drei klar strukturierte Bereiche bilden: Während es im ersten, umfangreichsten Teil mit 13 Beiträgen in erster Linie um die unmittelbaren Analogien zwischen den beiden „Hauptprotagonisten“ geht, wird im zweiten Teil das Interesse gesondert auf Franz Kafka und im dritten auf Robert Walser verlegt.

Viele Beiträge versuchen einen Vergleich der Schreibweisen bei beiden Autoren herzustellen bzw. an deren thematischen Schnittpunkten anzusetzen, sei es im Gestaltungsprinzip des Spaziergangs (**Karl Pestalozzi**), im labyrinthischen Schreiben (**Elmar Locher**), in der Verwirklichung des Ikarus-Mythos (**Gonçalo Vilas-Boas**) oder in der bewussten Wahl der „kleinen Form“ als Alternative zu den literarischen Großformen (**Kerstin Gräfin von Schwerin**). Bei anderen ergibt sich eine Gratwanderung zwischen Analogien und Differenzen, so bei **Peter Rusterholz**, der die Funktion der Traumtexte für die poetologischen Positionen beider Autoren untersucht, bei **Bettina Rabelhofer**, der es gelingt, trotz der Gegensätzlichkeiten in der textuellen Oberflächenstruktur eine vergleichbare Quelle für die Tiefenstruktur des Schreibens zu finden, und bei **Leena Eilittä**, die dem Hang zum Visuellen nachgeht und sich besonders auf die visuelle Narrativität bei beiden Autoren konzentriert. Das oft verdrängte Gemeinsame beider Biographien – „Die Angst, verrückt zu werden“ –, nimmt **Ekkehard W. Haring** als Anlass, dem Ort des Wahnsinns im Konzept der Literatur nachzuspüren. Andererseits können aber auch starke Differenzen zwischen den beiden Autoren fruchtbar für die wissenschaftlichen Betrachtungen gemacht werden. Während **Ulrich Stadler** auf eine größere

Hoffnungslosigkeit bei Kafka hinweist, findet **Barbara di Noi** gravierende Unterschiede bei der Anwendung abstrakter Metaphern. **Vesna Kondrič Horvat** demonstriert die transkulturelle Dimension der beiden Autoren anhand ihrer slowenischen Rezeption und **Beatrice Sandberg** erweitert die Kafka-Walser-Achse zu Peter Bichsel, wobei sie ihr Verhältnis zum Lesen und Gelesenwerden untersucht. Den ersten Teil schließt ein sehr informativer Forschungsüberblick **Hans-Joachim Jakobs** ab.

Die Beiträge im zweiten Teil konzentrieren sich vorwiegend auf Franz Kafka, wobei **Dejan Kos** anhand seiner Kanonisierung auf Mechanismen der literarischen Autonomisierung in der (Spät-)Moderne hinweist, **Štefan Vevar** eine Typologie der aktuellen slowenischen Übersetzungen von Kafkas Kurzgeschichten aufstellt, **Mirko Križman** verschiedene literaturgeschichtliche Kafka-Beiträge vergleicht und **Irena Światłowska-Predota** die Rezeptionsgeschichte Franz Kafkas in Polen erforscht. Während **Zoltán Szendi** einige neue Perspektiven in den bekannten, oft recherchierten Texten zu finden versucht, konzentriert sich **Sabine Gözl** auf Kafkas späte Texte.

Dass sowohl Kafka als auch Walser für viele Autorinnen und Autoren den Status eines „Unumgänglichen“ genießen, beweisen in ihren Studien **Renata Cornejo**, die das ganze Werk von Libuše Moníková und Jan Faktor als einen Dialog mit Kafka auffasst, ferner **Amalija Maček**, die die Wichtigkeit Kafkas für Ilse Aichinger („Fräulein Kafka“) hervorhebt und schließlich **Christa Gürtler** und **Neva Šlibar**, die zahlreiche Korrespondenzen zwischen Walser und Elfriede Jelinek untersuchen, gehe es da um das Prinzip des Spaziergangs (Gürtler) oder der Märchenprinzessinnen (Šlibar). **Fernando Magallanes** untersucht Robert Walser als das paradigmatische Beispiel eines „vergessenen“ kanonischen Autors und **Dariusz Komorowski** stellt seine literarischen und sozialen Durchsetzungsstrategien als einen Kampf um die Erhaltung der gesellschaftlichen Position als ‚Legislator‘ (nach Bauman) dar.

Den Band schließen eine Bibliographie von und über Franz Kafka und Robert Walser in slowenischer Sprache sowie die für Sammelbände bei Weitem nicht selbstverständlichen Sach- und Personenregister ab. Fazit: Der Sammelband zeichnet sich durch eine Stimmen-, Perspektiven- und Nationen-Pluralität aus: Die Beiträge von Autorinnen und Autoren aus 14 verschiedenen Ländern reichen von biographischen Bezügen, historischen Kontextualisierungen, typologischen Vergleichen, thematischen Schwerpunkten bis zu Deutungsperspektiven, der Rezeptionsgeschichte, Einzelinterpretationen, Bezügen zu anderen Autorinnen und Autoren etc., wobei als roter Faden im Vordergrund das dialogische Prinzip bleibt, das sich nicht nur auf die Beziehung Kafka – Walser beschränkt, sondern auch zahlreiche Bezüge zu anderen Autorinnen und Autoren herstellt. Zweifellos ein gewichtiger Beitrag zur Kafka-Walser-Forschung, die damit um neue Verbindungen zwischen den Textlabirynthen Kafkas und Walsers bereichert wird.

Irena Samide (Ljubljana)

IVA KRATOCHVÍLOVÁ / NORBERT RICHARD WOLF (Hrsg.): Kompendium Korpuslinguistik. Eine Bestandsaufnahme aus deutsch-tschechischer Perspektive. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2010, ISBN 978-3-8253-5793-1, 319 S.

Hinführung

Im „Kompendium Korpuslinguistik“ sind Beiträge vereint, die im Rahmen einer internationalen Konferenz, initiiert durch die Universitäten von Opava und Würzburg, vorgestellt wurden. Herausgekommen ist nicht nur ein sehr vielseitiger Forschungsüberblick mit einem deutlich synchron sprachvergleichenden (tschechisch-deutschen) Schwerpunkt, sondern auch eine Sammlung allgemeiner Fragen zum Umgang mit Korpora und zu Art und Aufbau von korpuslinguistischen Analysen.

Aufbau und Zielsetzung des Kompendiums

Das Kompendium gliedert sich in drei große Beitragsteile: „Grundsätzliches“ zur Korpuslinguistik, „Das DeuCze-Korpus“ und „Projektdokumentationen“. Hinzu kommt eine knappe Einführung in das Thema und ein Register. Zum Sammelband beigetragen haben Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Tschechien (u. a. Opava, Ostrava, Brno) und Deutschland (u. a. Mannheim, Potsdam, Würzburg). Die thematische Zusammensetzung des Kompendiums verrät die breite Spannweite der Forschungsmöglichkeiten auf korpuslinguistischer Basis. So sind nicht nur Beiträge zur methodisch-praktischen Umsetzung von Forschungsvorhaben vertreten (z. B. **Annette Klosa, Ilka Mindt**). Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Präsentation konkreter Fragestellungen, die mit Hilfe der Korpuslinguistik beantwortet werden sollen (z. B. **Iva Kratochvílová, Vlastimil Brom, Jaroslav Kovář**).

Leider sind viele der vorgestellten Forschungsvorhaben wenig innovativ und lassen mitunter das angestrebte Forschungsziel nicht ganz deutlich werden. Bei einigen Arbeiten stellt sich zudem die Frage nach dem linguistischen Mehrwert. Zwar sind die methodisch meist überzeugenden, eher quantitativen Untersuchungen ohne Zweifel ambitioniert durchgeführt worden. Was allerdings oft fehlt, ist ein fundierter und erkennbarer theoretischer Hintergrund, der sich nicht nur auf das Repetieren linguistischer Allgemeinplätze beschränkt, sondern darüber hinaus nach neuen, speziell auch mit korpuslinguistischen Mitteln erreichbaren, Ansätzen strebt. Dieser Mangel ist v. a. angesichts der wenigen sehr guten Beiträge bedauerlich (z. B. **Hana Bergerová, Tomáš Káňa, Ralf Zimmermann, Sabine Krome**), die nun Gefahr laufen, in der schlechten Gesellschaft unterzugehen.

Ein kurzes Beispiel mag die Kritik illustrieren. **Agnes Goldhahn** möchte in ihrem Projekt (*Wissenschaftstexte kontrastiv: Korpusdesign*) der Frage auf den Grund gehen, inwiefern sich deutsche und tschechische Wissenschaftstexte kulturell unterscheiden. Wie bereits der Titel verrät, geht Goldhahn in ihrer Projektdokumentation auch sehr ausführlich auf die Anforderungen (nach Scherer – fehlt bei den Literaturangaben – und Hunston) an ein Korpus ein, mit dessen Hilfe kulturelle Unterschiede aufgedeckt werden können. Der Aufbau ihres Korpus ist dabei unbestritten interessant und wichtig – nur stellt sich am Ende der Lektüre die Frage, wie die kulturellen Unterschiede aus den Texten extrahiert werden sollen, wenn noch nicht einmal der Begriff „Kultur“, sprich: der Untersuchungsgegenstand, definiert worden ist. Strebt Goldhahn eine linguistische

Analyse an? Welche Kriterien möchte sie ansetzen? Der interessierte Leser kann dazu weder in der Einleitung noch im Fazit eine Erklärung finden (auch wenn diese unzweifelhaft existiert). Eine Klärung wäre aber wichtig, schon allein um die Anforderungen an das Korpus nachvollziehbar zu machen.

Und noch etwas fällt insgesamt leider negativ auf: Vor allem zu Beginn des Buches erschweren zahllose Rechtschreib-, Grammatik- und Ausdrucksfehler die Lektüre. Auch die Qualität der Grafiken könnte oftmals sehr viel besser sein.

Fazit

Die Korpuslinguistik hat als Methode einen sehr großen Wert für die sprachwissenschaftliche Forschungstätigkeit. Umso trauriger ist es, dass ihr Potential oftmals ungenügend ausgeschöpft wird. Soll die Korpuslinguistik endlich (!) allgemein als vollwertige, linguistische Methode anerkannt werden, müssen sich ihre Anhänger intensiv und selbstkritisch mit den Vorwürfen (u. a. das planlose, unreflektierte Sammeln von Sprachdaten) der Gegenseite auseinandersetzen. Korpuslinguisten sollten immer bedenken, dass eine Korpusanalyse nicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Thema ersetzt, sondern diese unterstützt, aber auch zu neuen Blickwinkeln führen kann.

Als Übersichtswerk über laufende korpuslinguistische Projekte ist das Kompendium sicher zu empfehlen. Als Vorbild für eigene Untersuchungen aber in vielen Fällen leider nicht!

Karen Lehmann (Kiel)

STEFFEN MARTUS / CARLOS SPOERHASE: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*.

In: *Geschichte der Germanistik* 35/36, 2009, ISBN 978-3-8353-0547-2, S. 89-96.

Es ist keine neue Beobachtung, dass methodische Fragen oft erst dann substantiell reflektiert werden, wenn die entsprechende Methode in eine Krise oder einen Konflikt gerät (siehe DANNEBERG 2007: bes. 107ff.). Steffen Martus und Carlos Spoerhase sehen sich mit solch einer Krisensituation konfrontiert und nehmen diese zum Anlass, literaturwissenschaftliche Methoden mit *praxeologischem* Blick zu überprüfen. Dabei geht es ihnen nicht um den Nachweis der Theoriestabilität ihres eigenen Ansatzes etwa durch den Verweis auf seine interpretatorische Praktikabilität (was ebenfalls praxeologisch wäre). Vielmehr ist ihr nicht geringes Ziel, die Praktiken der Literaturwissenschaft als genuine Form der wissenschaftlichen Institutionalisierung herauszustellen. Diese konfliktäre nämlich mit den bildungspolitischen Umbauversuchen nach Bologna, womit nun auch die ursächliche Krisensituation genannt sei.

Einer knappen Rekapitulation der klar strukturierten Kernaussagen des Artikels soll eine konzise Kritik einzelner Argumente folgen, die sich besonders auf die von den Autoren vernachlässigte motivationale Dimension der Wissensaneignung konzentriert:

Praktiken sind oft unsichtbare, weil an *impliziten Normen orientierte Handlungsrouninen*. Sie werden in ihrer Relevanz häufig unterschätzt, obwohl sie den einzelnen akademischen

1 Kursivierungen und eingeklammerte Seitenzahlen im Haupttext verweisen auf übernommene Termini aus dem hier besprochenen Beitrag.

Disziplinen ihr *spezifisches Gepräge* verleihen (89)¹ und einen Großteil der *der akademischen Sozialisation und Enkulturation* einnehmen (91). Sie sind *notwendig* an die *persönliche Inkorporation* gebunden, *verdichten* sich zu einem eine *Lebensform* bestimmenden Habitus und lassen sich praxeologisch nur unter Berücksichtigung dieser *personalen Dimension* beschreiben (94). Das aktuelle Interesse der *Wissenschaftssoziologie* an diesen Prozessen bezieht sich auf *Könnerschaft*, die sich nicht in (über *Regeln*) *formalisierten Handlungsabläufen* ausprägt, sondern über *informelle Verhaltensroutinen* (90). Diese sind in ihrer *Vermittlung* ein Problem für die akademische Lehre, denn wissenschaftliche Praktiken funktionieren *projektförmig*, und zwar im *Modus der Antizipation* und Planung (93). Diese *Vorstrukturiertheit* wird bei der Wissensaneignung oft nicht *miteingeübt* (94). Die beschriebenen Prozesse sind überwiegend praktische *Sozialisierungsprozesse* und deshalb *übungs- und zeitaufwändig* (96). Die Bildungspolitik der letzten Jahre mit ihren *verkürzten Studiengangstypen* stellt hierfür jedoch *anscheinend nicht ausreichend Zeit zur Verfügung* (96).

Der bereits mit zahlreichen kritischen Argumenten aufgestellten Liste gegen die Verkürzung auch geisteswissenschaftlicher Studiengänge im Rahmen der Bolognareform fügen die Autoren somit ein neues, vielleicht das bislang klügste hinzu. Sie können plausibel machen, dass die wissensspezifische Vermittlungsarbeit literaturwissenschaftlicher Institute – und nur von diesen reden sie – vor allem darin besteht, über ihre institutionelle Funktion als *Sozialisationsraum* praxisgebundene Formen der zeitintensiven Aneignung *prozeduraler und impliziter* Wissensbestände zu ermöglichen. Wie der Artikel zeigt, sind die beiden Autoren selbst ein gutes Beispiel dafür, wie schwer einmal implizit angeeignetes Wissen und die motivationalen Beweggründe dieser Aneignung *ex post* bewusst gemacht werden können: Die Grundannahme ihres Beitrags folgt, getreu ihrer *eigenen* wissenschaftlichen Sozialisation, der zu einseitigen Prämisse, dass literaturwissenschaftliche Institute ihre Studierenden *gänzlich* als zukünftige Wissenschaftler ausbilden sollten. Daher rührt der Ehrgeiz einer möglichst vollständigen Vermittlung der Routinen akademischer Praxis. Die Zielvorstellung der Studenten bezüglich ihrer Ausbildung konfliktiert aber mit diesem Anspruch. Zwar beginnt bis 2007 immerhin jeder Dritte nach dem abgeschlossenen germanistischen Magisterstudium eine Promotion, aber nur etwa jeder fünfte beendet diese auch;² lediglich neun Prozent der Magisterabsolventen bekommen nach dem Studium eine Anstellung an der Universität und haben somit überhaupt längerfristig ‚Zugang‘ zu institutionellen Praktiken.³ Die Forderung der Autoren verliert deshalb nicht an Wichtigkeit, sie darf aber nur für eine Minderheit der Studierendenschaft erhoben werden. Für den Großteil hingegen ist eine akademische Ausbildung wünschenswert, die der (empirisch einigermaßen gut erfassten)⁴ Realität zukünftiger studentischer Arbeitswelten gerecht wird und nicht bloß der unzulässig

2 Zu den Bedingungen geisteswissenschaftlicher Promotionen (im Vergleich mit naturwissenschaftlichen) vgl. WILLAND (2009).

3 Vgl. BRIEDIS et al., bes. S. 45 und 84. Sie beziehen sich auf Abschlussjahrgänge von 1993-2007.

4 Für einen Überblick siehe die o.g. Studie von BRIEDIS et al., S. 45.

5 Für eine stärkere Ausrichtung der Universitäten auf die Berufsziele der Studenten argumentiert auch WEILER (2010).

vereinfachenden Gleichung folgt, dass ein Mehr an Zeit eine bessere Ausbildung bedinge.⁵ Diese Gleichung blendet den psychologischen Faktor der subjektiven Motivation gänzlich aus, der aber (gerade im *Modus der Antizipation*) über die generelle Disposition zur Aneignung von Routinen die je situationsgebundene Aufmerksamkeitsleistung erst ermöglicht, oder eben verhindert.⁶ Es ist also – neben den von den Autoren stark gemachten institutionalisierten Normen – von einem das motivationale Potential bestimmenden *Interesse* an den akademischen Lebensformen und Arbeitsnormen als Grundvoraussetzung der Aneignung entsprechender Routinen auszugehen. Dieses Interesse scheint sich bei den Studierenden anfänglich besonders auf das explizite Wissen (über bestimmte Texte / Genres / Epochen / Theorien) eines Faches zu beschränken (wohingegen die Routinisierung des *Umgangs* mit diesem Wissen dabei nur ein Nebeneffekt ist, der später ein der Disziplin adäquates Verhalten automatisiert und sichert). Exemplarisch verdeutlicht die mit dem Interesse verknüpfte und stärker zu betonende subjektive *Motivation* etwa die Folgenlosigkeit der durch Bologna strukturell umgesetzten Möglichkeiten des zeitweiligen Studienortwechsels innerhalb des ‚gemeinsamen europäischen Hochschulraumes‘, beispielsweise für Auslandssemester. Dass die Zahlen international mobiler Studenten zeitweise sogar rückläufig waren, ist nicht bloß bedingt durch das strukturelle Phänomen einer stärkeren Ausdifferenzierung der Studiengänge und ihrer somit immer komplexer werdenden Vergleichbarkeit, sondern ebenso durch die je individuelle Einschätzung der chronisch raren Lernzeit infolge einer zu knapp bemessenen Regelstudienzeit.⁷

Nicht weniger problematisch ist aus motivationspsychologischer Perspektive, dass für den Großteil der Studenten – nämlich derjenigen, die in die nicht-akademische Arbeitswelt einzutreten planen – viele der akademischen Routinen irrelevant sind. Es muss folglich von einer zumindest partiell inadäquaten Ausbildung gesprochen werden, die wiederum einen negativen Effekt auf die Motivation der Studierenden hat, sich die von den Universitäten geforderten Routinen überhaupt anzueignen.⁸ Die von Bologna initiierte stärkere Differenzierung der Studiengänge im Studienverlauf ist für eine angemessene Ausbildung förderlich, wenn man sich an den Zahlen der Studienabschlüsse orientiert und die Universität als berufsvorbereitende Institution verstehen möchte. Freilich nennen die beiden Autoren aber zu Recht gute Gründe, dies

6 HECKHAUSEN/HECKHAUSEN (2009) setzen für Motivation ein zeitstabiles Moment der Persönlichkeitsdisposition (z. B. das Leistungsmotiv) voraus, das in einer Situation angeregt wird und u. a. auch volitionale Vorgänge impliziert. Zum soziologischen Dispositionsbegriff siehe die ‚klassischen‘ Normtheorien, bes. Parsons. Dieser arbeitete mit *pattern variables*, revidierte dieses Konzept aber zugunsten des AGIL-Modells, siehe daher die späte Studie PARSONS/PLATT (1990: bes. 25ff.).

7 Wie die Erasmusstatistiken der Europäischen Kommission zeigen (<http://ec.europa.eu/>), haben sich die Gesamtzahlen der im Ausland studierenden deutschen Studenten zwischen 2004 und 2007 nur unwesentlich verändert; unter den Studenten der ‚Languages and Philological Sciences‘ ist 06/07 ein leichter Rückgang festzustellen. Neuere Zahlen des HIS nennt BALZTER (2010). Ihnen zufolge wurde für die Bachelor- und Masterstudiengänge ein „deutlich geringeren Anteil von Studenten mit Auslandsaufenthalt“ festgestellt. Balzter begründet dies vor allem mit dem erhöhten Planungsaufwand durch die Modularisierung und fordert dezidiert die Verlängerung der Regelstudienzeit.

8 Vgl. PARSONS (1975: 24): „Das wichtigste funktionale Problem hinsichtlich des Verhältnisses des sozialen Systems zum Persönlichkeitssystem involviert lebenslanges Lernen, Entwickeln und Aufrechterhaltung einer adäquaten Motivation zur Partizipation.“

nicht zu tun, was allerdings immer zum Nachteil derer ist, die sich nach dem Sozialisationsraum „Universität“ an einen anders funktionierenden Sozialisationsraum gewöhnen müssen.

Generell ist es ein Zeugnis (auch moralisch) problematischer Ökonomisierungsstrategien des Staates, dass er die Ausbildungszeit seiner Bürger verkürzt, obwohl diesen statistisch immer mehr Lebenszeit (und somit dem Staat mehr Arbeitszeit) zur Verfügung steht. Aus praxeologischer Perspektive ist die geforderte Verlängerung der Studiendauer sinnvoll, wenn sie den motivationalen Potentialen der Studenten angemessen ist. Das bedeutet, dass Universitäten nicht bloß mehr Zeit für die Routinisierung der *institutionell* gewünschten Praktiken zur Verfügung stellen müssen, sondern darüber hinaus den divergierenden Zielen der *Studenten* gerecht werden sollten. Den ersten wichtigen Schritt dorthin haben Steffen Martus und Carlos Spoerhase getan, indem sie der allgemeinen Betriebsblindheit gegenüber den Negativveränderungen durch Bologna entgegenzuwirken versuchen. Sie argumentieren gegen eine auf die Aneignung lediglich *expliziter* Wissensformen ausgelegte Reform, indem sie verdeutlichen, dass diese Wissensbestände zumindest in der Literaturwissenschaft nur dann adäquat angeeignet werden können, wenn der Routinisierung des fachspezifischen Umgangs mit ihnen Zeit gegeben wird. Die Praxeologie hat sich hierfür als adäquate ‚Hilfswissenschaft‘ bewährt und der Kritik an wissenschaftspolitischen Umbauversuchen ein neues Argumentationsfeld eröffnet. Allerdings ist damit das produktive Potential der Praxeologie bei Weitem noch nicht ausgeschöpft. Ein genauer Blick zurück in die Fachgeschichte⁹ – ganz so, wie es die Praxeologie selbst vorschlägt – kann dem der heutigen Literaturwissenschaft durchaus weiterführende Perspektiven (wieder)eröffnen.¹⁰ Was dabei aus fachimmanenter Sicht wie eine praxisorientierte Legitimationsstrategie der eigenen Arbeit klingt, kann jedoch aus der Fremdperspektive gerade in ihr Gegenteil verkehrt werden: in ein Argument für die inadäquate Ausbildung der meisten Studenten des Faches. Die strategische und öffentlichkeitswirksame Einsetzung der Praxeologie im Kontext der Bildungspolitik sollte also gut überlegt sein.

Marcus Willand (Berlin)

Literaturverzeichnis:

- BALZTER, Sebastian (2010): Fallstricke vor dem Auslandssemester. FAZ.NET (14. 5.2010).
 BOURDEAU, Louis (1982): *Théorie des sciences. Plan de science intégrale*. Paris: Germer Baillière.
 BRIEDIS, Kolja/FABIAN, Gregor/KERST, Christian/SCHAEPER, Hildegard: Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern.
 URL: http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-200811.pdf [9. 8. 2010]

9 Die jüngste Wissenschaftstheorie scheint ihre eigene, fast hundertjährige praxeologische Forschungstradition gänzlich zu übergehen und (re-)formuliert so Erkenntnisse, die teilweise schon seit den späten 1950ern Tadeusz Pszczołowski und anderen Praxeologen bekannt waren (vgl. überblicksartig PSZCZOŁOWSKI 1987). Die Anfänge der Praxeologie gehen zurück bis ins 19. Jahrhundert und BOURDEAU (1882). Der Bezug auf die eigene Wissenschaftsgeschichte scheint im Initiationsstreben der Verfechter des *practical turns* übergangen worden zu sein, obwohl diese für heutige Forschungsfragen durchaus Antworten bereit hält, wie u. a. auch anhand genannten Berücksichtigung subjektiver Motivationen deutlich gemacht werden konnte (siehe hierzu schon PSZCZOŁOWSKI 1987: 346).

10 Das Themenheft „Standards and Norms of Literary Studies“ des *Journal of Literary Theory* (5/2) geht mit seiner Reflektion der fachinternen Standards und Normen einen ersten Schritt in diese Richtung, wobei die dort versammelten, stark divergierenden Reflektionen in einem nächsten Schritt systematisiert werden müssen.

- DANNEBERG, Lutz (2007): Dissens, *ad-personam*-Invektiven und philologisches Ethos in der Philologie des 19. Jahrhunderts: Wilamowitz-Moellendorff *contra* Nietzsche. In: Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse. Hrsg. v. Ralf Klausnitzer u. Carlos Spoerhase. Bern et al.: Lang, S. 93-147.
- HECKHAUSEN, Jutta/HECKHAUSEN, Heinz (Hrsg) (2009): Motivation und Handeln. Heidelberg: Springer.
- PARSONS, Talcott (1975): Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- PARSONS, Talcott/PLATT, Gerald M. (1990): Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- PSZCZOŁOWSKI, Tadeusz (1987): Die Praxeologie von Tadeusz Kotarbiński und ihre Fortsetzung: In: Handbuch pragmatischen Denkens, Band II: Der Aufstieg pragmatischen Denkens im 19. & 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Herbert Stachowiak. Hamburg: Meiner, S. 333-357.
- WEILER, Hans N. (2010): Vom klugen Umgang mit der Bologna-Reform. FAZ.NET (13.5.2010).
- WILLAND, Marcus (2009): Methode als Krisensymptom – Promovieren in Deutschland: Ein Problembericht In: Mauerschau 2/4 (2009), S. 7-28.

JOST SCHNEIDER (Hrsg.): Methodengeschichte der Germanistik. Unter redaktioneller Mitarbeit von Regina Grundmann (de Gruyter Lexikon). Berlin/New York: de Gruyter, 2009, ISBN 978-3-11-018880-6, 794 S.

Wie müsste eine Methodengeschichte der Germanistik aussehen? Das von Jost Schneider herausgegebene „Nachschlagewerk“ (S. 12) begegnet dieser Frage mit der herausragenden Kompetenz von mehr als 30 Artikeln zu unterschiedlichsten Ansätzen der germanistischen Disziplin: Dokumentiert werden deren theoretisch-methodische Grundlagen von der Vor- und Frühphase über die Ära als Nationalphilologie und die geistesgeschichtliche Epoche bis hin zum Methodenpluralismus der 1960er und 1970er Jahre und dem Stand der Dinge in der Gegenwart. Mit Blick auf die ihr zugrunde liegenden Ansätze zeichnet sich die Germanistik mithin vor allem durch eines aus: durch ihren Pluralismus – und zwar sowohl in diachroner als auch in synchroner Hinsicht. Der Band wird diesem Umstand erstmals in beeindruckender Weise gerecht.

Die Gründe dafür liegen zum einen in der ausgewiesenen Expertise der beteiligten Wissenschaftler. Zum anderen trägt die konzeptionelle, hochreflektierte Ausrichtung des Handbuchs zu einem überaus gelungenen Blick auf die theoretisch-methodischen Grundlagen der Germanistik bei. So wird nicht bereits im Vorhinein zwischen Theorien, Methoden, Paradigmen etc. differenziert. In einem umfassenden Sinne werden vielmehr all diejenigen germanistisch relevanten Ansätze vorgestellt, „die zumindest von bestimmten wissenschaftstheoretischen Positionen aus [...] als Methoden wahrgenommen und bezeichnet worden sind“ (S. 2). Dass dabei nicht von einer „Dominanz der Neugermanistik“ (S. 3) ausgegangen wird, sondern Linguistik wie Mediävistik neben Literaturwissenschaft gleichermaßen Berücksichtigung finden, zeichnet den Band zudem aus und hebt ihn von vergleichbaren Überblicken über Theorien und Methoden der germanistischen Literaturwissenschaft (oder Linguistik oder Mediävistik) ab.

Thematisiert werden so unterschiedliche Ansätze wie Alteritätsforschung und Editions-wissenschaft, Intertextualitätsforschung, Kulturwissenschaften und Mentalitätsgeschichte,

Semiotik, rassistische Germanistik und New Criticism. Der Aufbau der Artikel, die alphabetisch angeordnet sind und zwischen 15 und 40 Seiten umfassen, richtet sich dabei nach einem festgelegten Schema und verknüpft Wissensaspekte mit organisationellen Fragen der disziplinären Bedeutung eines theoretisch-methodischen Ansatzes: Einer Definition von ein bis zwei Seiten folgt eine ausführliche Beschreibung im Hinblick auf zentrale Fragestellungen, Prämissen, Analyseverfahren und Anwendungsbereiche. Ein Abschnitt zu institutionengeschichtlichen Aspekten skizziert Entstehungskontexte, wichtige Repräsentanten, Feindbilder und gegebenenfalls Umstände des Niedergangs. Zwei weitere Abschnitte stellen wichtige Publikationen vor beziehungsweise ordnen den jeweiligen Ansatz fachgeschichtlich ein. Eine kommentierte Auswahlbibliographie gibt Hinweise zur weiteren Lektüre und schließt jedes Kapitel ab. Auch wenn die Strukturierung in sich überaus plausibel und sowohl der ersten Orientierung als auch der gezielten Recherche sehr dienlich ist, stört es nur in Einzelfällen, dass die Vorgaben nicht immer konsequent durchgehalten beziehungsweise an der ein oder anderen Stelle sehr frei interpretiert werden. So überrascht etwa **Uwe Bocks** durchaus informativer Beitrag im Abschnitt über Fachgeschichte mit einem Blick in die Zukunft des Gegenstands der eigentlich zu verhandelnden „Intermedialitätsforschung“.

Die Qualitäten des in der Reihe *de Gruyter Lexikon* erschienenen Bandes liegen denn auch vor allem jenseits seines systematischen Charakters: Die einzelnen hoch informativen Artikel haben zwar auch, aber eben nicht nur den Status von Lexikon-Einträgen – wie die Reihenzuordnung vermuten ließe. Die Artikel des Handbuchs verschaffen dem Leser nicht nur einen prägnanten und informativen Überblick über die theoretisch-methodischen Grundlagen der Germanistik, sondern bieten zudem auch hervorragende Einführungen sowohl in zentrale Fragestellungen und Prämissen als auch in institutionengeschichtliche Kontexte und wissen beides im Idealfall miteinander gewinnbringend zu verknüpfen. Als Leuchttürme genannt seien an dieser Stelle **Markus Jochs** Überblick über „Literatursoziologie/Feldtheorie“, **Rolf Parrs** Darstellung der „Diskursanalyse“ und **Natalie Binczeks** Artikel zur „Systemtheorie“. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund steht daher außer Frage, dass es sich bei dem von **Jost Schneider** herausgegebenen Nachschlagewerk um ein zukünftiges Standardwerk in Sachen Methoden und Theorien der Germanistik handelt.

David-Christopher Assmann (Bonn/Firenze)

EGON SCHWARZ: (Mit) Schwarz lesen: Essays und Kurztexte zum Lesen und Gelesenen. Hrsg. v. Jacqueline Vansant. Wien: Praesens, 2009, ISBN 978-3-7069-0568-8, 201 S.

EGON SCHWARZ: Unfreiwillige Wanderjahre. Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente. Mit einem Nachwort v. Uwe Timm. 2., unveränd. Aufl., München: Beck, 2009, (= Beck'sche Reihe. 1662), ISBN 978-3-406-58686-6, 258 S.

URSULA SEEGER / JACQUELINE VANSANT (Hrsg.): Schwarz auf Weiß. Ein transatlantisches Würdigungsbuch für Egon Schwarz. Wien: Czernin, 2007, ISBN 978-3-7076-0239-5, 260 S.

Unter dem feinsinnigen Titel (*Mit) Schwarz lesen* ist ein Band mit Aufsätzen, Essays und Artikeln von Egon Schwarz, dem, so Peter Demetz, „Doyen der amerikanischen Germanistik“, erschienen, verdienstvollerweise herausgegeben von Jacqueline Vansant, Professorin für Germanistik an der University of Michigan in Dearborn. Die meisten durchweg brillant geschriebenen, klugen und daher lesenswerten Beiträge sind aus jüngerer Zeit, d. h. den neunziger und nuller Jahren, der älteste ist auf 1953 datiert; alle sind früher bereits in Sammelbänden, Zeitschriften oder Zeitungen publiziert worden. Nach einem Vorwort der Herausgeberin machen fünf grundgelehrte Essays über das Lesen und die Sprache den Anfang und bereiten programmatisch auf die folgenden Texte vor. „Wichtig scheint mir vor allem, daß überhaupt gelesen wird“, heißt es in *Eine kleine Phänomenologie des Lesens*. Es folgen Rezensionen aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* – mit einer Ausnahme (Arthur Schnitzler) zu zeitgenössischen Autoren wie Elazar Benyoëtz, Peter Handke oder Peter Sloterdijk –, weiters Gedichtinterpretationen aus der *Frankfurter Anthologie* der FAZ (von Goethe über Christian Morgenstern bis Friedrich Christian Delius) sowie schließlich *Essays zur Literatur- und Kulturgeschichte* von Joseph von Eichendorff über Hermann Hesse und Thomas Mann bis Uwe Timm, z. B. auch über *Das jüdische Selbstverständnis jüdischer Autoren im Fin de siècle*. Hervorgehoben sei pars pro toto der Aufsatz *Urzidil und Amerika* aus dem Jahr 1985, der für die Beschäftigung mit dem ‚amerikanischen‘ Teil von Johannes Urzidils Œuvre nach wie vor elementar und wegweisend ist. Insbesondere Studierenden ist der Band nachgerade als Lehrbuch anzupfehlen; denn sie (und nicht nur sie) können daraus neben Inhaltlichem auch Methodisch-Stilistisches lernen, nämlich, wie man wohlfundiert wissenschaftlich und gut verständlich zugleich schreibt, so dass die Lektüre eines Artikels oder Aufsatzes auch noch nach Jahren oder gar Jahrzehnten lohnt, Erkenntnis stiftet und, nicht zuletzt, Vergnügen bereitet.

Es ist eine Binsenweisheit, dass ein guter Lehrer, an Schule wie Universität, neben fachlicher auch menschlicher Qualitäten bedarf; wer einmal das Glück hatte, Egon Schwarz persönlich kennenzulernen, weiß, dass er von beiden reichlich besitzt. Davon legt auch das *transatlantische Würdigungsbuch* für ihn, *Schwarz auf Weiß*, Zeugnis ab, das die Leiterin der Österreichischen Exilbibliothek in Wien, Ursula Seeber, und wiederum Jacqueline Vansant herausgegeben haben. Denn anders als herkömmliche Festschriften enthält der Band weniger wissenschaftliche Aufsätze (auch sie gibt es darin) als persönliche Erinnerungen an und Hommagen für Egon Schwarz. Die Liste der rund fünfzig Autorinnen und Autoren spiegelt das geographisch (Europa, Nord- und Südamerika, Neuseeland, die Beiträge sind überwiegend in Deutsch, aber auch in Englisch und Spanisch verfasst) breit gestreute und generationenübergreifende Spektrum der persönlichen und fachlichen Beziehungen des Jubilars wider: renommierte

Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler wie Ruth Klüger, Paul Michael Lützel, Friedhelm Marx oder Michael Rohrwasser, aber auch, ebenso renommiert, die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak, der Theaterwissenschaftler Reinhard Urbach oder der Sozialhistoriker Jürgen Kocka, bekannte Schriftstellerinnen und Schriftsteller, etwa F. C. Delius, Marianne Gruber, Josef Haslinger oder Roberto Schopflocher; und auch die Familienmitglieder des Geehrten kommen zu Wort. Darüber hinaus enthält das Buch vier autobiographische Texte von Egon Schwarz und seinen Essay *Von der Verantwortlichkeit und Wirkung der Dichter*.

So ist *Schwarz auf Weiß* eine willkommene, wichtige und nicht selten anrührende Ergänzung zu Egon Schwarz' Autobiographie, die unter dem Titel *Unfreiwillige Wanderjahre* mit einem freundschaftlichen Nachwort von Uwe Timm unlängst wiederaufgelegt wurde und die zu den bedeutendsten und beeindruckendsten Werken der Exilliteratur zählt. Der 1922 geborene Schwarz erzählt darin von seiner Kindheit und Jugend im von Antisemitismus geprägten Wien, aus dem seine Eltern und er nach dem sogenannten Anschluss 1938 gerade noch fliehen konnten, von seiner abenteuerlichen und pikaresken Lebensdekade in Südamerika, wo er mit verschiedensten Tätigkeiten seine Existenz bestritt, sowie davon, wie es ihm schließlich gelang, in die USA zu gehen, dort Literatur zu studieren und der zu werden, als der er, wie *Schwarz auf Weiß* belegt, heute mit Recht weltweit Anerkennung und Zuneigung genießt.

Egon Schwarz ist ein Gelehrter von immenser Bildung, stupender Belesenheit, weitgespannten Interessen und hintergründigen Humor, wie es heute immer weniger gibt, ein Wissenschaftler, aus dessen Worten stets auch Erfahrenes, oft Erlittenes spricht. Die Lektüre seiner Bücher ist für alle, denen Literatur etwas bedeutet, ein großer Gewinn.

Klaus Johann (Münster)

VLADIMÍR SPÁČIL / LIBUŠE SPÁČILOVÁ: Míšeňská právní kniha. Historický kontext, jazykový rozbor, edice [Das Meißner Rechtsbuch. Historischer Kontext, linguistische Analyse, Edition]. Olomouc: Nakladatelství Olomouc, 2010, ISBN 978-80-7182-280-6, 835 S.

Nach der hervorragenden Herausgabe des Kodexes Wenzels von Iglau (SPÁČILOVÁ/ SPÁČIL 2004) legen diesmal die beiden renommierten Autoren aus Olomouc/Olmütz eine Edition des Meißner Rechtsbuchs vor. Wie Vladimír Spáčil und Libuše Spáčilová im Vorwort vorausschicken, traten sie an die Bearbeitung dieses schriftlichen Denkmals juristischen Charakters mit der Aufgabe heran, den Text des Meißner Rechtsbuchs zugänglich zu machen und gleichzeitig sprachlich zu analysieren.

Damit sollte gleich von Anfang an betont werden, dass dieses Buch – vor allem sein erster Teil – keine umfangreiche und ausführliche rechtshistorische Analyse dieser so bedeutenden Rechtsquelle, die das Meißner Rechtsbuch für unsere Länder und insbesondere für Nordmähren darstellt, zum Inhalt hat und haben kann.¹ (übers. von L. V.)

In diesem Sinne stellen die Autoren ihre Arbeit als Grundlage für weitere gründliche rechtshistorische Forschung zur Verfügung (S. 11).

Das vorliegende Buch besteht aus drei Hauptabschnitten – dem historischen Hintergrund, der sprachlichen Textanalyse und der Edition des Meißner Rechtsbuchs. In dem einleitenden Hauptabschnitt fasst Vladimír Spáčil die Rechtsverhältnisse in den deutschen Ländern vor der Entstehung des ersten in deutscher Sprache geschriebenen Rechtsbuchs *Sachsenspiegel* zusammen (Kap. 1), ferner behandelt er den Autor des *Sachsenspiegels*, das Werk sowie seine Ausbreitung und weitere Bearbeitungen (vor allem Übersetzungen und Editionen) (Kap. 2–5). Dann wendet sich V. Spáčil den auf dem *Sachsenspiegel* beruhenden Rechtsbüchern und ihren überlieferten Verzeichnissen zu (Kap. 6–7), von denen er zur Problematik des Magdeburger Stadtrechts (Kap. 8.) und seiner Rolle in den böhmischen Ländern, mit Berücksichtigung der historischen Umstände der Kolonisierung, Gründung der Städte sowie Charakteristik ihrer Verwaltung und des Stadtrechts (Kap. 9–10) übergeht, wobei ein selbstständiges Kapitel auf die Stadt Olmütz ausgerichtet wird (Kap. 11). Weiter konzentriert er sich ausschließlich auf das Meißner Rechtsbuch, seine Datierung und Lokalisierung, den Namen, die Quellen, den Inhalt, die überlieferten Manuskripte, Fragmente und verschollenen oder untergegangenen Handschriften (auch mit Betonung der Handschriften des Meißner Rechtsbuchs mit Bezug auf Olmütz) sowie die Editionen (Kap. 12–17); es ist kaum zu glauben, dass dieses Rechtsdokument, das zu den „meistverbreiteten städtischen Rechtsbüchern des 14. Jahrhunderts“ (S. 352) gehört, meistens unvollständig veröffentlicht wurde und vor der rezensierten Edition in nur zwei kompletten Ausgaben von ORTLOFF (1836) und ROTH/IRGANG (2006) erschienen ist. Auf Grund der gründlichen und fundierten historischen Forschung kommt Vladimír Spáčil zur folgenden Schlussfolgerung:

Es ist unstreitig, dass das Meißner Rechtsbuch sowohl im Rechtsleben als auch in der Verwaltung der Stadt Olmütz eine außerordentlich bedeutende Rolle spielte. Unsicher ist nur die Antwort auf die Frage, wann die Anordnungen dieses Rechtsbuchs in der Olmützer Rechtspraxis die Oberhand gewannen und bei der Lösung der Rechtssachen im Stadtrat sowohl in gerichtlichen Angelegenheiten als auch in Verwaltungssachen bestimmend wurden. (S. 358).²

1 „Tím by mělo být hned na počátku zdůrazněno, že obsahem této knihy – a především její první části – není a nemůže být obsáhlý a do hloubky jdoucí právně historický rozbor tohoto tak významného právního pramene, který Míšeňská právní kniha pro naše země a speciálně pro severní Moravu představuje“ (S. 11).

2 Weiter vgl. dazu S. 213.

Der zweite Hauptabschnitt stammt aus der Feder Libuše Spáčilová: Es handelt sich um eine Sprachanalyse von vier Manuskripten des Meißner Rechtsbuchs, die eine Beziehung zur Stadt Olmütz aufweisen – 1) die Handschrift *V* (um 1390), 2) die Handschrift *O₁* (zwischen 1412–1420), 3) die Handschrift *O₂* (1403) und 4) die Handschrift *B* (zwischen 1403–1411).³ Die linguistische Untersuchung dieser Manuskripte wird dann darauf abgezielt, den Idiolekt des unbekanntenen Schreibers der im vorliegenden Buch edierten Handschrift (*B*) zu skizzieren und die Zusammenhänge zwischen allen vier Exemplaren des Meißner Rechtsbuchs festzustellen. Der ganze Teil wird mit der Charakteristik des Meißner Sprachgebietes eröffnet (Kap. 1). Im Rahmen der sprachlichen Textanalyse beachtet die Autorin die Graphematik (Kap. 2), den Lautbestand (Kap. 3), wobei u. a. die dialektalen – ostmitteldeutschen und ostoberdeutschen (bairischen) – Merkmale im Bereich des Vokalismus und Konsonantismus – in Betracht gezogen werden, und schließlich die Morphologie (Kap. 4). Unter dem lautlichen und morphologischen Aspekt analysierte die Autorin die Eigennamen in allen betreffenden Handschriften (Kap. 5). Die Sprache der untersuchten Texte wird dann im folgenden Kapitel dem Vergleich auf der graphematischen und lautlichen Ebene unterzogen. Die Erforschung der Lexik des Meißner Rechtsbuchs schließt die ganze sprachliche Bearbeitung ab, wobei der Schwerpunkt der Analyse auf der Fachsprache, Etymologie, Wortbildung und Phraseologie liegt. In Bezug auf die dialektalen Merkmale kommt Libuše Spáčilová zum Schluss, dass

„[d]ie Sprache der Handschrift *V* [...] sich eine nahe Beziehung zum Meißner Sprachgebiet [bewahrte]; das Manuskript bildet den Gegenpol zur Handschrift *O₁*, die eine ganze Reihe der markanten oberdeutschen Merkmale belegt“ (S. 468).⁴

Im Zusammenhang mit der Lexik des untersuchten Textmaterials hob die Autorin hervor, dass manche Rechtstermini als Polyseme über mehrere Bedeutungen verfügen und die im Meißner Rechtsbuch verwendeten phraseologischen Verbindungen meist teildiomatisiert und teils an eine konkrete Situation gebunden sind, was dem Text „ein fachliches und vertrauensvolles Gepräge“ verleiht (S. 481).

Den beiden Hauptabschnitten werden zwei die rechts- und sprachhistorische Thematik bezüglich des untersuchten Manuskriptes in ihrer Tiefe und Breite umfassende und für die weitere Forschung nützliche Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie deutsche Resümees angeschlossen.

Im Vordergrund des dritten Hauptabschnittes steht die Edition der Handschrift *B* des Meißner Rechtsbuchs (S. 561–782) als der vollständigsten von den vier Manuskripten, die „ganz sicher oder mit hoher Wahrscheinlichkeit in Olmütz gebraucht wurden“ (S. 355); der Herausgabe geht noch eine Übersicht über den Inhalt des Rechtsbuchs nach den einzelnen Büchern, Kapiteln und Distinktionen mit einer – von den Editoren ergänzten – tschechischen Übersetzung voraus

3 Die Aufbewahrungsorte der vier betreffenden Manuskripte des Meißner Rechtsbuchs sind die Österreichische Nationalbibliothek in Wien (Handschrift *V*), Landesarchiv Opava/Troppau – Staatliches Bezirksarchiv Olomouc/Olmütz (Handschrift *O₁*), Landesarchiv Troppau – Zweigstelle Olmütz (Handschrift *O₂*) und Mährisches Landesarchiv Brno/Brünn (Handschrift *B*).

4 Weiter siehe dazu S. 480–481.

(S. 489-559). Es wurden dabei nicht die Prinzipien der buchstabengetreuen Edition, sondern die Regeln der historisch-kritischen Edition zur Geltung gebracht; mit dieser Entscheidung kommen die Editoren vor allem den Archivaren, Rechtshistorikern und Historikern entgegen, um ihnen den Umgang mit dem relativ schwierigen Text des Rechtsbuchs zu erleichtern. So bieten die Autoren allen Interessenten die Edition in Form der diplomatischen Transkription; die Transliteration wurde nur bei den Personen- und Ortsnamen verwendet und die Vereinfachung bzw. Vereinheitlichung der rein orthographischen Eigentümlichkeiten des edierten Textes betrifft zum großen Teil die Wort- und Silbentrennung, Interpunktion sowie die Getrennt- und Zusammenschreibung, die sich nach dem heutigen Usus richten. In dieser Hinsicht zeigt sich die ausführliche phonographematische Analyse für die Philologen von Bedeutung, die ihnen fachbezogene Fragen beantwortet und eine vollständige und klare Vorstellung über das Rechtsdokument und seine Sprache ermöglicht. Das Manuskript B, das im vorliegenden Buch abgedruckt wird, begleiten dann zum Vergleich in den Fußnoten die wesentlichen, sachliche und semantische Unterschiede aufweisenden Textvarianten der anderen drei Handschriften (V, O₁ und O₂), was sich in diesem Kontext für den Benutzer als ganz sinnvoll erweist.

Als ein ganz wesentlicher Vorzug des rezensierten Buches sind die Sorgfalt, Gründlichkeit und Präzision zu nennen, mit denen die Forschungsergebnisse und die Edition des bedeutenden Rechtstextes präsentiert werden, dem sich die Autoren im Rahmen des drei Jahre dauernden Forschungsprojektes intensiv widmeten. Gleichzeitig ist auf fachliche Erudition und wissenschaftliche Rechtschaffenheit hinzuweisen, mit denen die historischen und sprachlichen Zusammenhänge beurteilt und formuliert werden. Schließlich sollten positiv die anliegenden Namens- und Sachregister bewertet werden; hier werden alle in der edierten Handschrift vorkommenden Personen- und Ortsnamen sowie die Substantive mit tschechischen Äquivalenten angeführt, was jeder Benutzer für eine bessere Orientierung im edierten Text sicher begrüßt. An dieser Stelle muss die bewundernswerte Akribie und Erudition der beiden Editoren akzentuiert werden, mit denen sie sich – wie in der Übersetzung der Kapitelüberschriften und Einleitungen der Distinktionen – mit der schwierigen, zum Teil polysemen Rechtsterminologie des 14.-15. Jahrhunderts auseinandersetzen. Durch die Herausgabe des Meißner Rechtsbuchs und durch eine wissenschaftlich seriöse Erörterung der sprach- und rechtshistorischen Beziehungen legten die beiden Autoren einen wichtigen Stein in das Mosaik der bisherigen Kenntnisse über das Meißner Rechtsbuch und seine Handschriften. Obwohl das rezensierte Werk primär die tschechischen Rechtshistoriker und Historiker ansprechen und zum weiteren wissenschaftlichen Unternehmen inspirieren soll,⁵ bleibt es zu hoffen, dass die eingehenden rechts- und sprachhistorischen Informationen über das Meißner Rechtsbuch und seine Handschrift B auch den ausländischen Forschern in der Zukunft auf Deutsch zugänglich gemacht werden. Trotz bescheidener Ziele der Publikation, die sich Vladimír Spáčil und Libuše Spáčilová am Anfang der Forschung setzten, lieferten sie

5 „Je našim přáním, aby byl našim právním historikům i historikům dán do rukou pramen, z něhož by mohli vycházet, o něž by se mohli pevně opírat a rozšířit tak naše znalosti v oboru dějin městského práva“ (S. 12). [Es ist unser Wunsch, dass unseren Rechtshistorikern und Historikern eine Quelle in die Hände gegeben wird, von der sie ausgehen, auf die sie sich fest stützen und so unsere Kenntnisse im Bereich des Stadtrechtes verbreiten könnten] (übers. von L. V.).

auf jeden Fall einen außerordentlichen Beitrag zur Erforschung der deutschen Sprache in den böhmischen Ländern anhand des überlieferten Textmaterials. Ihr gemeinsames Werk ist als eine beachtenswerte und anregende Quelle nicht nur für Rechtshistoriker und Historiker, sondern auch für Germanisten, Juristen und alle Interessenten für das kulturhistorische Erbe unseres Landes zu bezeichnen – *pro captu lectoris habent sua fata libri*.

Lenka Vodrážková (Praha)

Literaturverzeichnis:

- ORTLOFF, Friedrich (1836): Das Rechtsbuch nach Distinctionen nebst einem Eisenachischen Rechtsbuch. Jena: Cröker.
 ROTH, Gunhild/IRGANG, Winfried (Hrsg.) (2006): Das „Leobschützer Rechtsbuch“. Marburg: Herder Institut.
 SPÁČILOVÁ, Libuše/SPÁČIL, Vladimír (2004): Památná kniha olomoucká (kodex Václava z Jihlavy) z let 1430-1492, 1528. Úvod. Jazykový rozbor německých textů. Edice. Rejstříky. Olomouc: Univerzita Palackého v Olomouci.

Grammatik der Gefühle?

Über: **STUDIA GERMANISTICA 6/2010. Acta facultatis philosophicae universitatis Ostraviensis.** Ostrava: Ostravská univerzita, 2010, ISSN 1803-408X, 297 S.

Die STUDIA GERMANISTICA, die seit 2006 von der Ostravská universita herausgegeben werden und jetzt schon in 7 Bänden vorliegen, haben sich erfreulich entwickelt. Sie bringen durchweg gut lesbare Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft und Didaktik, die im Vergleich mit anderen Reihen im Fach „Deutsch als Fremdsprache“ gut abschneiden. Gleich die ersten Artikel gaben 2006 der abwechslungsreichen, klug durchdachten Zeitschrift diesen Rahmen, zuerst durch Beiträge zur Funktion grammatischer Formen im literarischen Kontext (*Weil-Sätze im literarischen Dialog* von L. Vaňková), zur *Korpuslinguistik im deutsch-tschechischen Sprachvergleich* (so der wegweisende Artikel von I. Kratochvílová), Informatives zur Literatur der deutschsprachigen Länder (wie *Die Schweizer Literatur* von I. Šebestová) und zur Kulturwissenschaft (z. B. *Ludwig Bechstein und seine Märchensammlungen* von E. Jurčáková).

Inzwischen sind Band 6 und 7 der STUDIA erschienen. Hier wird Band 6 vorgestellt, der 22 sprachwissenschaftliche und 4 literaturwissenschaftliche Aufsätze und eine Sprach-Rezension (von Vedad Smailagić über Ulrich Engel *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*; S. 291ff.) enthält. Die Aufsätze sind, anders als in den ersten Bänden, um einen Schwerpunkt versammelt. Er ist nicht nur für Linguisten interessant. Im Kern geht es um die Frage: Wie kann der Mensch etwas sicher über Gefühle mitteilen, – zumal über die Gefühle anderer? Was wissen wir schon darüber? Das thematisiert K. Šichová in ihrem Beitrag (S. 81ff.). Es falle vielen Menschen schwer, über Gefühle zu „sprechen“ bzw. diese exakt mitzuteilen, zu beschreiben“. Niemand weiß das besser als Linguisten, die Gespräche protokolliert, transkribiert, analysiert und kommentiert haben. So kommt den Beiträgen von R. Fiehler (S. 19ff.) und J. Schwitalla (S. 155ff.) besonderer Aufschlusswert zu, nicht zuletzt bei den unterschwellig und spontan geäußerten Emotionen. Ähnlich interessant sind die „medial schriftlichen“, jedoch informelleren

Zeugnisse einer „Laie-Laie(n)-Kommunikation“ bei „kommunikativer Enthemmung“ im Internet, die **Sandra Reimann** (*Sprache und Emotion im Netz*, S. 225ff.) auf der Internetplattform „hungrig-online.de“ aufgesucht hat, wo Erfahrungen mit Essstörungen geschildert und besprochen werden. – Bei der großen Bedeutung, die die Literatur für den DaF-Unterricht hat, und angesichts der Tatsache, dass Emotionen in der Sprachkunst am ausdrucksvollsten geschildert werden, überrascht es aber nicht, dass es meist literarische Texte sind, die untersucht werden. Das „Erregen von Emotionen“ sei „eine der grundlegenden Aufgaben der schöngeistigen Literatur“, meint **Lenka Vaňková** (*Zur Kategorie der Emotionalität. Am Beispiel der Figurenrede im Roman „Spieltrieb“ von Juli Zeh*; S. 9ff.). Hier kommt durch das fiktionale Spiel mit der Sprache eine zusätzliche, sprachästhetische Dimension herein, die eine stilistische Interpretation verlangt.

Das Wort „Emotionen“ wird in den meistens Beiträgen synonym mit „Gefühle“ gebraucht. M. Kaňovská und Z. Křížková (S. 199ff.) dagegen beschränken den Begriff „Gefühle“ auf „sprachlich mitteilbare Erlebnisteile von Emotionen“, die von den „Affekten“ abzugrenzen seien. Affekte „unterliegen nicht“ „der Kontrolle des jeweiligen Menschen“. Dieser Vorschlag zur Abgrenzung wird aber nicht vertieft oder von anderen aufgenommen. „Gefühle“ werden durchweg als „intrapersonales Erleben innerer und äußerer Reize“ angesehen, das auf einer „Positiv-Negativ-Skala“ (E. Ciešlarová; S. 69ff.) justiert, d. h. „bewertet“ wird (nach den Vorgaben R. Fiehlers insofern, als er „die Kommunikation von (!) Emotionen“ – auch nach P. Zajícová (S. 39) – für „keinen eigenständigen Gegenstandsbereich“ halte (**Pavla Zajícová** *Text im Unterricht Deutsch als Fremdsprache schafft Emotionen. Aber wie?*; S. 39ff.). Weitere Parameter der Beschreibung, etwa „Intensität und Dauer“ (M. Kaňovská, Z. Křížková; S. 199ff.), finden im Ganzen wenig Beachtung (systematisch aber bei Fiehler S. 17f.; Schwitalla S. 155ff.). Die Frage, wann sie als „angeboren“ gelten, wie die Autorinnen z. B. bei *Zorn* oder *Furcht* annehmen, und wann sie mehr kulturell oder sozial (wie z. B. bei *Liebe* oder *Scham* durch Gruppenkonsens) vermittelt sind, wird auch gestellt, aber nicht methodisch untersucht.

Die kulturelle Vermittlung klingt z. B. bei historisch-vergleichender Betrachtung an, wie sie F. Charvát (S. 253ff.) vornimmt, wenn er den „merklichen Wandel in dem historischen Verständnis von dem, was Liebe“, und was „Selbstliebe“ sein soll“, am Beispiel des *Werther* und der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* zeigt.

Sprachliche Formen wecken, linguistisch isoliert und seziiert, noch keine Gefühle. Diskurse, in denen „Gefühlswörter“ (wie *oh* oder *hm*) diskutiert werden, wirken nicht per se emotional. Eine Emotionalität wird erst in dem entsprechenden Ko- und Kontext der Sprechsituation wahrgenommen (s. o.). Um sie linguistisch zu erfassen, braucht man eine geeignete methodische Konzeption. Zu ihr gehört bei diesem Band der Verzicht auf erfundene Beispiele. Die Belege werden – meistens – in ihrem Zusammenhang betrachtet und grammatisch wie semantisch-kognitiv interpretiert, und zwar im Hinblick auf drei Erkenntnisfragen. Nur zu einem Teil werden sie vergleichend beantwortet. Die Teilnehmer/innen einer Konferenz in Ostrava waren 2009 zu dem Schluss gekommen, dass „es sich lohnt, auf Emotionen und Emotionalität auf dreifache Weise“ (Vorwort von N. R. Wolf und L. Vaňková; S. 7f.) einzugehen, und zwar im Vergleich zwischen dem Deutschen und Tschechischen. So ist der Tenor der meisten Beiträge durch folgende Leitfragen bestimmt:

1. Wie drückt man seine Gefühle aus? Wie umfassend ist das „Emotionspotential“ (L. Vaňková)? Mit welchen stimmlichen und graphischen, grammatischen und lexikalischen, textuellen und situativen Ausdrucksmitteln werden sie bezeichnet? Es sind Fragen, die unsere Aufmerksamkeit primär auf die „Ausdrucksfunktion der Sprache“ lenken (K. Bühler).
2. Wie spricht man über seine Gefühle? Wie werden diese „speziellen Formen des Erlebens“ (R. Fiehler; s. o.), nachdem sie benannt und beschrieben sind, thematisiert und eingeordnet, und was wird dann über sie ausgesagt? Das lenkt den Blick nur indirekt auf die menschlichen Gefühle und auf ihre Benennungen, direkt aber auf die Aussagen über sie und deren „metakommunikative Funktion“ (R. Jakobson). Diese metasprachliche Ebene bleibt aber weithin ausgespart, sie würde z. B. psychologische Arbeiten in den Focus rücken.
3. Welche Sprachformen sind es, die Gefühle wecken und erregen? Dass die menschliche Kommunikation oft erst ihre Zwecke erreicht, wenn sie Gefühle anspricht, und dass diese Kommunikation auch durch sie gestört und fehlgeleitet wird, ist gerade durch die Forschungen zum Thema „Sprache und Politik“ des 20. Jh.s gut erforscht. Worin vor allem die verheerenden Wirkungen der emotionalisierten NS-Sprache zu suchen sind, bleibt trotzdem eine Frage, die ratlos macht.

In folgenden Bereichen werden emotionale Effekte des Sprachgebrauchs genauer untersucht:

- a) im Sprachraum der Religionen (**Eva Maria Hrdinová** *Freuen wird sich meine Seele im Herrn oder der liturgische Text und Emotionen*; S. 139ff.; ein Vergleich der Ausdrücke für Freude, die sich auf „das Zukünftige“ richtet, in der orthodoxen Chrysostomos-Liturgie und ihrer alten Übersetzung von Maltzew aus dem Jahr 1890);
- b) im Sprachraum der Politik, besonders in Reden und politischen Kommentaren (darüber zuletzt: David Brooks *The Social Animal*, New York 2011), in Gesprächen über politische Themen (J. Schwitalla S. 155ff.) und Schlagzeilen von Nachrichten. M. Kaňovská und Z. Křížková haben da ermittelt, dass die Zahl der negativ „emotional gefärbten Schlagzeilen [...] in der Rubrik ‚Politik‘ etwas höher als die – mehr positiven – ‚in der Rubrik ‚Kultur‘“ waren (S. 199ff.);
- c) im Sprachraum der Literatur (L. Vaňková, s. o.; I. Kratochvílová s. u.; **Veronika Kotůlková** *Sprachliche Mittel zum Ausdruck von Emotionen in Lyrik. Eine textlinguistische Analyse*; S. 181ff.). In den folgenden Beiträgen dominiert die literaturwissenschaftliche Betrachtungsweise, und die sprachliche Codierung von Emotionen tritt in den Hintergrund: **Irena Šebestová**: *Die emotionalen Entbehrungen einer trostlosen Kindheit am Beispiel des Romans „Ein Kind“ von Thomas Bernhard*; S. 283ff.; **Thomas Schneider**: *Sprache der Entfernung. Überlegungen zu Paul Celans „Todesfuge“*; S. 271ff.; **Jan Kubica**: *Sprache und Emotionen in den literarischen Texten von Ota Filip*; S. 265ff.; **Filip Charvát**: *Leidenschaftliche Liebe? Überlegungen zur Darstellung von Liebe im ausgehenden 18. Jahrhundert bei Sophie von La Roche und Johann Wolfgang von Goethe*; S. 253ff.;
- d) im Sprachraum der Publizistik, etwa in der Werbung, in Reportagen, Kritiken (**Jiřina Malá**: *Emotionalität in Filmrezensionen. Dargestellt an der Emotion LIEBE in den Filmen über Liebe*; S. 189ff.), Schlagzeilen (**Michaela Kaňovská/Zdenka Křížková**: *Emotionen in den Schlagzeilen. Nordkorea meldet „erfolgreichen Atomtest“ – KLDL vyděsila svět jaderným*

testem; S. 199ff.) und in der Makrostruktur publizistischer Organe (**Tereza Pavlíčková**: *Identitätskonstruktionen und Emotionalität in deutschen und tschechischen Periodika aus Znam um 1900*; S. 245ff.);

- e) in dem privaten und öffentlichen Sprachraum der Alltagskommunikation, wenn es um die Beziehungen zwischen Menschen und deren seelische und körperliche Verfassung geht, oft um Frieden und Feindschaft, Liebe und Hass, Glück und Unglück, Ängste und Hoffnungen. Auf „die in Gesprächen gezeigten Gefühle“, „die eine gesellschaftliche und interaktive Seite haben“, geht **Johannes Schwitalla** am genauesten ein (*Demonstrationen von Gefühlsexpressionen. Exemplarische Untersuchungen an authentischen Gesprächen*; S. 155ff.). Hier spielt auch, wie in Dokumenten zur Sprache der Politik und Publizistik, die direkte Appellfunktion der Sprache (K. Bühler) mit ihren „sozial regulierten“ Gesprächsabläufen und rhetorischen Funktionen (z. B. des „rhetorischen Imperativs“ bei: *leb du mal mit tausend Mark*) eine besondere Rolle (vgl. auch N. R. Wolf; S. 33f.), und dann weiter das Konzept der performativen Pragmatik (im Sinne von R. Searle). Die „Kontaktfunktion“ der Sprache (R. Jakobson) begegnet den Hörern hier auf Schritt und Tritt, sie scheint aber für den Ausdruck von Emotionen nichts zu ergeben.
4. Die Fragen 1. bis 3. setzen eine vierte voraus, die sich aus der zentralen Funktion der Texte ergibt, auf etwas zu referieren (Text : Referent). Das geht es primär um die „Darstellungsfunktion“ der Sprache (K. Bühler), zu der die Frage nach den kognitiven Voraussetzungen gehört: Was sind denn Gefühle? Die Antwort wird lauten: Das, was sie ausdrücken. Aber wodurch wissen wir etwas über sie? Zuerst sicher durch „Selbstreferenz“, also durch das, was wir selbst fühlen und an Erfahrungen psychischer und physischer Art gesammelt haben, und dann, was wir von anderen darüber gehört und gelesen haben. Bei der elementaren Emotion *Angst* z. B., über die schon viele Linguisten nachgedacht haben, ist es die eigene Wahrnehmung, bedroht zu sein, verbunden mit der Erinnerung an frühere Angsterlebnisse und mit Gedanken an die Folgen einer empfundenen Bedrohung, und das, was uns andere darüber mitgeteilt haben. Das Gedächtnis und der Verstand sind mit im Spiel, wenn Angst durch die innere und äußere Wahrnehmung ausgelöst wird. Sie teilt sich dann nicht nur sprachlich mit (bis hin zum expressionistischen Schrei), oder bildlich (bis hin zu Munchs Gemälde), sondern im Gespräch auch durch parasprachliche Phänomene wie die Stimmführung und Lautstärke und durch (oft unkontrollierte) Reaktionen, z. B. Schweißausbrüche, Fluchtbewegungen usw.; – Gegenstand der Psychologie. Welche Gefühle gibt es? Und wie kann man sie voneinander isolieren und unterscheiden? Der Wortschatz einer natürlichen Sprache erzählt davon durch die Differenzierungen und Kollokationen der Bezeichnungen. Die Linguistik greift sie auf. Da liegt ihr zentraler Ausgangspunkt. Es ist aber plausibel, wenn sich **Gabriela Rykalová** bei der Analyse von *Emotionen in Comics* (S. 215ff.) an eine Übersicht von Machač / Macháčová / Hoskovec (1985), Kehrein (2002) u. a. hält, die Bezeichnungen für Gefühle nach dem sachlichen Kriterium ordnet, in welchem Zusammenhang sie entstehen.

Danach werden unterschieden:

- a) „primäre Emotionen“ wie Freude, Angst, Ärger, Trauer u. a. (I. Šebestová zitiert als Motto den Satz: „Man würde Mühe haben, einen berühmten literarischen Text zu finden, in dem es überhaupt keine traurigen Momente gibt“; S. 283).

- b) „mit der Sinneswahrnehmung zusammenhängende Emotionen“ (Schmerz, Ekel u. a.; wieweit kann man sie – mit R. Fiehler – zu den „sozial verfassten Phänomenen“ rechnen?);
- c) „mit der Selbstbewertung zusammenhängende Emotionen“ wie Scham, Schuldgefühl, Stolz u. a. Der Ansicht **Reinhard Fiehlers**, alle Emotionen dienen „primär einer bewertenden Stellungnahme“ (*Sprachliche Formen der Benennung und Beschreibung von Erleben und Emotionen im Gespräch*; S. 19ff.), folgen viele der Autorinnen, ohne abzuwägen, ob dadurch nicht die emotionalen Ausdrücke (z. B. der Freude; s. u. Gruppe f.) ausgeschlossen werden, die nicht evaluativ gebraucht werden.
- d) „mit anderen“ Personen „zusammenhängende Emotionen“ wie Liebe, Mitleid u. a.);
- e) „wertende Emotionen (Humor, Schönheit, Erstaunen u. a.)“;
- f) „Launen (z. B. Freude)“.

Was sprachliche Äußerungen über Gefühle mitteilen, was sie „benennen“ und „besprechen“ oder jedenfalls signalisieren, ist nun nach grammatischen, lexikalischen und textpragmatischen Ausdrucksmitteln zu beschreiben. Für die Auswertung der linguistischen Beobachtungen und Daten über Emotionen wird durchweg ein empirischer Ansatz gewählt, der bei intuitiv gewonnenen Beobachtungen ansetzt und sich auf Texte, Wörterbücher und Korpora stützt (s. u.).

Zunächst zur **Grammatik**. Aussagen über emotionale Komponenten der Sprache finden sich in grammatischen Handbüchern noch an ehesten bei Hinweisen auf modale Ausdrücke. L. Vaňková stellt fest, dass „Emotionalität“ „weder in der letzten Auflage der Duden-Grammatik (2005) noch in anderen Grammatiken der deutschen Sprache [...] reflektiert“ werde. Sie stützt sich auf eine Recherche in den Registern von Grammatiken (S. 10). Dort gibt es das Stichwort tatsächlich selten. Nur Helbig/Buscha und Erben hätten auf Emotionales hingewiesen: bei den modalen Partikeln. Die grammatischen Mittel, Gefühle auszudrücken, sind aber – wie der vorliegende Band überzeugend zeigt – nicht nur auf der „linguistischen Ebene der Modalität“ zu verorten. In Handbüchern zur Lexik, Semantik, Wortbildung und Wortverbindung gibt es das Stichwort „Emotionen“ allerdings auch selten, ebenso in umfassenderen Standardwerken zur Sprachwissenschaft wie der *Kleinen Enzyklopädie „Deutsche Sprache*. Dort findet sich nur das Stichwort „Emotiva“. Es bezeichnet die Interjektionen – als „Ausdrucks- und Empfindungswörter“ (wie o (*weh*) oder *hm*; S. 276). In ihrem Lexikon der Sprachwissenschaft (1983) bringt Hadumod Bußmann nur das Stichwort „Emotive“. Damit wird Syntaktisches bezeichnet: „Ausruf, Frage, Wunsch“ (womit offenbar die entsprechenden Satzformen gemeint sind) „und Befehlssatz“. Das Attribut „emotional“ kommt noch einmal vor, und zwar – mit gutem Grund – bei den „Konnotationen“ des Wortgebrauchs als „individuellen (emotionalen) [...] Bedeutungskomponenten eines sprachlichen Ausdrucks“. Soviel zu Recherchen in Registern zu Handbüchern, die ihre engen Grenzen haben. **Norbert Richard Wolf** betont, es gebe „keine Grammatik der Emotionen“ (S. 31ff.). Mit Recht. Denn was wir in diesen Texten beobachten können, das ist kein Regelwerk, sondern ein – recht buntes – Ensemble aus Zeichen, Formen und „sprachlichen Mustern“, mit denen man Gefühle andeutet, anzeigt, benennt und beschreibt, reflektiert, anderen mitteilt (auch signalisiert), (aus der Sicht der Sprecher) bewertet, die Gefühle anderer erregt und eigene Gefühle auf sie überträgt. Es wäre eine Möglichkeit, sprachliche Emotionalisierung auch von hier aus – von ihrer

Wirkung her – zu ordnen, die durchaus bekannten „Patterns“, Regeln, Tropen, „Vor- und Verstößen“ (J. Erben) des Sprachgebrauchs folgt. Zu den Mitteln: Sie beginnen schon bei der Graphie der Lautäußerungen. Als Markierung von Emotionalem erscheinen im Buchdruck Satzzeichen (z. B.: !), Majuskeln (Welche Emotionen hat nicht das Binnen-I in *LehrerInnen* hervorgerufen!), Drucktypen, bei der Transkription von Aufnahmen gesprochener Sprache z. B. die Zeichen für Pausen, das Senken und Heben der Stimme usw., Kommentare (wie beim Drama und Film in Regieanweisungen). In Gesprächen wird der Gefühlsausdruck oft an der Phonetik hörbar, an der Stimmhöhe, -kurve und Lautstärke, aber auch an dem Druckakzent, der Satzmelodie und Prosodie (allegro, adagio; Hinweise in den Beiträgen von N. R. Wolf S. 31ff.; L. Vaňková S. 9ff. u. a.).

Sprachformen, mit denen – in ihrem Kontext – Gefühle angedeutet oder ausgedrückt werden, gehören auch zum Kerngebiet der Grammatik. Ihre Morphologie wird nach Wortarten gegliedert. Beim Verb beginnen diese Mittel schon bei der Variation der Valenz (z. B. „Ellipsen“) und den Formen des Konjunktivs, der einen Wunsch, eine Bitte oder einen Befehl ausdrücken kann, und bei vergleichbaren Imperativen. In der Morphologie des Pronomens sind es z. B. die Anredeformen (der Wechsel zwischen *du* und *Sie*). In der Formensprache des Nomens wird heute manches als emotionaler Ausdruck verstanden, was erst die Genderlinguistik bewusst gemacht hat (z. B. beim generischen Maskulinum). In dem Bereich „Adjektiv / Adverb / Partikel“ sind es die modalen Adverbien und Partikeln, die genauer auf ihre emotionalen Komponenten hin untersucht worden sind (s. dazu die ganze Literatur zur Modalität. In diesem Band: **Karsten Rinas** *Partikeln als semantische Mumien: Zur Bedeutung von „wohl“, „vielleicht“ und „snad“ in Ausrufesätzen*; S. 113ff.).

Morphologie und Syntax greifen bei der Emotionalität besonders eng ineinander, so bei den kommunikativen Satztypen des Wunsch- und Exklamativsatzes (z. T. mit Abtönungspartikeln: K. Rinas; mit w-Phrasen: L. Vaňková). In der Syntax der Nomina / Nominalgruppen gehören die expressiven Attribute dazu, oder die selbstreferentiellen Bestimmungen im freien Dativ. **Hana Peloušková** unterscheidet bei diesen pragmatisch bestimmten Dativen, die für gesprochene Syntax charakteristisch sind, Dative der emotionalen Reaktion („*Das ist mir ein Ding*“) von „Dringlichkeitsdativen“, „Bewertungsdativen“, „Kontaktdativen“ und „Interessendativen“. Von ihnen sind allerdings nicht nur die ersten emotional bestimmt (*Der dativus ethicus im Tschechischen und im Deutschen*; S. 165ff.). Ihren „Gefühlswert“ erhalten die Gefüge sonst einfach durch einen Griff in das Register einer anderen – höheren, niedrigeren – Sprachebene und durch die Vermeidung des erwarteten, usuellen Form oder Fügung in der Standardsyntax, z. B. bei der Prolepse, der intensivierenden Wiederholung, und – im Tschechischen – auch bei der Setzung des Subjektpronomen *já* (*ich*), das im Usus „normalerweise ausgelassen“ wird (L. Vaňková; S. 14).

Die meisten Ausdrucksmittel der Emotionalität werden in der **Lexik** aufgespürt: Bei den Verben (*hassen*), Substantiven (*Ärger*) und entsprechenden Idiomen, die – wie: *in die Luft gehen* – von ihrer Wirkung her benannt sind, oder die einen Zustand benennen (wie *Da herrscht dicke Luft*; dazu **Hana Bergerová**: *Phraseologie in deutsch-tschechischen und tschechisch-deutschen (lerner-) lexikographischen Texten auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie anhand von Phraseologismen zum Ausdruck der Emotion ÄRGER*; S. 55ff.). Dann bei den Adjektiven (*niedlich*), Adverbien (*leider*), Partikeln (*denn*; tschech. *copak* (s. K. Rinas; s. o.), Interjektionen, auch „Gefühlswörter“ genannt, unter denen sich recht wenige imitierende

Äußerungen finden, die bloß Laute „nachahmen“. So werden die Verben mit einbezogen, die ihre Entstehung „beschreiben“. Überraschend viele von ihnen erhalten ihren emotionalen Ausdruckswert im Deutschen wie im Tschechischen durch den metaphorisierenden Transfer von Bezeichnungen für tierisches Verhalten (*meckern/mečēt, krähen/krákat*; aber wohl nicht *kokrhat*) auf Personen (dazu **Georg Schuppener** in seinem Beitrag *Onomatopoeitika im Deutschen und Tschechischen als emotionales Ausdrucksmittel*; S. 129ff.).

Die Zahl der Wörter, die generell „Erleben benennen“ / „beschreiben“, soll nach Zählungen zum Englischen und zum Deutschen, die R. Fiehler (S. 24) anführt, bis an die Tausend reichen. Wo der Kontext nicht berücksichtigt wird, sind diese Zahlenwerte aber unbrauchbar. „Der Erlebens- und Emotionswortschatz“ hat eben keine klaren Grenzen“ (R. Fiehler).

Wie geschickt es ist, bei der Lexik von einem „Wortfeld“ auszugehen, um „Emotionstypen“ voneinander abzugrenzen, und sprachliche Mittel ihrer primären Benennung (*Zorn, Wut*) und Beschreibung (*vor Wut rot anlaufen*) von den viel häufigeren Fällen ihrer sekundären Nomination zu trennen (durch Idiome, Metaphern, Metonymien und ihre Kreuzungen; *Gift und Galle spucken* usw.), erweist die konsequent komparatistische Studie von **Jana Zemanová** *Die körperliche Seite des Menschen als Motivationsgrundlage für einige Lexeme aus dem lexikalischen Feld „Zorn“* (S. 95ff.). Da zeigt sich z. B., dass man sich „in beiden Sprachen rot, bleich, gelb, grün oder blau“ ärgern kann, „im Deutschen jedoch sogar schwarz und im Tschechischen dazu violett“ (*zřítalověť vzteky*). Über das Wortfeld hinaus weisen dann grammatische Strukturen in rhetorischer Gestalt wie der *Zorn* ausdrückende Exklamativsatz (K. Rinas).

Bei den Wortverbindungen sind es viele, besonders bildliche Ausdrücke, die zur Vermittlung von Gefühlsinhalten dienen. Zu ihrer Bildlichkeit trägt die Metaphorik und Metonymie viel bei (dazu s. u.). Im Focus der lexikologischen Beiträge steht die Phraseologie mit ihren impliziten und expliziten Vergleichsformen in Idiomen und Redeformeln (*Ich bin im siebten Himmel*; *Das ist ein Schlag ins Kontor*). Sie „sind ein Mittel par excellence, mit dem Emotionen [...] sprachlich relativ prägnant zum Ausdruck gebracht [...] werden“. Gefühle sind schwer abgrenzbar; und Idiome eignen sich hervorragend für ihre Wiedergabe, weil sie „semantisch vage, nicht exakt, ohne feste Grenzen sind“ (K. Šichová in ihrer bestechend klaren Diktion, S. 81). Die Idiome („Phraseme“) werden unter folgenden Aspekten behandelt: H. Bergerová (S. 55ff.) erörtert die Frage, wie sie in einem elektronischen Wörterbuch lexikographisch beschrieben werden sollten, sachkundig im Kontext der lexikographischen Literatur. **Eva Ciešlarová** (S. 69ff.) hat den *Ausdruck von Emotionen in der deutschen und tschechischen Phraseologie am Beispiel von Scham* im tschech. Nationalkorpus und im dt. Korpus COSMAS II verglichen und Übereinstimmungen der Phraseme in Bezug auf das Rotwerden und den Wunsch, unsichtbar zu sein, festgestellt, aber auch Unterschiede, und zwar in Bezug auf den nur in dt. Idiomen entdeckten Todesgedanken (*sich zu Tode schämen*). – **Kateřina Šichová** behandelt die Idiome mit Körperteilbezeichnungen wie *Auge, Herz, Hand, Lippe* auch unter dem neuen Aspekt ihrer Produktivität (*Überlegungen zu Emotionen und Phrasemen. Am Beispiel verbaler Phraseme mit somatischen Substantivkomponenten*; S. 81ff.). Zur Wortverbindung kann man auch die Kookkurenzen und ihre usuellen Formate, die Kollokationen (s. o. H. Bußmann) sowie ihre Abwandlung zu indirekten Metaphern rechnen.

Die Wortbildung bringt charakteristische Formen der Emotionalisierung hervor. Dazu gehört die Suffigierung bei der (hypochoeristischen) Deminution und bei der Präfigierung durch eine Erstaunen ausdrückende Augmentation oder Taxativbildung (*Mißwirtschaft*), der pejorativen Personenbezeichnung (*-huber*) und empathischen Melioration, der vergleichenden Wertschätzung durch Komposition (*mäuschenstill*) usw. Darauf geht – in Anlehnung an die Handbücher – **Janusz Stopyra** (*Lexikalische Ausdrucksmittel von Emotionen*; S. 105ff.) ein. Als eigene Funktion hebt er für das Dt. das „emotionale Abreagieren“, den „Abbau der Intensität der inneren Spannung“ hervor.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich wieder, dass die Mittel sprachlicher Emotionalisierung nicht ohne ihren Ko- und Kontext festgestellt werden können. Das ist mehr als ein methodisches Postulat für die Analyse der genannten grammatischen und lexikalischen Ausdrucksformen. Es ergibt sich daraus auch, dass die **Textpragmatik** auf einer eigenen Analyseebene als quasi autonom zu erfassen ist. In einigen Untersuchungen kommt sie auch ins Spiel, wenn bei der Interpretation nach Sprechereinstellungen gefragt wird. Sie werden wie folgt unterschieden (dazu N. R. Wolf S. 32f.; die Beispiele stammen aus anderen Beobachtungen zur Grammatik). Da ist

- a) die epistemische, die den Grad der Gewissheit ausdrückt, mit der etwas beschrieben wird (oft mit Satzadverbien wie *sicher* oder *anscheinend*, Partikeln wie betontem/unbetontem *ja*);
- b) die evaluative, die ein Erleben bewertet, angefangen bei Satzadverbien wie *leider* (die ganz verschieden gemeint sein können) oder (*un*)*glücklicherweise* (R. Fiehler); im weiteren Sinne auch durch grammatische Formen der Narration, die Emotion und Kognition verbinden (P. Zajícová, S. 39ff.);
- c) die distanzierende, vermittelt durch Satzadverbien wie *angeblich*, oder durch die Redewiedergabe im Konjunktiv I, II;
- d) die vermutende, signalisiert durch Satzadverbien (N. R. Wolf; S. 31ff.) wie *hoffentlich*, aber auch durch Formen von Futur I und II.

Wie eine „Textwelt“ pragmatisch als quasi autonome Ebene der Pragmatik (s. o.) analysiert werden kann, zeigt **Iva Kratochvílová** in dem Beitrag *Wer spricht über wen...? Zur Textlinguistik von Emotionen* (S. 175ff.). Ihr Beispiel ist ein Fall der „Metafiktion“: ein Interview, das Wolf Haas als ein Gespräch mit dem Schriftsteller Wolf Haas fingiert hat. Da „kommt es zur Verdinglichung von Emotionen“ (hier die durch die „Charakteristik“ eines Kusses, geschildert mit neutralen sprachlichen Mitteln). Die These ist: Auch da liege eine „emotionale Kodierung“ vor, – allerdings erst „sekundär“, aufgrund der „Abweichung von der erwarteten Emotionalität im Konzeptfeld ‚Kuss‘, also eines „Skript-Bruchs“. Denn „Emotionen in literarischen Texten seien immer inszeniert“. In dem wissenschaftlichen Text, der darüber handelt, ist es freilich ganz anders. – Eine linguistisch schwer fassbare und selten präzise beschriebene Relation ist, wie gesagt, die Konnotation. **Horst Ehrhardt** fasst „emotional“ in seiner Untersuchung einfach als eine „Konnotation im Sprachsystem und im Text“ (S. 145ff.) auf. Er macht darauf aufmerksam, wie schwierig es ist, Konnotationen a) als usuelle „Mitbedeutungen“, z. B. des Verbs *prahlen*, die den denotativen Inhalt ergänzen, zu erfassen und im Wörterbuch (WDG, in Bezug auf den Usus) angemessen abzubilden, und ß), sie als „Mitgemeintes“ im Text (untersucht wird: Alma Karlin *Der Götze*) zu bestimmen. Zu den Konnotationen vgl. weiter S. Reimann (S. 225ff.) und T. Pavlíčková S. 245ff.).

Abschließend ist festzustellen, dass mit den „Studia Germanistica 6“ ein spannender, materialreicher Band der Reihe vorgelegt wurde, der Forschungen über emotionale Mittel der deutschen und tschechischen Sprache in verschiedener Richtung anregen wird (z. B. im Hinblick auf interkulturelle Missverständnisse, die J. Schwitalla anspricht). Sie können auch auf Kodierungsunterschiede in den verglichenen Sprachen zurückgehen. Die Thematik „Emotionen“ lässt sich auf dieser Grundlage, wie sich gezeigt hat, von den Ausdrucksmitteln her übersichtlich gliedern, aber auch von den traditionellen Darstellungsarten der Stilistik her („Benennen“, „Beschreiben“, „Schildern“, „Erzählen“, „Erörtern“). Ihre inhaltliche Gliederung wird sich aus praktischen Gründen vorerst weiter an Konzepten wie dem von Machač/Machačová/Hoskovec orientieren (wie bei G. Rykalová S. 215ff.). Bei den einzelnen Untersuchungen hat es sich als sinnvoll erwiesen, sie erst einmal vom Material her zu definieren, – mit der Beschränkung auf einzelne Textausschnitte (P. Zajícová) oder abgeschlossene Texte (N. R. Wolf; L. Vaňková; H. Ehrhardt; E. M. Hrdinová; I. Kratochvílová; V. Kotlíková; J. Schwitalla; G. Rykalová; generell in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen), eine Textsammlung (T. Pavlíčková; M. Kaňovská, Z. Křížková; G. Rykalová), besondere Wörterbücher (H. Bergerová; J. Zemanová; G. Schuppener u. a.), ein Auswahlkorpus (wie das tschechisch-deutsche Parallelkorpus in Brno oder Korpora gesprochener Sprache) bzw. auf umfassende Korpora (des IdS: COSMAS II; das tschechische Nationalkorpus; E. Ciešlarová; H. Peloušková u. a.) oder auf Beispiele aus der Sekundärliteratur (J. Stopyra; K. Rinas). Der Satz G. Schuppeners, „Ausgangsbasis für den Sprachvergleich ist jeweils das Deutsche“, trifft auch auf die meisten anderen Beiträge zu, auf einige aber nicht (s. H. Peloušková, J. Kubica). Wenn der Autor ergänzt, dass „die umgekehrte Perspektive mit dem Tschechischen als Ausgangssprache [...] späteren Studien vorbehalten bleiben“ muss, so kann dies auch für ein Drittel der anderen Beiträge gelten. – Insgesamt: Ein Band mit vielen ertragreichen Aufsätzen, über die hier nur aus Sicht der Linguistik referiert wurde.

Hans Wellmann (Augsburg)

III

**AKTUELLE BERICHTE
UND FORSCHUNGSPROJEKTE**

Autobiographie und Autofiktion. Vierte Sommerakademie Schweizer Literatur im Centre Dürrenmatt in Neuchâtel, 31. Mai – 4. Juni 2010

Der in Konolfingen, im Kanton Bern, also in der Schweiz geborene Autor Friedrich Dürrenmatt (5. 1. 1921 – 14. 12. 1990), welcher vor allem durch seine Dramen, Dramen-reflexionen und Kriminalromane weltbekannt wurde, bezog 1952 in Neuchâtel (Neuenburg) ein Haus. Neuchâtel liegt in der französisch sprechenden Schweiz. Dort, ganz steil hoch oben über dem Städtchen, zu dem die deutschsprachigen Schweizer Neuenburg sagen, liegt dieses erste Familien-*Domizil* des Schriftstellers, das einen überwältigenden Blick auf den ebenso überwältigend großen und schönen See ermöglicht. Heute wird dieses ehemalige erste Wohnhaus Dürrenmatts sozusagen komplettiert durch ein Museum, das seinem künstlerischen und literarischen Schaffen Räume der Entfaltung, vor allem aber Räume der freizeitlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erschließung zur Verfügung stellt. Der Tessiner Architekt und Professor für Architektur Mario Botta, der mit dem Bau des im Herbst 2000 eröffneten Museums betreut wurde, ließ sich von zwei zentralen Motiven des Werks Dürrenmatts inspirieren, dem Turm einerseits und der (Mutter-)Höhle andererseits. So steigt man heutzutage also turmabwärts, hinunter in den Höhlenraum, der eine Dauerausstellung von Bildern Dürrenmatts beherbergt, wenn man etwa an einer der seit 2004 alle zwei Jahre stattfindenden Sommerakademien teilnehmen darf, die Dürrenmatts schriftstellerisches und malerisches Werk unter bestimmten Aspekten und im Umfeld deutschsprachiger Literatur der Gegenwart thematisieren.

In der Zeit vom 31. 05. – 04. 06. 2010 fand also eben dort die vierte, gemeinsam vom Schweizerischen Literaturarchiv, Bern (SLA) und dem Centre Dürrenmatt ausgerichtete Sommerakademie statt, und zwar zu dem Thema „Autobiographie und Autofiktion“. Im Zentrum der Vorträge namhafter Referenten und der anschließenden Diskussion mit den mehr als zwanzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern, zu denen auch ich mich zählen durfte, stand jene Literatur, in der höchst reflexiv das Erzählen der eigenen Biographie als ein Amalgam aus Fiktion und Faktizität mit verhandelt wird: So angemessen, so exquisit kündigte die Sonntags-Soirée schon einmal das Thema der nächsten fünf Tage mit Apéro und einem in französischer Sprache gehaltenen Vortrag an. Niemand anderes nämlich als der Grand Seigneur selbst, der 1928 geborene französische Schriftsteller **Serge Doubrovsky**, suchte durch Differenzierungen Klarheit in die denkbar schlechten Voraussetzungen zu bringen, mit denen es der Versuch zu tun bekommt, das eigene Leben angemessen zu verschriftlichen. In einer anschließenden Diskussion pointierte Doubrovsky, der ‚poeta doctus‘, noch einmal das, worauf seine Rede von der „Autofiktion“ (frz.: „autofiction“) eigentlich zielt, die sich erstmals in seinem 1977 publizierten Roman *Fils* als erzählkonstitutives Moment auffinden lässt. Sie zielt auf die Umkreisung einiger Problemkonstanten jedes „Selberlebensbeschreibung“-Versuchs seit Jean Paul, etwa auch auf die Auslotung des Verhältnisses von Fiktion und Authentizität.

Peter Gasser, assoziierter Professor des Institutes für Germanistik der Universität Neuchâtel, übernahm dann am Montagmorgen – bravourös und sehr kompetent – mittels einer beeindruckenden tour d’horizont sozusagen die literaturtheoretische Initialisierung mit seinem Beitrag zur „Autobiographie und Autofiktion“. Er zeigte auf, dass Doubrovskys

„autofiktionales“ Schreiben in vielfachem Sinn poetische Selbstbeschreibungen sowohl theoretisch als auch praktisch so lange und so nachhaltig problematisiert, bis die Porösität und Unzuverlässigkeit vermeintlich dichter und klarer Grenzen zwischen fiktionalem und faktuellem Erzählen deutlich wird. Im Anschluss daran skizzierte Grasser die einzelnen Positionen, etwa Philippe Lejeunes 1975 erstmals vorgelegten Versuch, der Fiktion die Autobiographik mit einem ‚referentiellen Pakt‘ gegenüberzustellen, und Paul de Mans 1979 publizierte Gegenentwurf, der schon mit dem Titel *Autobiographie als Maskenspiel* anzeige, dass Ähnlichkeit zwischen Autor und Text ja vorhanden sein mag, sicher aber nicht Identität und so ein gegenseitiges, vexierendes Spiegelspiel von Schreibendem und Geschriebenen eigentlich alles Schreiben ausmache.

Die nächsten Beiträge galten dann wieder an allen Tagen und allesamt primär den Autoren und ihren literarischen Experimenten, wobei jeder Tag im Grunde einem Autor respektive einer Autorin gewidmet war. **Wolfram Groddeck** (Zürich), vor allem als Nietzschekenner und exzellenter Philologe alter Schule international bekannt, auf dessen Initiative hin und unter dessen Leitung zur Zeit eine historisch-kritische Robert Walser Ausgabe herausgegeben wird, zeigte an dem kleinen Prosastück *Meine Bemühungen*, das von eben diesem Robert Walser stammt, den Kafka so verehrte, wie unverzichtbar immer noch und trotz aller noch so notwendigen Theorie und methodischen Innovation die simple, aber gründliche Satz-für-Satzlektüre ist. **Reto Sorg** (Lausanne) widmete sich am Dienstag Vormittag den Journalen Paul Nizons, denen **Nina Maria Glauser** (Lausanne), eine Teilnehmerin der Sommerakademie, am Nachmittag eine Projektskizze ihrer Dissertation entgegenstellte. Unter dem Titel *Der ungeschriebene Tag ist kein Tag*, der zugleich ein Nizon-Zitat ist, stellte sie Überlegungen zu seinem diaristischen Werk an und beschrieb dieses mehr als ein „Losschreiben“ vom Ich und seinem Leben, denn als ein Anschreiben in Rousseau'scher Tradition. Annemarie Schwarzenbachs Reportagen aus den 30er und 40er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts standen am Mittwoch im Fokus des Interesses von **Heidy Margrit Müller** (Brüssel). War Annemarie Schwarzenbach lange Zeit nachhaltig eine sehr, sehr unbekannte Schriftstellerin aus der Schweiz, die man, wenn überhaupt, nur deshalb kannte, weil Thomas Mann ihrer gelegentlich in seinen Tagebuchaufzeichnungen gedachte, weil sie mit zweien seiner Kinder befreundet war, so ist ihr nicht nur von Ferne an Egon Erwin Kisch erinnerndes Schreiben, das – wie auch immer ästhetisch transformiert – dennoch vor allem Zeugnis abgibt von den Elendsten der Elenden aller Kanten und Ecken unserer Welt, seit ein paar Jahren schlagartig zum Lieblingsgegenstand literaturtheoretischer Bemühungen um die deutschsprachige Literatur aus der Schweiz avanciert. Urs Widmers Schreiben zwischen Fiktion, Autofiktion und fantastischer Autobiographie stand ebenso am Donnerstag im Zentrum des Interesses wie einige poetologisch aufschlussreiche Szenen seines Lebens, die sich dem Gespräch des Autors mit Andreas Isenschmid verdankten. Deutlich machte der Autor, der aufgrund seines internationalen Erfolges und seines sowohl dramatischen als auch prosaischen Erfolgs gerne mit Dürrenmatt verglichen wird, was er schon in seinen beiden Poetik-Vorlesungen thematisierte: dass die Sprache sich weder in den Dienst einer (Auto-)Biographie, noch in den einer realistischen Wiedergabe wirklicher Verhältnisse spannen ließe. Vielmehr treibe der Sprechende respektive Schreibende im besten Falle einem Korken gleich auf Sprachflüssen Ufern entgegen. **Irmgard Wirtz** (Bern),

Leiterin des Schweizer Literaturarchivs, skizzierte eine „Parallellektüre“ die möglich ist, weil bereits Einiges des Autors als sogenannter Vorlass in Bern im SLA archiviert wird. **Marie-Luise Wünsche** (Koblenz), also die Verfasserin dieses Berichts, stellte abschließend ein geplantes Projekt unter dem Titel *Ästhetische Muttersprache: Schriftdeutsch? Literatur(en) zwischen „Autobiographesken“ und imaginierten helvetischen Topographien* vor. Ausgehend von Widmers zentralen Überlegungen zu dem Verhältnis von Sprecher, Sprache und zur Sprache zu Bringendem schlug sie vor, statt des Begriffs „Autofiktion“ zur Beschreibung entsprechender helvetisch geerdeter Schreibweisen zu sich selbst den von Hermann Burger stammenden Begriff „Autobiographeske“ zu wählen, weil er mittig sowohl das Groteske als auch das Graphem als Genre und Medium dieses literarischen Sonderweges anklingen lässt.

Am Freitag endlich drehte sich an angemessenem Ort und unter der kompetenten Leitung des renommierten Dürrenmatt-Forschers **Ulrich Weber** (Bern), der zugleich den Nachlass Dürrenmatts im SLA betreut, dann abschließend alle Diskussion um Dürrenmatts *Stoffe* und die Frage, inwieweit man diese mit Gewinn als Autofiktion lesen könne, obwohl oder weil der Autor die *Stoffe* gleich einleitend mit der Warnung belegte: „Es ist immer wieder von irgendjemand versucht worden, sein eigenes Leben zu beschreiben. Ich halte das Unterfangen für unmöglich, wenn auch für verständlich“ (DÜRRENMATT 1998: 13).

Unmögliche Unterfangen immerhin bergen unendlich viele Ansätze der Klärung, etwa mittels textgenetischer Studien und damit schaffen sie eben auch eine Reihe von Arbeitsplätzen für (abgebrochene) Germanisten. Die Sommerakademie half in beiden Belangen auf hohem Niveau und professionell durchorganisiert Grund zu legen.

Marie-Luise Wünsche (Koblenz)

Literaturverzeichnis:

- PAUL, Jean (1989): Selberlebensbeschreibung. Konjunkturalbiographie. Stuttgart: Reclam Verlag (erstmalig 1818).
DÜRRENMATT, Friedrich (1998): Labyrinth. Stoffe I-III. Der Winterkrieg in Tibet, Mondfinsternis, Der Rebell. Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden, Band 28. Zürich: Diogenes Verlag.

Die Stellung der Germanistik in der Tschechischen Republik nach der Bologna-Reform.

Internationale Konferenz des Germanistenverbandes der Tschechischen Republik in Prag, 16. – 17. September 2010

Alle zwei Jahre durchgeführte Germanistentreffen stellen in der tschechischen Germanistik eine wichtige Plattform dar, auf der ein regelmäßiger und intensiver Austausch unter den Instituten stattfinden kann. Zur jüngsten Tagung lud der Germanistenverband der Tschechischen Republik in Zusammenarbeit mit dem Institut für germanische Studien der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität nach Prag. Der Einladung folgten rund 80 Germanist(inn)en von fast allen germanistischen Instituten des Landes sowie ausländische Gäste und namhafte Vertreter des politischen Lebens aus dem In- und Ausland.

Der Bologna-Prozess führte in der tschechischen Germanistik und im DaF-Unterricht zu Reformen, deren Ziel es war, einerseits einen einheitlichen europäischen Hochschulraum mit

vergleichbaren Studieninhalten zu schaffen und andererseits die Mobilität der Studierenden zu unterstützen und mittels berufsorientierter Studienprogramme auch ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern. Die tschechische Germanistik hat auf diesem Gebiet bereits einiges geleistet. Die ersten Erfahrungen mit der Umsetzung der Bologna-Reform fallen positiv aus, zugleich stellen sich aber auch neue Fragen. Diese hängen nicht nur mit der Entwicklung der Germanistik als Fachgebiet an den Universitäten und Hochschulen, sondern auch mit sprachpolitischen, wirtschaftlichen und im weiteren Sinne des Wortes auch mit gesellschaftlichen Veränderungen zusammen.

Das erklärte Ziel der Konferenz war eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Gegebenheiten aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Tagung eröffnete die Vorsitzende des Germanistenverbandes **Lenka Vaňková**. Die TeilnehmerInnen wurden anschließend vom Dekan der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag **Michal Stehlik** herzlich willkommen geheißen. Nach ihm ergriffen die Botschafter der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Österreich das Wort. Der deutsche Botschafter **Johannes Haindl** hob in seiner Rede die Rolle und langjährige Tradition der tschechischen Germanistik hervor. Der Botschafter der Republik Österreich **Ferdinand Trautmannsdorff** bot in seinem Grußwort an, sich auf der politischen Ebene für die Förderung der deutschen Sprache an tschechischen Schulen und Hochschulen einzusetzen und forderte die Konferenzteilnehmer auf, zu konkreten und relevanten Schlüssen zu kommen. Die KonferenzteilnehmerInnen wurden ferner von der DAAD-Vertreterin **Gisela Schneider**, dem Direktor des Goethe-Instituts Prag **Heinrich Blömecke** sowie dem Direktor des Österreichischen Kulturforums Prag **Florian Haug** begrüßt.

Anschließend folgten die Plenarvorträge. **Ludwig M. Eichinger** (IDS Mannheim) sprach zum Thema *Wie global ist global? Das Deutsche in Europa und anderswo*. Er betonte, wie wichtig es ist, die Sprache des Nachbarlandes zu sprechen und das Konzept der Mehrsprachigkeit zu unterstützen. **Lenka Vaňková** (Universität Ostrava) brachte in ihrem Vortrag zum Thema *Die Stellung der Germanistik in der Tschechischen Republik nach der Bologna-Reform* aufschlussreiche Zahlen über DaF-Lernende in der Tschechischen Republik und wies auf die Probleme hin, die sich aus der sinkenden Anzahl von Deutschlernenden für die Germanistik an den Hochschulen ergeben. **Norbert R. Wolf** (Universität Würzburg/Opava/Ostrava) befasste sich mit der Problematik *Form und Inhalt nach Bologna*. **Vít Dovalil** (Karls-Universität Prag) schloss mit seinem Vortrag *Zur Soziolinguistik der Standardvarietät im tschechischen Bildungssystem* diesen Teil der Veranstaltung ab.

Der Germanistenverband der Tschechischen Republik befasste sich bei seiner anschließenden Vollversammlung u. a. mit seiner an den Bildungsminister der Tschechischen Republik gerichteten Petition, in der Befürchtungen um die Zukunft der deutschen Sprache im tschechischen Schulsystem geäußert wurden und die Wichtigkeit der Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit hervorgehoben wurde. Am Ende der Versammlung haben Vertreter der einzelnen Institute deren neueste Publikationen vorgestellt, die anschließend „getauft“ wurden.

Den eigentlichen Kern der Veranstaltung bildeten wissenschaftliche Diskussionen in den parallelen Sektionen zur Linguistik, Literaturwissenschaft und DaF-Didaktik. Diese verliefen am Nachmittag des ersten Tages sowie am zweiten Konferenztag. Es wurden insgesamt über

50 Vorträge gehalten, die eine große thematische Spannweite aufwiesen. Insbesondere Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern bot die Tagung eine Möglichkeit, ihre Projekte vorzustellen, miteinander zu kommunizieren sowie Anregungen von erfahrenen Hochschullehrerinnen und -lehrern einholen zu können.

An dieser Stelle sei den Organisatoren der Tagung, dem Germanistenverband der Tschechischen Republik und dem Institut für germanische Studien der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität, dafür gedankt, dass sie zum erfolgreichen Verlauf der Konferenz beitrugen. Es bleibt zu hoffen, dass die Bemühungen des Leitungsgremiums des Germanistenverbandes vom Erfolg gekrönt werden, dass deren Appelle bei einflussreichen Institutionen und der tschechischen Regierung Gehör finden, damit die deutsche Sprache ihre wichtige Rolle, die sie jahrhundertlang in unserem Land spielte, auch in Zukunft behaupten kann. Die nächste Tagung des tschechischen Germanistenverbandes findet 2012 an der Palacký-Universität in Olomouc statt.

Monika Růžičková (Ústí nad Labem)

Uferdasein. Quellen und Strömungen germanistischer Forschung. Internationale Tagung am Lehrstuhl für Germanistik in Ústí nad Labem, 3. – 4. Dezember 2010

Aus Anlass seines 20. Gründungsjubiläums veranstaltete der Lehrstuhl für Germanistik an der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem vom 3. – 4. 12. 2010 eine internationale Tagung unter dem Thema *Uferdasein. Quellen und Strömungen germanistischer Forschung*. Das bewusst offen gehaltene Thema der Tagung sollte den Forschenden und Lehrenden auf dem Gebiet der germanistischen Literatur- und Sprachwissenschaft sowie der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache und nicht zuletzt auch Kulturhistorikerinnen und -historikern mit Bezug auf den mitteleuropäischen Kulturraum die Möglichkeit bieten, den grundlegenden Wandlungsprozess zu reflektieren, den die Hochschulgermanistik, insbesondere die Auslandsgermanistik, in den vergangenen zwei Jahrzehnten durchlief, sowie neue Perspektiven germanistischer Forschung aufzudecken und innovative Wege der (Auslands-)Germanistik zu Beginn des 21. Jahrhunderts aufzuzeigen.

Der Einladung folgten nicht nur Germanistinnen und Germanisten von der Heimat- und anderen tschechischen Universitäten, sondern auch ehemalige Lehrstuhlmitglieder, DAAD- und ÖAD-Lektorinnen und -Lektoren, Erasmus-Partner sowie weitere Gäste aus Deutschland (Dortmund, Leipzig, Hamburg), Österreich (Wien), Polen (Wrocław), Ungarn (Szombathely) und der Slowakei (Nitra). Einleitende Begrüßungsworte sprachen die Dekanin der Philosophischen Fakultät Dr. habil. **Michaela Hrubá**, die Lehrstuhlleiterin Dr. habil. **Renata Cornejo** und der Direktor des Goethe-Instituts Prag Herr Dr. **Blömecke**.

Die Tagung wurde durch zwei Plenarvorträge eröffnet, die aus unterschiedlicher, sich komplementär ergänzender Perspektive die Zukunft der Auslandsgermanistik im Allgemeinen sowie der tschechischen Germanistik im Besonderen thematisierten. Prof. **Georg Schuppener** (Leipzig) beschäftigte sich mit der Frage, welche Folgen und Auswirkungen der immer deutlicher spürbar werdende Rückgang der Bewerberzahlen

für das Studienfach Germanistik in Tschechien, stellvertretend auch für andere Staaten Mittel- und Osteuropas, haben kann bzw. haben wird.¹ Prof. **Ingeborg Fiala-Fürst** (Olomouc) schloss mit ihrem Beitrag *Wozu noch (germanistische) Bildung?* an und spitzte die Fragestellung provokant zu, indem sie die Frage nach der Rolle der Universitäten als Bildungs- oder Ausbildungsstätte zur Diskussion stellte.² Erwartungsgemäß folgte den beiden Vorträgen eine lebhafte Diskussion über die Gegenwart und insbesondere die Zukunft der Auslandsgermanistik, die in den einzelnen Sektionen fortgesetzt wurde.

Ebenfalls der nächste Tag wurde mit zwei Plenarvorträgen eröffnet. Den ersten, literatur- und kulturgeschichtlichen Plenarvortrag über den Wandel von der Kunstsynopse zum „cultural turn“ übernahm der langjährige Freund und Unterstützer der Aussiger Germanistik, Prof. **Hartmut Riemenschneider** von der Universität Dortmund, mit dessen Germanistikinstitut der Lehrstuhl Germanistik in Ústí nad Labem in den 1990er Jahren eine Germanistische Institutspartnerschaft (GIP) unterhielt sowie eine rege Dozenten- und Studentenmobilität pflegte. Danach übernahm Prof. **Marie Maroušková** (Ústí nad Labem) das Wort und fasste in ihrem Beitrag mit dem Titel *Uferdasein der Ausspracheschulung an der Elbe. Viel erreicht – viel zu tun* die Traditionen und Perspektiven des heimischen Lehrstuhls auf dem Gebiet der DaF-Ausspracheschulung zusammen.

Die Themenbreite der Vorträge war beachtlich, denn die Teilnehmer/innen haben im Einklang mit dem Titel der Konferenz auf verschiedene Quellen und Strömungen germanistischer Forschung Bezug genommen und nicht selten das germanistische Ufer interdisziplinär überschritten. So wurde neben den Themen *Hymnodia catholica – die böhmische Peripherie des deutschen geistlichen Gesangs?* (**Jan Kvapil**, Ústí nad Labem) und das *Kunstgespräch um 1800* (**Gabriela Brudzyńska-Němec**, Ústí nad Labem) auch über *Unsere Frau Božena Němcová* (**Jana Hrdličková**, Ústí nad Labem), einen Vergleich der deutschen Verfilmung mit dem tschechischen literarischen Mythos von Božena Němcová, referiert. **Alice Stašková** (Berlin) erörterte in ihrem Vortrag theoretische Schriften von Friedrich Schiller als Grundlage für neue Impulse in der traditionellen Germanistik, wie z.B. die historische Epistemologie. Auf großes Echo stieß der Vortrag von **Susanne Hochreiter** (Wien), der die Perspektiven der germanistischen Literaturwissenschaft aus der Sicht der Gender- und Queer Studies-Forschung untersuchte. Besonders anregend war für die folgende Diskussion auch der literaturwissenschaftliche Blick auf die Evolutionsbiologie von **Karin Wozonig** (Hamburg), die in ihrem Beitrag den Versuch einer biologischen Interpretation der ästhetischen Wahrnehmung sowie der Literatur unternahm. Abgerundet wurde die literarische Sektion durch den Beitrag von **Filip Charvát** (Ústí nad Labem) über die Spezifika und Aktualität Gadamers Hermeneutik und den Beitrag des ehemaligen DAAD-Lektors des hiesigen Lehrstuhls **Ekkehard W. Haring** (Nitra), der in seinem Vortrag das Potential der regional ausgerichteten Forschungsprojekte hervorhob.

1 Den inzwischen publizierten Vortrag kann man unter http://kgerff.ujepurkyne.com/data/KGER_konference_Uferdasein2010_program_Schuppener.pdf herunterladen.

2 Näheres unter <http://www.ingeborgfialova.cz/was-ist-bildung/>.

In der sprachwissenschaftlichen Sektion wurde u. a. über Desiderata und Perspektiven auf dem Gebiet zweisprachiger phraseologischer Lernwörterbücher, über Probleme bei der Vermittlung von interlexikalischen Bedeutungsbeziehungen und über die Relevanz der Erforschung hundertjähriger Zeitungen für die (Auslands)Germanistik diskutiert. Der Beitrag von **Hana Bergerová** (Ústí nad Labem) befasste sich mit der Bedeutung der phraseologischen Wörterbücher beim Fremdsprachenerwerb, **Marek Schmidt** (Ústí nad Labem) erläuterte näher die Probleme bei der Vermittlung der interlexikalischen semantischen Relationen am Beispiel der Synonymie. **Tereza Pavlíčková** (Ústí nad Labem) stellte sich die Frage nach der Relevanz und Bedeutung der Erforschung von Zeitschriften aus vergangenen Jahrhunderten. Gäste aus Polen (**Anna Gonddek** und **Joanna Szczyk**) legten den Tagungsteilnehmer(inn)en überzeugend dar, welche Entwicklung die Germanistik an der Universität Wrocław in den letzten Jahrzehnten erfahren hat und wie sich ihre jetzige Lage gestaltet. Die DaF-Didaktik war durch einen Vortrag von **Jana Folprechtová** (Ústí nad Labem) über Erwartungen und Vorstellungen der angehenden Deutschlehrenden im Hinblick auf ihre sprachdidaktische Ausbildung vertreten.

Die Tagung wurde mit einem Beitrag mit dem Titel *Von „Austria Polyglota“ zu Europa Polyglotta?* abgeschlossen, in dem **Mirek Němec** (Ústí nad Labem) die heute beinahe vergessene Schrift *Austria Polyglotta* von Jan Evangelista Purkyně, dem Namenspatron der Alma Mater in Ústí nad Labem, näher vorstellte. Die 1867 veröffentlichte Schrift war als Purkynés Beitrag zur damaligen Diskussion über die Rolle der Sprache im sich konstituierenden Vielvölkerreich Österreich-Ungarn gedacht und wurde im Hinblick auf die Fragestellung überprüft, ob Purkynés theoretische Ausführungen auch für das sich vereinigende mehrsprachige Europa des 21. Jahrhunderts ihre Aktualität beibehalten haben.

Mit dieser gelungenen Tagung blickt der Lehrstuhl für Germanistik in Ústí nad Labem auf seine erfolgreichen 20 Jahre zurück. Während dieser Zeit konnte er sich forschungsmäßig nicht nur im Rahmen der tschechischen Germanistik etablieren, sondern auch im Ausland einen guten Ruf gewinnen, was intensive Beziehungen zu Germanistikinstitutionen nicht nur in Deutschland und Österreich, sondern auch in Estland, Lettland, Polen, Portugal, der Slowakei, Slowenien, Spanien oder Ungarn belegen. Zu einem seiner größten Erfolge zählt die Tatsache, dass die jetzige Lehrstuhlleiterin **Renata Cornejo** 2011 in den Vorstand der amerikanischen Literaturgesellschaft MALCA (Modern Austrian Literature and Culture Association) als erste Auslandsgermanistin und zweite Europäerin gewählt wurde. Nicht zuletzt macht sich die Herausgabe einer rezensierten germanistischen Fachzeitschrift der *Aussiger Beiträge* um das wissenschaftliche Renommee des Lehrstuhls verdient. Obgleich sie erst seit 2007 das Spektrum germanistischer Periodika bereichert, ist sie doch sowohl national wie international auf ein breites Echo gestoßen. Dies alles lässt hoffen, dass die Aussiger Germanistik trotz des demografischen Wandels und anderer im Verlauf der Diskussionen angesprochener Probleme mitteleuropäischer Auslandsgermanistiken auf eine erfolgreiche Zukunft blicken und ihre Aufgabe am Standort Ústí nad Labem, im deutsch-tschechischen Grenzgebiet, nicht nur wahrnehmen, sondern auch mit Würde tragen kann.

Renata Cornejo (Ústí nad Labem)

Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Internationale Germanistenkonferenz an der Moskauer Staatlichen Linguistischen Universität anlässlich des 100. Geburtstags von Irina I. Černyševa, 14. – 15. März 2011

Am 14. März 2011 versammelten sich in der Aula der Moskauer Staatlichen Linguistischen Universität (MGLU) renommierte Sprachwissenschaftler/innen sowie der wissenschaftliche Nachwuchs, die bekannte russische und ausländische Universitäten sowie weitere Forschungszentren repräsentierten. Vertreten waren:

- zwölf Universitäten aus Russland (drei davon aus Moskau, ferner aus Archangelsk, Irkutsk, Magnitogorsk, Nishnij Novgorod, Smolensk, Twer, Uljanovsk, Wolgograd und Voronesh);
- die Minsker Staatliche Linguistische Universität (Weißrussland);
- die Kiewer Nationale Linguistische T. Ševčenko-Universität (Ukraine);
- die Universität Paris-Sorbonne (Frankreich);
- Institut für Angewandte Linguistik der Adam Mickiewicz Universität Poznań (Polen);
- die Universitäten Leipzig, Mainz, Tübingen (Deutschland) sowie die Gesellschaft für deutsche Sprache Wiesbaden, der DAAD und das Goethe-Institut (Deutschland).

Diese breite Vertretung war vor allem dem hohen Ansehen der Jubilarin zu verdanken. Insgesamt 55 Beitragende – Kollegen, Mitarbeiter, ehemalige Studierende und Doktoranden, Freunde – beleuchteten das Lebenswerk von Professor Irina I. Černyševa aus der Perspektive ihrer jeweiligen Fachgebiete. Daraus wurde thematische Vielfalt sichtbar, die in eindrucksvoller Weise die Breite der wissenschaftlichen Interessen von Professor Černyševa und ihr Engagement in Forschung und Lehre widerspiegelte.

Am 100. Geburtstag der großen Wissenschaftlerin sprach man noch einmal darüber, dass die von Irina I. Černyševa entwickelte Theorie zur Phraseologie einen neuen linguistischen wissenschaftlichen Bereich erschloss und den Grundstein für weitere germanistische Untersuchungen legte. Ihre Monographien *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache* (1970), *Feste Wortkomplexe des Deutschen in Sprache und Rede* (1980), *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache* (1986, 2003, 2004, 2005) sowie zahlreiche Aufsätze gehören zu den Standardlehrwerken der germanistischen Ausbildung.

Die Konferenz wurde mit dem Grußwort der MGLU-Rektorin **Irina Khaleeva** eröffnet. In den Plenarsitzungen wurden folgende Vorträge gehalten: **Jürg Häusermann** (Tübingen) *Phraseologie und Erinnerung*, **Dmitrij O. Dobrovol'skij** (Moskau) *Zur Typologie der Idiom-Modifikationen*, **Elena G. Beljaevskaja** (Moskau) *Das nominative Potenzial konzeptueller Metaphern*, **Martine Dalmas** (Paris) *Der Schein trägt: unterschiedliche Lexikalisierungsprozesse von Diskursmarkern im Deutschen und im Französischen TU VOIS und SIEHST DU – ECOUTE und HÖR MAL*, **Ljudmila A. Nosdrina** (Moskau) *Eigennamen in deutschen und russischen Volksmärchen*, **Harald Schweizer** (Tübingen) *Phraseologie-online*, **Andrej E. Levizkij** (Kiew) *Charakteristische Merkmale der funktionalen Umorientierung in der englischen Idiomatik*, **Rodmonga K. Potapova** (Moskau) *Pragmaphonetische Determinanten des deutschen wissenschaftlichen Diskurses*. Die Arbeit wurde in vier Sektionen fortgesetzt: Nominierungstheorie und Lexikon, Diskursive Betrachtung des modernen Wortbestandes, Moderne Phraseologie:

Probleme und Ausblicke sowie Sprache als Mittel des Kulturtransfers. Die Beiträge der Konferenzteilnehmer/innen werden in der wissenschaftlichen Zeitschrift *Vestnik MGLU* 2011 erscheinen.

Am Eröffnungstag der Konferenz wurde Irina I. Černyševa die anlässlich ihres Jubiläums herausgegebene Festschrift *Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Festschrift für Professor I. I. Černyševa zum 100. Geburtstag* (s. Fadeeva et al. 2011) feierlich überreicht. Die Aufsätze des Jubiläumsbandes spiegeln die Forschungsfelder von Irina I. Černyševa, dokumentieren die nachhaltige Wirkung ihrer fruchtbaren Ideen und ihren Beitrag zur internationalen Phraseologie- und Lexikologieforschung.

Im Jahre 2006 am 95. Geburtstag von Prof. Černyševa gratulierten die Europäische Gesellschaft für Phraseologie, ihr Gründungspräsident **Harald Burger** und die damalige Präsidentin **Annelies Häcki Buhofer**, der gesamte Vorstand und Beirat mit folgenden an die Jubilarin gerichteten Worten:

Heute wie vor 30 Jahren, als die Phraseologie in Westeuropa nicht zuletzt durch Übersetzungen der russischen Arbeiten begründet wurde, zehrt die scientific community der Phraseologinnen und Phrasologen von Frau Prof. Černyševas maßgeblichen und schulbildenden Arbeiten zur Phraseologie, insbesondere dem phrasologischen System und seinen semantischen Kategorien. (*Vestnik MGLU* 520 2006: 8.).



Die Jubilarin an ihrem 95. Geburtstag

Fünf Jahre später, am 100. Geburtstag der Wissenschaftlerin, bewundern ihre Kollegen und Schüler den Forschergeist und die Lebensfreude von Irina I. Černyševa, die auch in diesem hohen Alter aktiv am wissenschaftlichen Leben teilnimmt: Als Mitglied des Redaktionsbeirats der wissenschaftlichen Zeitschrift *Philologičeskije nauki* (Philologische Wissenschaften), als Mitglied von zwei Dissertationsräten der MGLU, als Mitglied des Lehrstuhls für Lexikologie und Stilistik der deutschen Sprache an der MGLU.

Galina M. Fadeeva (Moskau)

Nachtrag der Redaktion: Kurz vor Redaktionsschluss erreichte uns aus Moskau die Nachricht, dass Frau Prof. Irina I. Černyševa am 25. August 2011 verstorben ist.

Literaturverzeichnis:

- BURGER, HARALD/HÄCKI BUHOFER, Annelies (2006): Grußwort der Europäischen Gesellschaft für Phraseologie. In: Vestnik MGLU 520/2006, S. 8.
 ČERNYŠEVA, Irina I. (1970): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache (russ.). Moskau: Vysšaja škola.
 ČERNYŠEVA, Irina I. (1980): Feste Wortkomplexe des Deutschen in Sprache und Rede. Moskau: Vysšaja škola.
 ČERNYŠEVA, Irina I./STEPANOVA, Maria D. (1986, 2003, 2004, 2005): Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. Moskau: Vysšaja škola.
 FADEEVA, Galina et al. (Hrsg.) (2011): Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Festschrift für Professor I. I. Černyševa zum 100. Geburtstag. Moskau: MGLU REMA.

Traum und Trauma. Kulturelle Figurationen in der österreichischen Literatur. Internationale Tagung in Wien, 15. – 16. April 2011

Die diesjährige Tagung der Franz Werfel-Stipendiatinnen und Stipendiaten fand vom 15. bis zum 16. April in den Räumlichkeiten des ÖAD in der Ebendorferstraße statt und wurde mit dem Vortrag von Prof. Dr. **Mitchell Ash** eröffnet, der die Paradigmata „Traum“ und „Trauma“ im Zusammenhang mit der Psychoanalyse und dem Nationalsozialismus erörterte.

Der erste Block widmete sich dem ‚Traum(a)‘ in der Zeit der Wiener Moderne. **Mladen Vlashki** (Plovdiv) analysierte das ‚Initiationswerk‘ Hermann Bahrs *Die russische Reise* aus dem Jahr 1891 als einen Text, der seine zukünftige geistige Entwicklung erahnen lasse, da es fast alle späteren Ideen des Autors schon beinhalte. Der folgende Beitrag von **Gennady Vasilyev** (Nishnij Novgorod) untersuchte den Traum als kulturelle Figuration (ein sich ständig neu in Austausch mit anderen Kulturen befindender Überlagerungsprozess) am Beispiel des Romans *Der Tod Georgs* von Richard Beer-Hoffmann (1900). Der Beitrag von **Vahidin Preljević** (Sarajevo) widmete sich schließlich anhand von psychoanalytischen Traumatheorien und deren Anverwandlungen (u. a. durch Walter Benjamin) dem narrativen Konzept in ausgewählten Werken Schnitzlers und Hofmannsthals (*Die Nächste*, *Die Fremde*, *Briefe eines Zurückgekehrten*). Seine Ausgangsthese lautete, dass Schnitzlers Urszenen eher „subjektiv“ seien, d.h. einen individuellen Charakter und Ursprung haben, Hofmannsthals dagegen eher „objektiv“, also im kulturellen Gedächtnis begründet seien.

Im zweiten Block betrachtete der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller **Tymofiy Havryliv** (Lviv) eingehend die Re-Konstruktion des Hauses im Werk Joseph

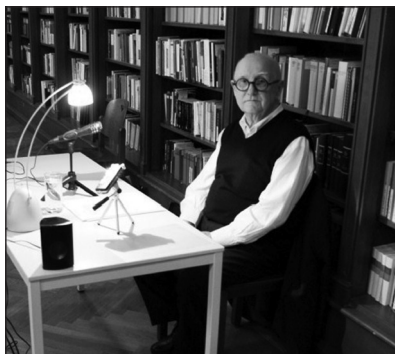
Roths, **Zdeněk Pecka** (České Budějovice) nahm sich in seinem Beitrag *Träume Böhmens, Trauma Österreichs* die Figur des braven Soldaten Schwejk vor, die er einerseits als Bilder Österreichs am Beispiel der frühen satirischen Schwejk-Erzählungen Hašeks untersuchte und andererseits in den Kontext der Rezeption des „Österreich-Mythos“ in der österreichischen Literatur stellte. Gregor von Rezzoris ‚Bukovina‘-Texte (*Denkwürdigkeiten eines Antisemiten*, *Ein Hermelin in Tschernopol*) wurden für **Cristina Spinei** (Iasi) zum Ausgangspunkt einer kulturhistorischen Argumentation, in der die Vorbildfunktion des zentraleuropäischen Modells als „Zirkulations-, Akkulturations- und Assimilationsprozess“ hinterfragt wurde.

Der Nachmittagsblock widmete sich dann der österreichischen Literatur nach 1945, überwiegend dem Werk von Ingeborg Bachmann. Der Beitrag von **Elena Sukhina** (Moskau), dem einige kritische Bemerkungen aus dem Auditorium folgten, versuchte die Lyrik I. Bachmanns als „Traum und Trauma bei der Begegnung mit dem Anderen“ zu präsentieren. **Beate Petra Kory** (Timisoara) deutete I. Bachmanns Roman *Malina* als einen Bewältigungsversuch des psychischen Traumas durch Träume und zeigte u. a. die Ähnlichkeiten der fingierten Traumserie Bachmanns zu den „Traumstufen der Heilung“ auf, die Johanna King und Jacqueline R. Sheehan in ihrer Arbeit *The Use of Dreams with Incest Survivors* beschrieben haben. **Attila Bombitz** (Szeged) erweiterte dann die Fragestellung „Ist es ein Traum? Ist es ein Trauma?“ um Beispielhaftes im Werk von Thomas Bernhard, Christoph Ransmayr und Daniel Kehlmann. Abschließend führte **Fatima Naqvi** (New Jersey) am Beispiel des avantgardistischen Films *Die Sonne halt!* von Ferry Radax vor, wie der Wahrheitsgehalt des Traumes durch Spuren eines akustischen Traumas auf der Ebene des Tones supplementiert wird.

Den Höhepunkt nicht nur des ganzen Tages, sondern der ganzen Tagung stellte die Dritte Wendelin Schmidt-Dengler Lesung dar, der auch diesmal Frau Schmidt-Dengler persönlich beiwohnte. In seiner unnachahmlichen und unverwechselbaren Art las diesmal **Friedrich Achleitner** einige seiner Texte vor, die Übersetzungen der Absolventinnen und Absolventen des Franz Werfel-Stipendienprogramms erklangen diesmal u. a. auf Arabisch (Chiheb Mehtelli), Polnisch (Kalina Kupczynska), Italienisch (Vincenza Scuderi), Tschechisch (Dana Pfeiferová) und Serbisch (Vahidin Prejević).



Diskussion mit Migouoe, Dabrowska und Kupczynska (Foto: Roman Kopřiva)



Friedrich Achleitner in der Schmidt-Dengler-Lesung (Foto: Roman Kopřiva)

Am Samstag setzte die Tagung mit weiteren Beiträgen zur österreichischen Gegenwartsliteratur fort. **Gábor Kerekes** (Budapest) untersuchte das Trauma möglicher Schuld sowie das Motiv der Mitschuld der Elterngeneration an Führerverehrung und Judenverfolgung im Werk von Peter Henisch, der mit seinem Buch *Die kleine Figur meines Vaters* (1975) zu den ersten nichtjüdischen Autoren gehört, die sich der Vergangenheit ihrer Väter in der Nazizeit zuwandten. Die Thematik der Schuld und des Identitätsverlustes spielt eine zentrale Rolle auch im Roman *Suche nach M* von Doron Rabinovici. **Graziella Predoiu** (Temeswar) zeichnete überzeugend nach, wie die beiden Hauptfiguren in einer vom Schweigen über die Vergangenheit geprägten Kindheit aufwuchsen und wie sich die kulturelle Identität der Juden in Österreich aus einer Staatsangehörigkeit zu einem Land, das über seine Schuld schweigt, und der kulturellen Zusammengehörigkeit zu einem Volk, das über seine Verfolgung schweigt, zusammensetzt. **Anna Dabrowska** (Krakau) veranschaulichte in ihrem Beitrag, wie die Hauptfigur im Roman *Der Gedächtnissekretär* von Hamid Sadr zum Opfer des Traumas anhand der Berührung mit fremden Erlebnissen wird. In einer Umkehrung der Traum-Wirklichkeit wurde untersucht, wie das Trauma zur Wirklichkeit und wie die Wirklichkeit in den Bereich der Träume verschoben wird. Jüdische Vergangenheitsbilder als Erinnerung und Geschichtsschreibung in drei Erzählungen aus Robert Menasses *Ich kann jeder sagen* standen auch im Mittelpunkt des nächsten Beitrags. **Jean Bertrand Miguoue** (Yaoundé) präsentierte seine These, dass die analysierten Erzählungen nicht nur im Hinblick auf die Erinnerungstheorien von Jan und Aleida Assmann gelesen werden können, sondern auch als „eine posttraumatische Identitätskonstruktion“ aus der Sicht der postkolonialen Theorien. **Kalina Kupczynska** (Łódź) untersuchte in ihrem Beitrag das Trauma und seine Repräsentation in der „Graphic Novel“. Ausgehend von der Traumaforschung stellte sie sich die Frage, inwiefern die visuelle Darstellung des Traumas als eine Alternative zu verbalen Trauma-Narrativen betrachtet werden kann bzw. inwiefern die literarischen Versuche, eine ‚Trauma-Sprache‘ zu erfinden, im piktorialen Modus der Repräsentation ihre formale Entsprechung haben können. Nicht unerwähnt soll auch der Beitrag von **Roxana Tsybenko** (Lviv) bleiben, der aufgrund der Analyse von Köhlmeiers Interpretation der Sage von *Amor und Psyche* die Frage zu beantworten versuchte, ob der Traum der Schönheit in der Sage zum Trauma mutiert ist.

Die Tagung in ihrer Gesamtheit kann als gelungen und anregend bezeichnet werden. Im nächsten Jahr dürfen wir, wie bereits gewohnt, die schriftliche Fassung der heuer vorgetragenen Beiträge in einem Sammelband erwarten. Gleichzeitig erlauben wir uns gespannt zu sein, wie die Franz Werfel-Stipendiat(inn)en ihr 20. Jubiläum zu begehen gedenken (das Franz-Werfel-Stipendienprogramm wurde 1992 vom Österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ins Leben gerufen). Auf jeden Fall wünschen wir viele anregende Ideen und freuen uns schon jetzt darauf!

Renata Cornejo (Ústí nad Labem)

20. Linguistik-Tage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Prag, 26. – 28. Mai 2011

Im Zeitraum vom 26. bis 28. Mai 2011 fand in Prag die 20. Jubiläumstagung der GeSuS, die Linguistiktage, statt. Diesjähriger Gastgeber war die Metropolitan Universität in Prag, Lehrstuhl für Fremdsprachen. Während der Tagung wurden über 160 Vorträge von Sprachwissenschaftlern und Sprachwissenschaftlerinnen aus der ganzen Welt gehalten, von Europa über Asien bis nach Australien.

Die Tagung verlief in insgesamt zwölf Arbeitskreisen: Sprachdidaktik, Literatur und Literaturunterricht, Phonetik transdisziplinär, Dolmetschen und Übersetzen, Komparative Syntax und Morphologie, Verbsemantik, Rechtslinguistik, Kategorie des Kasus, Dialektforschung interdisziplinär, Kognitive Linguistik, Theolinguistik sowie Persuasive Kommunikation. Aufgrund der Fülle von Beiträgen war es der Verfasserin leider nicht möglich, sich alle anzuhören. Deshalb soll an dieser Stelle nur über ausgewählte Beiträge aus drei Arbeitskreisen berichtet werden.

Einer der am stärksten besetzten Arbeitskreise war der zur Sprachdidaktik. An zwei Tagen wurden insgesamt 25 einschlägige Vorträge von Kolleginnen und Kollegen aus neun Ländern gehalten. **Marie Maroušková** (Ústí nad Labem) befasste sich in ihrem Vortrag mit dem Titel *Frühes Deutsch in tschechischen Euroregionen – Ansätze und Probleme* mit dem Erwerb des Deutschen bei tschechischen Kindern im Vorschulalter in den tschechisch-deutschen Euroregionen. **Věra Janíková** von der Masaryk-Universität in Brno (Brünn) befasste sich in ihrem Beitrag mit der Neuinterpretation von Differenzierung im Fremdsprachenunterricht (FSU). Auf den Einfluss der Textlinguistik auf das Lehrwerk DaF ging **Pavla Zajícová** (Ostrava) ein. Sehr interessant war auch der Blick auf den heutigen Stand des Fremdsprachenunterrichts von **Anjali Pande** (Hyderabad), die DaF in Indien unterrichtet. **Jana Folprechtová** (Ústí nad Labem) berichtete in ihrem Beitrag *Die authentischen Texte im philologischen und nicht-philologischen Hochschulstudium der deutschen Sprache* über die Anwendung und didaktische Bearbeitung von gegenwärtigen deutschsprachigen Fach- und publizistischen Texten. Der Frage, vor welche neuen Aufgaben tschechische Deutschlehrer auf dem Felde der Vermittlung der gesprochenen Form des Deutschen gestellt werden, ist **Marek Schmidt** (Ústí nad Labem) in seinem Beitrag *Zu neuen Rahmenbedingungen der Ausspracheschulung im Deutschunterricht an tschechischen Schulen und zur Konzeption phonetisch orientierter Lehrveranstaltungen in der Ausbildung angehender tschechischer Deutschlehrer* nachgegangen. (*Sprach*)kompetenz – ein facettenreicher Begriff. Was versteckt sich dahinter? hieß der Beitrag von **Martin Lachout** (Praha/Ústí nad Labem). Der Autor erörterte diesen Begriff aus

der Sicht der Linguistik, einen besonderen Wert legte er auf eine lernpsychologische Erläuterung.

Im Arbeitskreis „Kognitive Linguistik“ wurden insgesamt 13 Vorträge gehalten. Über das Konzeptualisationsmodell von Konstruktionen mit deutschen Bezugsadjektiven, die mit Apposition, Genitiv- oder Präpositionalattribut sowie mit Kompositum alternieren, hielt ihr Referat die Leiterin der Sektion **Beata Kasperowicz-Stazka** (Lublin). **Helge Skirl** (Berlin) zeigte im Beitrag *Zum Emotionspotenzial von TERRORISMUS-Metaphern* wie Terrorismus nach dem 11. September 2001 im öffentlichen Diskurs in Deutschland über Metaphern charakterisiert wurde und welche emotionalen Aspekte die vermittelten Konzeptualisierungen integrieren. **Hana Bergerová** (Ústí nad Labem) ging in ihrem Beitrag *Lexikalisches Feld ÄRGER im Deutschen und Tschechischen: emotionspsychologische und kognitivlinguistische Zugänge* zunächst auf die Frage ein, ob und inwieweit die Einbeziehung emotionspsychologischer Aspekte der Ein- und Abgrenzung des fokussierten lexikalischen Feldes dienlich sein kann. Nachfolgend versuchte sie das Feld mithilfe eines prototypischen Ärger-Szenarios zu strukturieren.

Im Arbeitskreis „Literatur und Literaturunterricht“ stellten sieben Teilnehmer/innen ihre Forschungsprojekte vor. **Jana Hrdličková** (Ústí nad Labem) ist in ihrem Beitrag mit dem Titel „*WIR SIND SO wund?*“ *Nelly Sachs' lakonisches Sprechen über die Folgen der Shoah* der Sprache dieser Nobelpreisträgerin nachgegangen. Im Beitrag *Die Aufarbeitung der Vergangenheit in Familienromanen nach der Wende* analysierte seine Autorin **Naděžda Heinrichová** (Hradec Králové) die *Romane Pawels Briefe* von Monika Maron und *Ein unsichtbares Land* von Stephan Wackwitz, in denen ihre Autoren als Historiker die deutsche Geschichte des 20. Jhs. dokumentierten. Im Referat *Klassiker im Wandel* setzte sich **Jarmila Jehličková** (Ústí nad Labem) zum Ziel, ausgewählte Texte der zeitgenössischen deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur zu analysieren, welche auf den „Klassikern“ der Weltliteratur für Jugendliche und Kinder basieren.

Eine willkommene Abwechslung von der intensiven Arbeit in den Sektionen stellte eine Stadtführung durch historische Teile Prags dar. Abgerundet wurde das Programm durch einen geselligen Abend, bei dem nicht nur neue Kontakte geknüpft und bereits bestehende vertieft wurden, sondern auch das eine oder andere in den Referaten angesprochene Thema noch gründlicher diskutiert werden konnte.

Wir können uns bereits jetzt auf die nächste GeSuS-Tagung freuen, die vom 6. – 9. Juni 2012 an der Eötvös Loránd Universität Budapest stattfinden wird.

Romana Vančáková (Praha)

Sprichwörter kommen selten aus der Mode oder wie kann man sie im Sprachenlernen einsetzen. Über das EU-geförderte Projekt SprichWort¹

Sprichwörter als eine besondere Art von satzwertigen idiomatischen Strukturen nehmen im Wortschatz aller Sprachen eine besondere Position ein. Sie sind traditionsgeprägt und zeugen gleichermaßen von reichen menschlichen Lebenserfahrungen sowie von ethisch-moralischen Werten und sozialen Normen einzelner Sprach- und/oder kultureller Gemeinschaften. Man

¹ <http://www.sprichwort-plattform.org>

würde denken, sie gehören deshalb in die Vergangenheit, jedoch stimmt dies gar nicht. Bereits ein flüchtiger Blick in die Sprachkorpora, die den aktuellen Sprachgebrauch dokumentieren, lässt ihre Vitalität und inhaltliche Aktualität deutlich nachweisen. Daher verdienen sie eine feste Position im Fremdsprachenlernen: Man kann von ihnen lernen und sie zum Lehren verwenden, u. A. um komplexe und möglicherweise widersprüchliche Begriffe und Konzepte auf eine andere Art und Weise zu vermitteln. Es wäre somit unangebracht, sie zu vernachlässigen oder sogar zu ignorieren (zur Phraseologie im Fremdsprachenlernen vgl. BERGEROVÁ 2005; JESENŠEK 2006, 2010; KISPÁL 1999).

Es stimmt allerdings, dass sie in didaktischer Hinsicht alles andere als einfach sind. Die Komplexität der Form und des Inhalts macht aus den Sprichwörtern einen lexikalischen Sonderfall, der eine besondere Aufmerksamkeit von den Lernenden und spezielle Kenntnisse von den Lehrenden abverlangt. Um die Sprichwörter auf eine interessante und moderne Art zu vermitteln, darum ging es in dem EU-geförderten Projekt namens *SprichWort*². Das Hauptziel war, die ausgewählten Sprichwörter aus den fünf jeweils benachbarten Sprachen (Deutsch, Slowenisch, Slowakisch, Tschechisch, Ungarisch) in ihrem heutigen Gebrauch zu dokumentieren, didaktisch aufzubereiten und zu popularisieren. Das Hauptergebnis der Projektaktivitäten ist eine interaktive Lernplattform, die drei wesentliche Komponenten beinhaltet:

1. Die fünfsprachige SprichWort-Datenbank – diese enthält eine Auswahl an aktuellen Sprichwörtern (300 ausgangssprachliche deutsche Sprichwörter mit entsprechenden Äquivalenten in den beteiligten Sprachen). Alle sind ausführlich und einheitlich nach einem mehrdimensionalen Beschreibungsmodell linguistisch aufbereitet. Die Beschreibungsparameter folgen dem projekteigenen Standpunkt zu didaktischen Zielen der Einbeziehung von Sprichwörtern in das Fremdsprachenlernen. Im Projekt wird nämlich dafür plädiert, dass neben den passiven Sprichwort-Kenntnissen auch Kompetenzen zu ihrer aktiven Verwendung angestrebt werden sollten. Somit muss jemand, der ein fremdsprachliches Sprichwort systemkorrekt und situationsangemessen verwenden will, es nicht nur verstehen, sondern auch wissen, wie seine formale Struktur ist, ob es usuelle Varianten kennt, wie es in die Satzstruktur integriert werden kann u.Ä. Folgerichtig sind einzelne Sprichwörter in der Datenbank mit ausführlichen Angaben zur Semantik, Pragmatik und Grammatik ausgestattet und mit korpusermittelten Textbelegen illustriert.
2. Die Sammlung von Aufgaben, Übungen, Tests und Selbstevaluationsbögen für Lerner und die Sammlung von Übungsmaterialien für Lehrer. Die didaktischen Materialien gründen auf der speziellen Übungstypologie, wonach der Sprichworterwerb in vier Phasen verlaufen soll (Erkennen, Verstehen, Festigen und Anwenden). Materialien unterschiedlicher Art sind nach Phasen, Themen, Niveaus und Sprache strukturiert und teilweise multimedial unterstützt. Alle enthalten Lösungsvorschläge, an manchen Stellen gibt es Lerntipps.

² Das Forschungsprojekt SprichWort (143376-2008-LLP-SI-KA2-KA2MP) wurde im Rahmen des Programms Lebenslanges Lernen (LLP) für den Zeitraum 2008-2010 finanziert. Das Projekt koordinierte die Philosophische Fakultät der Universität Maribor (Projektleiterin Vida Jesenšek); mitbeteiligt waren Universitäten in Graz (TU Graz), Trnava, Szeged, Zlín und das IDS Mannheim.

3. Die SprichWort-Community ist die am meisten interaktive Komponente der SprichWort-Plattform. Sie ist als eine Lern- und Expertencommunity gedacht, die sowohl Laien bzw. Lernenden als auch Experten aus dem Bereich der Linguistik, Sprichwort-Forschung und Fremdsprachendidaktik eine Kommentier-, Äußerungs- und Evaluationsmöglichkeit gibt. All das erhöht bedeutend die Interaktivität der Plattform und bietet die Möglichkeit an, alle Interessierten zur aktiven Teilnahme am Projekt zu gewinnen. Darüber hinaus wird das Projekt unter Mitwirkung der Studierenden durch die projekteigene My-Space-Seite, im Facebook und Twitter präsentiert.

Die Projektmitarbeiter sind fest davon überzeugt, dass die Inhalte der SprichWort-Plattform ein kreativ-innovatives und motivierendes Lernmaterial darstellen. Anwendbar sind sie im Präsenzunterricht und/oder beim autonomen Lernen auf den Niveaus B1 bis C2. Aufgrund ihrer Aktualität, multimedialen Ausprägung, Interaktivität und online-Zugänglichkeit haben sie im Vergleich mit herkömmlichen klassischen Lernmaterialien bedeutende Vorteile.

Vida Jesenšek (Maribor)

Literaturverzeichnis:

- BERGEROVÁ, Hana (2005): Phraseologievermittlung im DaF-Unterricht? – Auf jeden Fall! Aber wie? In: Festschrift zum 15. Gründungsjubiläum des Lehrstuhls für Germanistik der PF UJEP in Ústí nad Labem. Hrsg. v. Hana Bergerová, Renata Cornejo u. Ekkehard W. Haring. Ústí nad Labem: UJEP, S. 56-70.
- JESENŠEK, Vida (2006): Phraseologie und Fremdsprachenlernen: zur Problematik einer angemessenen phraseodidaktischen Umsetzung. In: Linguistik online 27 (2/2006), S. 137-148. http://www.linguistik-online.de/27_06/jerensek.html [10. 02. 2011].
- JESENŠEK, Vida (2010): Sprichwörter im Netz: eine Internet-Lernplattform für das Sprachenlernen. In: La fraseografía del S. XXI : nuevas propuestas para el español y alemán. Hrsg. v. Carmen Mellado Blanco. Berlin: Frank & Timme, S. 125-148.
- KISPÁL, Tamás (1999): Zur Behandlung von Sprichwörtern im DaF-Unterricht. In: Deutsch als Fremdsprache Jg. 36, Nr. 3, S. 166-169.

VERZEICHNIS DER ENGLISCHEN ABSTRACTS

LENKA VAŇKOVÁ: Die tschechische germanistische Linguistik: ein besonderer Weg in besonderen Situationen

This article presents the development of German linguistic studies in the Czech Republic from its earliest beginnings to the present day. The author shows how Czech scholars of the German language after 1989 drew on a strong local tradition of diachronic research, while also expanding their focus to the contemporary German language. They thereby created a broad-based research community which offers a healthy outlook for the future.

JILL E. TWARK/BIRGIT A. JENSEN/SUSANNE LENNÉ JONES: Erfolgsstrategien zur Wiederbelebung eines universitären Germanistikstudienganges in den Vereinigten Staaten

Over the past few years at many universities around the world, German Language and Literature ("Germanistik") as a field of study has suffered a major decline. In this article, three German professors from East Carolina University in Greenville, North Carolina, USA, discuss their successful strategies to revitalize their German program. Their traditional language and literature major was transformed into a multifaceted „German Studies“ program by expanding course offerings – including adding interdisciplinary and practical (career-oriented) courses –, teaching intercultural competence, and finding ways for students to engage in service learning activities.

LENKA MATUŠKOVÁ: Germanistik als Grenzwissenschaft

Taking the criterion of geography into consideration, German Studies can be seen as an interdisciplinary science or a borderland science. It is the science of and about a neighborhood. This statement applies particularly to German Studies when it is studied in the Czech Republic, whose neighbors are Austria, Bavaria and Saxony. As a borderland subject, it has no clear outline, however, for reasons that are political, economic and cultural, it can be seen in this way. The University of Pardubice has been grappling with topics connected to life on the periphery of Western Europe (Bavaria) by taking part in projects, producing publications, attending and presenting at conferences and writing bachelor's and master's theses. Moreover, these activities have been fruitful from an educational and research standpoint, despite the fact that they do not belong to the mainstream field of German Studies and its traditional interests. The present paper provides an overview of topics which can be situated on the border (based on their content) and yet simultaneously transcend it.

SABINE NÖLLGEN: Für eine grüne Germanistik: Vorschläge zur Umprofilierung einer Randdisziplin

Because of an increased public awareness of the need to deal with the natural resources of our planet sustainably, literary and cultural studies increasingly face the question of how to develop an environmental perspective in order to counter the exclusion of humanistic disciplines from the global environmental discussion. Since the 1980s Anglo-American German Studies has already been able to profit from theoretical frameworks with regard to the question of how nature and the environment are represented in literature, the arts and film. This paper argues that German Studies researchers in Germany should look to Anglo-American German research in this field for future research projects.

KARIN S. WOZONIG: Auf der Fährte der Natur. Der literaturwissenschaftliche Blick auf die Evolutionsbiologie

The reception and adaptation of concepts of evolutionary biology have been fashionable in literary studies for some time now. One hypothesis derived from this approach proposes that aesthetics and the production and reception of literature are based on biological and anthropological constants. This paper describes and analyses from a critical perspective how evolutionary biology has been depicted up to now in literary studies. The specific notion of 'literary evolutionary biology' and its position in the field of German literature will be connected to recent developments in the discipline. The author furthermore poses the question to what extent the inclusion of scientific concepts might be seen as a consequence of debates on the social relevance of literary studies.

HELENA BAUDYŠOVÁ: Fiktive Musiker der deutschen Romantik: Musik in der germanistischen Forschung

The problem of the artistic personality became the subject of a very lively discussion within the framework of musical aesthetics around 1800. Although this discussion has been prevalent in other disciplines, particularly in philosophy and musical aesthetics, it also has a sociological component. The field of German Studies can lay out the topic and situate it in the broader context of Romantic literature. The fictional biographies of the flautist Andreas Hartknopf (by K. Ph. Moritz) and the orchestra director Joseph Berglinger (by W. H. Wackenroder and L. Tieck) present the artist striving for artistic independence. This paper shows the similarities and differences between the creative work of both musicians.

JANA HRDLIČKOVÁ: Unsere „Frau Božena Němcová“ als Heldin eines deutschen Films. Möglichkeiten einer interkulturellen und interdisziplinären Begegnung

Božena Němcová stands next to Hus, Comenius, Mácha and Havlíček as one of the most mythologized figures of Czech culture (Schamschula, 1996). She is, furthermore, the only woman among them. However, whereas she was considered to be a role model – the star of this culture until the 1990s – at the end of the twentieth century an increasing number of attempts emerged to depict Němcová in a more sober light. When the German director Dagmar Knöpfel shot a film based on Němcová's three last letters to Vojtěch Náprstek, she was criticised for being "prejudiced in a feminist way". Nevertheless, this film may well prompt inquiry into the roots of domestic violence in Central Europe in the nineteenth century. It would then give a fresh impetus to both Czech and German Studies, both to the arts and to historical research.

MARTIN A. HEINZ: Parallelweltkompetenz. Vom Lesen

This contribution on „Parallelweltkompetenz“ (competence regarding parallel universes) reflects on readings potential to absolve one from the so-called world by developing options for breaking free from conventional stereotypes and routines. It concludes that this "Entbindung" is an absolution as well as an act of giving birth.

FILIP CHARVÁT: Warum Gadamer? Zur Aktualität von Gadamer's Ästhetik und Poetik

The study discusses the relevance of Hans Georg Gadamer's literary theory for the field of literary criticism today. In the first section the study focuses on the question of why a theory of art and poetry is of such importance to Gadamer's main work "Wahrheit und Methode" ("Truth and Method"). In the second section three major tendencies in the reception of Gadamer's poetic theory are discussed – its reduction to some of its parts, to its rejection by postmodern critics because of its holistic features, and the incorporation of a few of his theorems into Jauß's literary historical-based aesthetic of reception. In the third part, the author suggests reconstructing Gadamer's aesthetic theory as a theory of reading in which some of its contrary aspects might be combined together fruitfully.

MIREK NĚMEC: Von Austria Polyglotta zu Europa Polyglotta?

The paper analyzes the political treatise "Austria Polyglotta" by Jan Evangelista Purkyně, published in 1867. A local Bohemian scholar, Purkyně deals with the issue, relevant again today, of how to conceive of life in a multilingual society without having it be broken up by the pressures of linguistic nationalism. Purkyně also addresses several other, related problems: how do nations work to prevent the leveling or loss of "national characteristics"

and how can minority identities be preserved in a parent multicultural political entity? The key word for the study, as the title suggests, is the language problem and the related issues pertaining to language acquisition. Purkyně's views, derived from personal experience, can serve to provoke discussion on these topics today.

**EVA ČULENOVÁ/LADISLAV GYÖRGY/JANA MIŠKOVSKÁ/EVA SCHWARZOVÁ:
Ausdrucksweisen der Possessivität im Deutschen und im Slowakischen.
Eine konfrontativ-kontrastive linguistische Analyse**

Ownership is one of several basic human relationships and thus it is a phenomenon with many expressions in every language. In this article, the three authors assess problems of ownership in two different languages: Slovak and German. The authors analyse the possibilities for demonstrating ownership in the select languages and compare them. They focus mainly on the use of possessive pronouns and grammatical case to express ownership, but they accept and analyze other possibilities, as well.

HANA BERGEROVÁ: Lernerlexikographie und Fremdsprachenerwerb. Desiderata und Perspektiven am Beispiel phraseologischer Lernerwörterbücher

The present contribution addresses select problems encountered by learners related to phraseological lexicography. Its suggestions are based on the assumption that dictionaries be regarded as cultural objects of consumption, as tools intended for practical use. Taking into consideration groups of learners and their needs, as well as typical situations in which they are likely to consult a dictionary of this type, the author focuses on the question of why phraseological dictionaries for learners are needed in the practice of foreign language teaching and what their authors' rationale should be. Using as an example German idioms from the semantic field of ANGER, she deals with problems that might be encountered in their selection and suggests possibilities for corpus-based description for the purpose of language teaching. In conclusion, the author presents a pictorial story, which reflects a typical scenario related to a particular emotion and which is therefore suitable for the presentation of phrasemes from the relevant semantic field in the course of teaching German as a foreign language.

VERZEICHNIS DER BEITRÄGER/INNEN

David-Christopher Assmann, B.A., M.Ed., M.A.

Università degli Studi di Firenze
Dipartimento di Lingue, Letterature e Culture Comparate
Deutsch-Italienisches Promotionskolleg Bonn/Firenze
Via S. Reparata 93-95, IT-50129 Firenze
E-Mail: dc.assmann@uni-bonn.de

Dr. Helena Baudyšová

Univerzita Pardubice
Filozofická fakulta, Katedra cizích jazyků
Studentská 84, CZ-532 10 Pardubice
E-Mail: helena.baudysova@upce.cz

Dr. Hana Bergerová

Univerzita Jana Evangelisty Purkyně
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: hana.bergerova@ujep.cz

Dr. Gabriela Brudzyńska-Němec

Univerzita Jana Evangelisty Purkyně
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: gbrudzynska@hotmail.com

Dr. Filip Charvát

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: filip.charvat@ujep.cz

Dr. habil. Renata Cornejo

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: renata.cornejo@ujep.cz

Dr. Eva Čulenová

Univerzita Mateja Bela Banská Bystrica
Fakulta humanitných vied, Katedra germanistiky s oddelením prekladateľstva a tlmočníctva
Ružová 11, SK-97401 Banská Bystrica
E-Mail: eva.culnova@umb.sk

Dr. Galina M. Fadeeva

Moskauer Staatliche Linguistische Universität (MGLU)
Fakultät für deutsche Sprache, Lehrstuhl für Lexikologie und Stilistik der deutschen Sprache
Ostozhenka 38, RU-119 992 Moskau
E-Mail: galina_fadeeva@rambler.ru

Dr. Ladislav György

Univerzita Mateja Bela Banská Bystrica
Fakulta humanitných vied, Katedra slovenského jazyka a literatúry s oddelením
prekladateľstva a tlmočníctva
Ružová 11, SK-97401 Banská Bystrica
E-Mail: ladislav.gyorgy@umb.sk

Dr. Martin A. Hainz

AHS und HLW des Schulvereins der Kreuzschwestern
Stockhofstr. 10, A-4020 Linz
E-Mail: martinhainz@yahoo.com

Dr. Ekkehard W. Haring

Univerzita Konštantína Filozofa v Nitre
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Štefánikova 67, SK-949 74 Nitra
E-Mail: ewharing@yahoo.de

Dr. Jana Hrdličková

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky,
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: jhrdlickova@yahoo.de

Prof. Dr. Birgit A. Jensen

East Carolina University
Department of Foreign Languages and Literatures
3324 Bate Building
East Carolina University
Greenville, US-NC 27858-4353
E-Mail: jensenb@ecu.edu

Ao. Prof. Dr. Vida Jesenšek

Universität Maribor
Philosophische Fakultät, Abteilung für Germanistik
Koroška 160, SI-2000 Maribor
E-Mail: vida.jesensek@siol.net

Dr. Klaus Johann

Rudolfstraße 16, D-48145 Münster
E-Mail: Klaus.Johann@web.de

Karen Lehmann, M.A.

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
Germanistisches Seminar
Lehrstuhl für Deutsche Philologie/Deutsche Sprachwissenschaft
Leibnizstraße 8, D-24098 Kiel
E-Mail: lehmannk@germsem.uni-kiel.de

Prof. Dr. Susanne Lenné Jones

East Carolina University
Department of Foreign Languages and Literatures
3324 Bate Building
East Carolina University
Greenville, US-NC 27858-4353
E-Mail: jonessu@ecu.edu

Dr. Jiřina Malá

Masarykova univerzita v Brně
Filozofická fakulta, Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky
Arna Nováka 1, CZ-602 00 Brno
E-Mail: jimala@phil.muni.cz

Dr. Lenka Matušková

Univerzita Pardubice
Filozofická fakulta, Katedra cizích jazyků
Studentská 84, CZ-53210 Pardubice
E-Mail: lenka.matuskova@upce.cz

Dr. Jana Miškovská

Fakulta humanitných vied, Katedra germanistiky s oddelením prekladateľstva a tlmočníctva
Ružová 11, SK-97401 Banská Bystrica
E-Mail: jana.miskovskav@umb.sk

Dr. Mirek Němec

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: mireknemec@hotmail.com

Sabine Nöllgen, M.A.

University of Washington
Department of Germanics
340-C Denny Hall
Seattle, US-WA 98195-3130
E-Mail: noellgen@uw.edu

Mgr. Monika Růžičková

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: monikajit@seznam.cz

Mag. Irena Samide

Universität Ljubljana
Philosophische Fakultät, Institut für Germanistik mit Niederlandistik und Skandinavistik
Askerceva 2, SI-1000 Ljubljana
E-Mail: irena.samide@ff.uni-lj.si

Mgr. Marek Schmidt

Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: marekschmidt@seznam.cz

Dr. Eva Schwarzová

Univerzita Mateja Bela Banská Bystrica
Fakulta humanitných vied, Katedra germanistiky s oddelením prekladateľstva a tlmočníctva
Ružová 11, SK-97401 Banská Bystrica
E-Mail: eva.schwarzova@umb.sk

Dorothea Spaniel-Weise, M.A.

Friedrich-Schiller-Universität Jena
Philosophische Fakultät, Institut für Auslandsgermanistik
Ernst-Abbe-Platz 8, D-07743 Jena
E-Mail: Dorothea.Spaniel-Weise@uni-jena.de

Prof. Dr. Jill E. Twark

East Carolina University
Department of Foreign Languages and Literatures
3324 Bate Building
East Carolina University
Greenville, US-NC 27858-4353
E-Mail: twarkj@ecu.edu

Mgr. Romana Vančáková

Metropolitní univerzita Praha
Katedra cizích jazyků
Dubečská 900/10, CZ-100 31 Praha 10
E-Mail: vancakova@mup.cz

Prof. Dr. Lenka Vaňková

Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Reální 5, CZ-70103 Ostrava
E-Mail: lenka.vankova@osu.cz

Dr. Lenka Vodrážková

Univerzita Karlova v Praze
Filozofická fakulta, Ústav germánských studií
nám. J. Palacha 2, CZ-116 38 Praha 1
E-Mail: lvodrazkova@post.cz

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Hans Wellmann

Universität Augsburg
Philologisch-Historische Fakultät, Germanistik
Siefenwang 3, D-86424 Dinkelscherben
E-Mail: hans.wellmann@phil.uni-augsburg.de

Kristina Wermes, M.A.

Univerzita Jana Evangelisty Purkyně
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem
E-Mail: kristina.wermes@ujep.cz

Marcus Willand, M.A.

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II, Institut für deutsche Literatur
Unter den Linden 6, D-10099 Berlin
E-Mail: willandm@staff.hu-berlin.de

Dr. Karin S. Wozonig

Susannenstr. 29, D-20357 Hamburg
E-Mail: karin@datadive.com

Dr. Marie-Luise Wünsche

Universität Koblenz-Landau
Campus Landau, Institut für Germanistik
Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz
E-Mail: wuensche@uni-koblenz.de

Anke Zimmermann

Deutsch-Tschechischer Zukunftsfonds
Na Kazance 634/7, CZ-171 00 Praha 7 – Troja
E-Mail: A.Zimmermann-HRO@t-online.de

VERZEICHNIS DER GUTACHTER/INNEN DER AB 5 (2011)

Der Redaktionsrat der Aussiger Beiträge bedankt sich bei allen Gutachterinnen und Gutachtern, die die vorliegende Ausgabe im Peer-Review-Verfahren unterstützt haben. Von den insgesamt 26 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Fachbereichen dürfen wir an dieser Stelle namentlich danken:

Prof. Dr. Dagmar Blei (Dresden, Deutschland)
Dr. Patricia Broser (Südböhmische Universität České Budějovice, Tschechien)
Dr. Michal Dvorecký (Konstantin-Universität Nitra, Slowakei)
Dr. habil. Jana Englová (J. E. Purkyně-Universität Ústí nad Labem, Tschechien)
Dr. Anna Gondek (Universität Wrocław, Polen)
Dr. Jaroslav Kovář (Masaryk-Universität Brno, Tschechien)
Dr. habil. Ružena Kozmová (Universität des hl. Kyrillus und Methodius Trnava, Slowakei)
Dr. Christa Lüdtke (Universität Leipzig, Deutschland)
Dr. Jiřina Malá (Masaryk-Universität Brno, Tschechien)
Dr. Zdeněk Mareček (Masaryk-Universität Brno, Tschechien)
Prof. Dr. Zdeněk Masařík (Masaryk-Universität Brno, Tschechien)
Prof. Dr. Karl-Heinz Plattig, Dr. h. c. (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Deutschland)
Dr. Thomas Schneider (Schlesische Universität Opava, Tschechien)
Dr. Robert Schwarz (Comenius-Universität Bratislava, Slowakei)
Dr. Monika Straňáková (Konstantin-Universität Nitra, Slowakei)
Dr. Jozef Štefčík (Konstantin-Universität Nitra, Slowakei)
Dr. Dirk Weismann (Université Paris-Est, Frankreich)
Prof. Dr. habil. Klaus Werner (Schlesische Universität Opava, Tschechien)
Dr. Astrid Winter (Karlsuniversität Prag, Tschechien)

Im Jahre 2008 wurden die Aussiger Beiträge, da sie die internationalen Standards des Peer Review Verfahrens erfüllten, auf die Liste der in Tschechien herausgegebenen rezensierten Zeitschriften gesetzt. Diese Liste wird auf Anweisung der Regierung der Tschechischen Republik vom Rat für Forschung, Entwicklung und Innovationen zusammengestellt. Die AB werden außerdem seit der ersten Nummer in **Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen** und **der MLA International Bibliography** ausgewertet.

Die AB stehen im Austausch mit den germanistischen Zeitschriften **Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik**, **Germanoslavica** sowie **Studia Germanica** in Tschechien, **Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis** in Ungarn, **Slowakische Zeitschrift für Germanistik** in der Slowakei, **Estudios Filológicos Alemanes** und **Revista de Filología Alemana** in Spanien, **Bohemia** sowie **brücken** in Deutschland, **Literatur und Kritik** in Österreich, **Gegenwartsliteratur** und **Modern Austrian Literature** in den USA sowie mit den Institutionen **Deutsches Literaturarchiv** in Marbach, **Adalbert Stifter Verein** in München und **Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich**.

Zum Ausbau des Netzwerkes sind Kontakte mit weiteren Fachjournalen oder Einrichtungen willkommen.

Die Redaktion

GERMANOSLAVICA

Zeitschrift für germano-slawische
Studien



Jahrgang
22

Prag
2011

Nr.
1

INHALT

AUFSÄTZE

- Matthias Freise – Britta Korkowsky: Drei Gleisdreiecke. Boris Pasternak, Viktor Šklovskij und Joseph Roth sehen Berlin / Three times “Gleisdreieck”. Berlin through the eyes of Boris Pasternak, Viktor Šklovskij and Joseph Roth 1
- Petro Rychlo: Metamorphosen des „Hohen Gerichts“: Robert Flinkers *Fegefeuer* als literarisches Pendant zu Franz Kafkas *Der Prozeß* / “High Court” Metamorphoses: Robert Flinker’s *Purgatory* as a Literary Pendant to Franz Kafka’s *The Trial* 21
- Iva Krejčová: Spuren des Nibelungenlieds in Jan Erazim Vocels *Přemyslovci* (1839) / Traces of the Nibelungenlied in J. E. Vocel’s *The Premyslides* 30
- Ulrike Notarp (in Zusammenarbeit mit Małgorzata Kotiuszko): Das Bild von Deutschland und ‚den Deutschen‘ unter polnischen Jugendlichen in Wrocław. Eine Untersuchung polnischer Autostereotype und deutschlandbezogener Heterostereotype / The Image of Germany and the ‘Germans’ among young Polish people from Wrocław/Poland. A research into self-images and public-images 47
- Věra Höppnerová: Fremdwörter im Deutschen und Tschechischen unter dem Aspekt der Interferenz / Foreign Words in German and Czech from the Aspect of Interference 68

BESPRECHUNGEN

- Steffen Höhne – Justus H. Ulbricht (Hgg.): Wo liegt die Ukraine? Standortbestimmung einer mitteleuropäischen Kultur (Alexander Kratochvil) 76
- Kateřina Tučková: Vyhnání Gerty Schnirch (Roman Kopřiva) 82

BERICHTE

- „Körnchen zu Körnchen tragen“ – Zum Tod von Ludvík Kundera (1920-2010) (Volker Strebel) 85
- Franz Spina – Ein Prager Slawist zwischen Universität und politischer Öffentlichkeit (17. - 19. Februar 2010 in Prag) (Steffen Höhne) 87
- Verzeichnis der Mitarbeiter 90

25/2011

STIFTER JAHRBUCH NEUE FOLGE

Mittler zwischen Sprachen und Kulturen (P. Becher) ■ Jahresbericht 2010 ■ Kunstpreis zur deutsch-tschechischen Verständigung 2010 ■ Ein Untergang und die Kraft zur Auferstehung (J. Serke) ■ Die Kleine Bühne in Prag – Geschichte eines Theaters in Dokumenten (J. Ludvová) ■ Umfrage der Zeitschrift *Kmen* (1928) zum Übersetzen ■ Elfriede Jelinek und Adalbert Stifter im intertextuellen Dialog (*Die Ausgesperrten* in der polnischen Übersetzung) (A. Majkiewicz) ■ Peter Demetz' autobiographische Re-Konstruktion Prags der Jahre 1939–1945 (A. Tippner) ■ Was vermittelt Übersetzen? Ein Blick aus der Werkstatt (K. Kallert) ■ Der „sudetendeutsche“ Dichter Josef Mühlberger – ein Rückblick auf die Mühlberger-Forschung und ein Ausblick (L. Motyčka) ■ Museum Fotoatelier Seidel und die Fotografie in Krumau (P. Hudičák) ■ Rezensionen ■ Zeitschriftenschau

Ankündigung:

brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei N.F. 19/1-2 (2011)

Schwerpunkt Sprachkontakt

Albrecht Greule: Deutsch in Tschechien. Deutsch-Tschechische Forschungen zu Sprachvarietäten und Sprachkontakten. Rückblick und Ausblick

Libuše Spáčilová: Der tschechisch-deutsche Bilingualismus und eine tschechische Übersetzung des Meißner Rechtsbuchs aus den Jahren 1469-1470

Dalibor Zeman: Tschechische Einflüsse im Wienerischen auf phonologischer, phraseologischer sowie lexikalischer Ebene. Einige Bemerkungen zu den österreichisch-tschechischen Sprachbeziehungen

Tereza Pavlíčková: Als die Söhne Libussas die Druckerpresse griffen oder Zur Geschichte der südmährischen Presse am Beispiel Znaim

Michaela Kaňovská: Die Zwillingsformeln in den Leitartikeln des Mährischen Tagblatts

Věra Schmiedtová: Propagandasprache in der Tschechoslowakei 1948-1989

Barbara Schmiedtová: Vergleich von deutschen und tschechischen kunsthistorischen Texten: Eine textlinguistische Untersuchung zum deutsch-tschechischen Sprachkontakt

Pavla Grabowski: Deutsche Muttersprachler in der Tschechischen Republik

Schwerpunkt H. G. Adler

Hans Dieter Zimmermann: Vom Internat zum Lager. H. G. Adlers „Panorama“ des 20. Jahrhunderts

Manfred Voigts: H. G. Adler und Erich Unger. Versuch eines Zugangs zur ‚Vorschule für eine Experimentaltheologie‘

Thomas Krämer: H. G. Adler und die Poetik des Gedenkens

Sven Kramer: Die Politik der Erinnerung in H. G. Adlers Roman *Die unsichtbare Wand*

Jiří Holý: „Auschwitz ist existent...“ Ein Motiv der Shoah-Literatur in Mitteleuropa

Eva Pátková: Der kurze Briefwechsel mit H. G. Adler

Weitere Beiträge außerhalb der Schwerpunkte, Berichte und Rezensionen

Hergestellt mit Unterstützung durch den DAAD aus Mitteln, die das Auswärtige Amt bereitstellt.

Hrsg. von Steffen Höhne, Ingeborg Fiala-Fürst, Milan Tvrdík, Roman Mikuláš und Barbara Schmiedtová.

Redaktion: steffen.hoehne@hfm-weimar.de

Vielfältige Einblicke in Kafkas Leben und Werk

Mit Bibliografie, Personen- und Werkregister



Franz Kafkas Werk gilt bis heute als Musterfall der ästhetischen Moderne. Das Handbuch präsentiert die Kontexte, in denen Kafka stand und stellt sein Leben sowie die wichtigsten Werke, Fragmente, Tagebücher und Briefe vor. Dabei wird deutlich, welchen Einfluss z. B. der Prager Kreis, Judentum/Zionismus, Philosophie, Psychoanalyse, Film und Fotografie auf die Texte des Autors hatten. Besonderer Wert wird erstmals auf die Entwicklungsgeschichte des Kafka'schen Werkes gelegt.

Engel/Auerochs (Hrsg.)
Kafka-Handbuch
Leben – Werk – Wirkung
2010. 579 S. Geb. € 49,95
ISBN 978-3-476-02167-0
eBook 978-3-476-05276-6

„Mein Glück, meine Fähigkeiten und jede Möglichkeit, irgendwie zu nützen, liegen seit jeher im Literarischen.“

Franz Kafka, Tagebücher



info@metzlerverlag.de
www.metzlerverlag.de

J.B.METZLER